

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy
Gdańsk

~~φ 2534 II~~



Hermann Hirsch / Auf steht das Reich gegen Rom

Eigentum
der Gebietsführerschule I
des Gebietes Danzig-Westpreußen(37)

860013

Jurtyhet
Bathgel.

Auf steht das Reich gegen Rom

Von

Sermann Sirsch

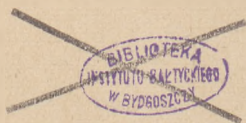


Georg Truckenmüller Verlag Stuttgart-Berlin

Nie wypożycza się do domu

5. Auflage, 21.—25. Tausend

// 411976



Biblioteka Główna

UNIWERSYTETU GDAŃSKIEGO



1100611090

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1940 by Georg Truhenmüller Verlag, Stuttgart-Berlin

Druck: Gebr. Knöller, Stuttgart

D 35/14/06

Der Inhalt

Unser Weg	7
Blick über zwei Jahrtausende deutscher Geschichte / Unser Weg zur „Nordischen Renaissance“.	
1. Kapitel: Die Schlange der Zwietracht	18
Das dramatische Vorspiel in den dunklen Wäldern Germaniens / Aufstand Armins gegen die Römer / Sein Ende durch den Verrat des eigenen Blutes.	
2. Kapitel: Kreuz wider Kreuz	27
Die Völkerwanderung, die große germanische Koloni- sation der geschichtlichen Frühe / Zusammenstoß der arianischen Germanen mit dem Werke Augustins / Der wandalische Staat Geiserichs in Nordafrika.	
3. Kapitel: Sieglöser Kampf	39
Theoderich, der Schiedsrichter der abendländischen Welt / Sein Streben nach Versöhnung zwischen dem arianischen und dem römisch-katholischen Kreuz.	
4. Kapitel: Sammerschläge	51
Der fränkische Bauernstamm wird zum Bannerträger des lateinischen Kreuzes / Karl Martell dämmt die ara- bisch-maurische Flut / Die Winkelzüge des Bonifatius.	
5. Kapitel: Zu spät gekommen	64
Pippin als alleiniger Herrscher des Frankenreiches / Grifo wird um sein Erbe betrogen / Fränkische Waf- fenhilfe für Papst Stephan II. / Geburtsstunde des politischen Katholizismus in der Errichtung des Kir- chenstaates durch die „Pippinsche Schenkungsurkunde“.	
6. Kapitel: Zerbrochene deutsche Seele	75
Die Christianisierung der Germanen mit Hilfe des fränkischen Schwertes / Dreißig Jahre Krieg gegen die Sachsen / Die kirchliche Politik Karls des Großen.	
7. Kapitel: Die Scheidung	89
Das germanische Abendland im Schatten des Pon- tifer / Zerfall des fränkischen Reiches / Die kirchen- politischen Kräfte im französischen Episkopat / Schlacht gegen Kaiser Lothar bei Fontenoy.	
8. Kapitel: Der große Betrug	100
Papst Nikolaus I. und seine Trabanten / Aufstand der päpstlichen Hierarchie gegen die Reichsgewalt / Die „Pseudoisidorischen Dekretalen“.	
9. Kapitel: Der geheimnisvolle Magnet	110
Der Staatsaufbau durch Otto den Großen / Warum Otto nach Italien zog.	
10. Kapitel: Unter den Nackenschlägen des Krummstabes	129
Der Griff des Pontifer nach dem Reich / Restauration	

der Kirche durch die cluniacensischen Ideen / Der Kampf um die Investitur / Heinrichs IV. Waffengang mit Rudolf von Rheinfelden und die Auseinandersetzung mit Papst Gregor VII.

11. Kapitel: Des Kaisers Wille ist Gesetz . . . 148
Das Ringen des Staufers Friedrich mit dem Pontifex / Friedrich I. auf den Spuren der Ottonen / Nationalstaaten sprengen die Idee des staufischen Weltreichs / Die klaren Anfänge einer deutschen Nationalkirche / Das Gericht des Staufers über Heinrich den Löwen.
12. Kapitel: Wo der Neid frist 161
Deutschritter gegen das griechisch-katholische Morgenland / Schlacht bei Tannenberg / Heinrich von Plauen rettet den Orden / Zerfall der Schwertbrüderschaft.
13. Kapitel: Ritter gegen Tod und Teufel . . . 174
Die Düsternis der Hochscholastik, „Ketzer“ morden und „Herenwahn“ / Deutscher Ausbruch im Humanismus / Ulrich von Hutten, der erste deutsche Publizist / Der von Rom gehezte Hutten ruft zur deutschen Revolution.
14. Kapitel: Päpstliche Schiffe im Sturm . . . 181
Königin Elisabeth von England befreit die englische Kirche vom Papsttum / Spanien schickt die Armada / England gewinnt durch Francis Drake die Herrschaft der Meere.
15. Kapitel: Sabsburgs großer Verrat 195
Ferdinand II. am Gängelband der Jesuiten / Wallensteins politisches Ziel / Jenno, der Hausastrolog Wallensteins, von den Jesuiten bestochen / Sabsburger Verrat am Reich.
16. Kapitel: Der Weg aus dem Chaos 211
Richelieu und Mazarin bestimmten die deutsche Landkarte / Nach dem Westfälischen Frieden / „Gegenreformation“ durch die Jesuiten / Kristallisationspunkt Preußen / Der Große Kurfürst gegen Ludwig XIV. / Das Edikt von Potsdam gegen das Edikt von Nantes / Preußen verhindert römisch-katholische Einkreisung.
17. Kapitel: Das Lager von Bunzelwitz 223
Mobilisation des Papstes gegen den preußischen Staat / Friedrich der Große, der „Ketzer auf dem Königsthron“ / Seine Politik der Beharrung und des Troztes führt zum Ziel.
18. Kapitel: Die „Hochverräter“ 240
Stein und Yorck gegen den schwachen preußischen König und gegen den Freimaurer Hardenberg / Konvention von Tauroggen / Der Weg in die Freiheit.
19. Kapitel: Stationen 263
Umwege durch den Irrgarten des Liberalismus im 19. Jahrhundert / Vom Zweiten zum Dritten Reich / Erfüllung.

Unser Weg

„Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangne deuten: nur in der stärksten Anspannung eurer edelsten Eigenschaften werdet ihr erraten, was in dem Vergangnen wissenschaftlich, bewahrungswürdig und groß ist.“

Diese Worte schrieb der einsame Wanderer von Silvalplana, der prophetische Philosoph Friedrich Nietzsche, der mit messerscharfem Geiste das abendländische Weltbild analysierte und aus mutigen Erkenntnissen mit brutaler Konsequenz seine Forderung nach Züchtung von Kraft und Geist anmeldete, damit bedeutungsschwere Gesetze einer neuen Staatsphilosophie offenbarend. Der Einsame, der den Berg der Erkenntnisse bis zur schwindelnden Höhe erklimmen hatte, wurde in einer Zeit zum warnenden Herold, zum mahnenden Rufer, zum erbarmungslosen Kämpfer, in der das Zweite Reich, die Gründung Bismarcks, dem Gipfel weltpolitischer Macht zusteuerte. In diesem Zweiten Reiche aber versagten nicht nur die kulturellen Funktionen; es war erfüllt von den Ideologien des neunzehnten Jahrhunderts und den verwelkten Begriffen der französischen Revolution. Das Zeitalter des „Kochenden Wassers“ und des Explosionsmotors zeigte eine gleißende Fassade, hinter der jedoch der Profitgeist verspießerter Seelen das einzig erstrebenswerte Ideal im Erreichen satter Beschaulichkeit sah.

Als die gefesselte Erde immer mehr unter eisernen Schienensträngen ächzte, als wir in das nüchterne Zweckgesicht der Maschinenlandschaften blickten, als des deutschen Volkes

Macht in falschem, mistönendem Pathos verkündet wurde, als wir mächtig schienen im Glauben auf unsere soldatische Tradition und Haltung, da hat der einsame Herold von Silvaplana laut seine Warnrufe ins Reich geschickt. Er wurde zu seiner Zeit nicht gehört. Kaum eines seiner aufrüttelnden Werke ist damals von einer deutschen Zeitung besprochen worden. Kein Wunder darum, wenn der nicht Erhörte seine Erbitterung im „Ecce homo“ verspritzte. Wir, die wir die Wahrheit seiner übermenschlich-prophetischen Philosophie erleben mußten, wir wollen ihm diese schmerzlichen Worte verzeihen. Denn wir fühlen uns heute stark genug, um gleich ihm das Bild unserer Geschichte zu untersuchen und um, mit seinen Worten zu sprechen, „aus der höchsten Kraft der Gegenwart die Vergangenheit zu deuten“.

Erkennen wir unsern Weg, den wir in Jahrtausenden gegangen sind? Wer wollte sich vermessen, diesen gewundenen Pfad unseres volklichen und kulturellen Werdens mit nur rein verstandesgemäßen Methoden abzustechen? Wer hätte den Mut, mit der Überzeugung lehrratzgebundener Logik die geschichtsgestaltenden Kräfte, die diesen unseren Weg bestimmten, zu umreißen? Wer in gläubigem Suchen über Jahrtausende blickt, der wird bescheiden vor der erdrückenden Größe geschichtlichen Seins. Nur die Titanen des Geistes vermögen das zu erstrebende Wunschbild nordischer Renaissance zu entwerfen, jener nordischen Renaissance, die hinführt zu einer zukunftsträchtigen Bindung zum Kosmos, den Kreis völkischen Wachstums und göttlicher Ewigkeit schließend.

Wir sehen in Jahrtausenden, wie in beinahe abgezirkelten Epochen erschütternde Stürme über den Kontinent brausten. Von dem Jahrzehnt an, da die Cimbern und Teutonen, aus den dunklen Wäldern des Nordens kommend, zum erstenmal an die Pforten des römischen Imperiums pochten, erkennen wir das Gewoge, den heroischen Aufstieg und den tragischen Niedergang leuchtender Geschlechter der germanischen Stämme. Die Kraft des germanischen Menschen prägte das Gesicht der abendländischen Welt. Zu dieser dauernden blutverzehrenden

Kraftentfaltung zwang uns die geographische Lage des engen deutschen Lebensraums. Als die Adler der römischen Legionen in die germanischen Gaue getragen wurden, mußte Armin mit den geeinten nachbarlichen Stämmen die Eroberer verdrängen. Und als der Raum für die germanischen Völkerschaften immer schmaler wurde, begann die gesetzmäßig ablaufende große Wanderung. Auf dem Mahlstein der machtpolitischen Kräfteverschiebungen wurde das Römische Reich zerrieben. Germanische Staaten wuchsen in Italien, in Frankreich, in Spanien und in Nordafrika. Und wenn auch die germanischen Kolonisten damals der Verrat fällt, beinahe alle diese Staatsgründungen blieben bestehen bis auf den heutigen Tag. Denn es ist wohl notwendig, uns allen die Tatsache ins Gedächtnis zurückzurufen, daß die europäischen Staaten von Germanen gegründet wurden.

Die deutschen Gaue sind immer der Mittelpunkt des Kontinents gewesen; sie sind es heute noch. Immer mündeten die Kraftlinien der großen Politik in die deutschen Herzkammern. Wir mußten uns der Mauren im Jahre 732 bei Tours und Poitiers erwehren wie im Jahre 1683 der Türken vor Wien. Ohne den Schutz natürlicher Landesgrenzen waren wir den Sonnenschwärmen ebenso preisgegeben wie dem Ansturm der Mongolen, der aus den unendlichen Steppen Asiens kam. Von Deutschen wurde dieser Einfall einer andern Welt in Schlesien und Mähren, der eigentlichen Herzkammer Europas, wie Bismarck sie bezeichnete, abgefangen. Im Dreißigjährigen Kriege zogen die Völker Europas über unsere Länder hin, blühendes Kulturland verwüstend und das Volk mordend. Zuvor hatte freilich, als die mittelalterliche Kaiserherrlichkeit in Staub gesunken war, die wehrhafte Gansa die Kronen Dänemarks, Norwegens und Englands in ihren gesicherten Gewölben liegen. Aber von der Seine über den Rhein zur Donau warfen Richelieu und Mazarin ihre fesselnden Netze. Jene blühende Kraft, die einst Staaten gründete, den Kontinent bewegte und dessen Gesicht prägte, versickerte in den eigenwilligen Grenzen von ein paar hundert ohnmächtigen Fürstentümern gleich der Quelle im Wüstenand.

Auf allen Walstätten Europas bluteten deutsche Männer. Aber sie standen in fremdem Sold und fochten unter fremden Fahnen. Jubelnd verströmte die deutsche Seele in himmelstürmenden Domen und in göttlicher Musik und Dichtung, gleichsam das geistige Weltbild formend wie ehemals die blonden Staatengründer der geschichtlichen Frühe. Diese Träger des Lichtes entzündeten ihre Fackeln an der ewigen Opferflamme des göttlichen Olymp im sonnigen Zellas; über die ganze Welt leuchtete das Feuer des deutschen Geistes; über der ohnmächtigen kleinstaatlichen Verstrickung erhoben sich die Genien des deutschen Lichtes.

Im sandigen, menschenleeren Norden, dem deutschen Kolonialland, formte sich im Chaos wieder ein ordnendes Prinzip, wo die eiserne Pflicht die Stunde regierte und wo ein König sich als der erste Diener seines Staates fühlte. Der preussische Staat wurde zum Kristallisationspunkt des deutschen Raumes. Und wenn auch der Korse seine See durch die deutschen Länder führte — er zerbrach dabei gar viele eigensüchtige Dynastien —, das aus dem Kolonialland mit seinen zerissenen und blutenden Grenzen geformte Preußen wurde, wie nach dem Dreißigjährigen Kriege, zum Ketter Deutschlands. Gegen das Sträuben der aufgeblähten Dynastien hat Bismarck das Zweite Reich nach seinem Willen geschaffen, dessen höchster Höhepunkt die Augusttage des Jahres 1914 gewesen sind. Eine unbesiegte, von der Heimat verratene Armee, die wie in germanischer Frühzeit auf allen Plätzen des Kontinents focht, kehrte in völkische Ohnmacht zurück. Das erbärmlich-tragische Finale dieser Phase des Sturzes, von Nietzsche seherisch vorausgesagt, kennen wir alle.

So offenbart sich der Rhythmus der deutschen Geschichte in Gegensätzen: Neben titanischen Leistungen steht jämmerliche Erbärmlichkeit, neben der gestaltenden Kraft hierbankpolitisches Stümpertum, neben dem Aufstieg der Abstieg. Das sei deutsches Schicksal, orakeln gar viele Historiker, die die einzelnen Phasen nur als nüchterne Gegebenheiten betrachten, deren Seelen aber nicht das Geheimnis spüren, das über dem Boden liegt, dem Heimatboden, der vom edelsten deutschen Blute gedüngt wurde. Die Geschichte

des deutschen Volkes ist kein Gemisch „gegebener Tatsachen“. Sie sproßt auch nicht aus dem Dornenwerk der Zahlen und Namen. Die Geschichte ist die Schöpfung heißer Wünsche von Träumern, von glaubensstarken Willens- und Tatmenschen, großer Genien der Menschheit, die einander die Fackel des göttlichen Erlebens über Jahrhunderte hinweg reichen. Geprägt wurde das Antlitz der Vergangenheit von den großen Männern, die nach dem Worte Treitschkes „die Geschichte machen“. Und mitbestimmt wurde das historische Sein von dem Blut und von den „Imponderabilien“ der Landschaft, die nicht meß- und wägbar sind. Das Volk wird stets seinen Platz an der Sonne behalten, das sorgsam seine natürlichen Grundlagen sichert, das die Sümpfe der Fäulnis trocknenlegt, das die biologischen Gesetze achtet, in Geschlechtern denkt und — immer bereit ist.

Es ist wohl ein langer Weg von dem reißigen Gefolge des Germanenführers Ariovist zu den Edelleuten Friedrichs des Großen, von den römischen Kohorten der Geruler zu dem Bundesarmeekorps der Bayern, schreibt Gustav Freytag. Aber wer in Geschlechtern denkt, dem sind auch die Jahresringe unseres völkischen Wachstums von höchster Bedeutung. In dem mächtigen Strom geschichtlichen Erlebens erkennen wir heute Ursache und Wirkung: wir sehen Kraft und Schwäche, ideales Wollen und niederes Gieren, himmelstürmendes Träumen und verräterisches Kriechen, heroisches Sandeln und feiges Verhalten, herrischen Trotz und knechtisches Winseln. Wir sehen Brücken über Jahrhunderte, auf denen die Edelsten unserer Geschlechter wandeln. Die Bindungen des Blutes werden uns in gleicher Weise offenbar wie die Zusammenhänge bestimmender Aspekte. So wird der Zug der Cimbern und Teutonen ein starkes Jahrhundert vor Zeitenwende zum Vorspiel der dramatischen Tragödie des mittelalterlichen Kaisertums. Über viele Jahrhunderte spannen sich die verbindenden Bogen der Brücken. Oder wer glaubt, es wäre ohne sonderliche Bedeutung, daß die Gegenreformation „zufällig“ dort steckenblieb, wo die Römer ein Jahrtausend und mehrere Jahrhunderte zuvor die vorgeschobenen Posten ihrer Kastelle gesetzt hatten? Frei-

lich, die beherrschenden Kräfte der einzelnen Epochen sind immer wieder verschieden. Aber aus der Gesamtschau geschichtlicher Betrachtung treten uns unleugbare Zusammenhänge und tragende Verbindungen entgegen.

Wer so die Vergangenheit betrachtet, für den rückt sie in die Gegenwart als Prisma künftigen Werdens. Von besonderer Bedeutung für das deutsche Volk ist aus dem reichen Strauß historischer Perspektiven das Zusammentreffen der germanischen Menschen mit dem Christentum. Die Frage, was etwa die germanischen Stämme dem Christentum zu verdanken haben, soll hier nicht untersucht werden. Zurückgewiesen sei hier lediglich jenes aus konfessionell-kirchlichen Kreisen stammende Märchen, das Christentum habe den kulturellen Formwillen der Deutschen bestimmt und geprägt. Die einzigartigen Dome, die Bilder eines Grünwald und die Stiche eines Dürer, die Fugen eines Bach und die Symphonien eines Bruckner wären, so sagen jene Kreise, eindringliche und ewige Zeugen des Christentums. Dabei wird geflissentlich übersehen, warum beispielsweise die durch die Mission bekehrten Buschneger nicht wenigstens einen bescheidenen Ansatz eines ähnlichen kulturellen Eigenlebens zeigen. Was im deutschen Raume an kulturellen Gütern geschaffen wurde, *quo lla us dem germanischen Blutstrom*: die Dynamik der deutschen Seele gleichermaßen wie die zarten Tiefen gemütvollen Erlebens, der faustische Trieb, alles zu ergründen, was die Welt im Innersten zusammenhält, ebenso wie die großen Schöpfungen unserer Architekten und Ingenieure. Das Gesicht der Welt im zwanzigsten Jahrhundert wird vom germanischen Geist gezeichnet. Der Handwerker, der irgendwo in Deutschland mit irgendeiner Erfindung ein heute weltumspannendes Unternehmen aufbaute, ist an den gleichen Blutstrom angeschlossen wie der Rankee, der Trußkönig, dessen Vorfahren aus dem mitteleuropäischen Raume als abenteuernde Wikinger ausgezogen sind.

Nun waren die germanischen Stämme, die Ost- und Westgoten, die Wandalen, die Alemannen, die Langobarden und noch andere auch „Christen“. Aber sie waren *A r i a n e r*. Das

Bewußtsein ihrer Kraft und ihrer Würde verbot ihnen, Mittler zu bestellen zwischen sich und ihrem Gott. Eine Kirche als romgebundene Organisation wäre also bei den Arianern nicht denkbar gewesen. Bei der römisch-katholischen Konfession dagegen vermählte sich die christliche Seilslehre mit dem etruskischen Satanismus, wie Alfred Rosenberg sagt. Dogmatisiert wurde diese Bastardgeburt von Augustin, der in Rom zum erstenmal mit den Goten in Berührung kam. Warum die Goten nicht in die christlichen Kirchen gingen, haben ihn die Römer gefragt. Und Augustin antwortete: „Weil die Goten andere Menschen sind als ihr und wir.“ „Der irdische Staat hat der Kirche zu dienen“, forderte Augustin. Sein Werk blieb durch die Duldsamkeit der arianischen Wandalen erhalten.

Der etruskische Satanismus im christlichen Gewande war eine einzige Auflehnung gegen die germanische Rasse, ein einziger Aufstand gegen die germanischen Staatsgewalten, ein einziger Protest niederer Rasseinstinkte gegen nordisches Herrenmenschentum. Wenn wir die einzelnen Phasen unserer Geschichte genauer betrachten, wenn wir Ursache und Wirkung analysieren, dann erkennen wir erst, wie neben den vielen anderen Aspekten die christliche Kirche als geschichtsbestimmende Macht in den Jahrhunderten in Erscheinung getreten ist.

Aus dem orientalisch-etruskischen Schoße wuchs die Gestalt des Pontifex, des Oberpriesters. Wie ein finsterner Schatten legte er sich über das lichte Abendland. Im Schiedsrichteramt über die weltlichen Großen des Erdkreises gipfelte sein Machtanspruch. Für das Kreuz zogen die germanischen Franken das Schwert. Der orientalisch-sadismus griff durch die Inquisition nach den „Ketzer“ — der Begriff ist eine üble Verbalhornung des Wortes Katharer, von denen Wolfram von Eschenbach die Mär von Parzival holte — wobei die Abigensier, die Stedinger Bauern und die Zugenotten ausgerottet wurden. Frankreich war bei aller Selbständigkeit des französischen Episkopats „die liebste Tochter“ der Kirche; die französischen Könige waren die „Allerchristlichsten“. Im Blutstrom der Bartholomäusnacht aber verging in Frankreich der letzte Rest germanischen Herrenmenschen-

tums. Jene Kräfte, die für die Teilung des Karolingischen Reiches bestimmend waren, fühlten sich wahlverwandt mit dem Pontifex. Deshalb auch das Nahverhältnis zwischen dem Vatikan und Frankreich.

Blutig ist der Weg, den das Kreuz genommen hat. Der deutsche Dichter Nikolaus Lenau hat Papst Innozenz III. nach dem „Kreuzzug“ gegen die Albigenser in dichterischer Vision vor einem Christusbilde im Vatikan knien sehen. Und der Dichter fand die Worte:

„Er blickt empor zum Gottesbilde,
Ihn schreckt die Liebe und die Milde,
Indem er seiner Tat gedenkt.
Er starrt dem Bild ins Angesicht,
Da löscht ein Falter ihm das Licht,
Und finster ist es um ihn her
Und still; er fragt das Bild nicht mehr . . .“

Wir aber fragen: Wurde im Schoße der Hochscholastik nicht der *Sereuahn* geboren, dem hochwertiges germanisches Blut zum Opfer fiel? War die sadistische „Ketzer“verdammnis nicht der gleiche Aderlaß, wie er durch die „Kreuzzüge“ erreicht wurde, in denen sich der hierarchische Imperialismus auf eine sehr deutliche Weise offenbarte? Fürchtete etwa der Pontifex das Aufbäumen der deutschen Rassenseele — hysterische Mönche des römischen Männerbundes haben die „Kreuzigungspsychose“ gezeugt — und schickte er darum die Blüte des deutschen Adels in die Dürre Kleinasiens, gegen die Sarazenen, zum Streit gegen die „Ungläubigen“? Es sei hier nicht an Nietzsches vernichtendes Urteil über die Kreuzzüge erinnert. Aber die Vermutung liegt nahe, daß dieser Aderlaß gerade im deutschen Episkopat aus kirchenpolitischen Erwägungen des Vatikans notwendig erschien. Und es ist gewiß ebenfalls kein Zufall, daß die deutschen Ritter, die fruchtbaren Kolonisatoren des Ostens, just in dem Augenblick geopfert wurden, als das römisch-katholische Polen durch Jagiello das griechisch-katholische Litauen an sich fettete.

Die mittelalterliche deutsche Kaisergeschichte wird in ihren entscheidenden Augenblicken bestimmt von dem

Kampf zwischen Kaiser und Pontifex. Man erkennt ganz zwangsläufig aus dem Ringen dieser beiden Gewalten die geradezu schicksalhaften und folgenschweren Eingriffe des „Stellvertreters Christi“ in unsere Geschichte. Und um es nochmals deutlich zu sagen: mannigfaltig, wie der deutsche Mensch selbst, sind die geschichtsgestaltenden Kräfte im deutschen Raum, aber die Attacken der römisch-katholischen Kirche reichen in ihrer Konsequenz über viele Jahrhunderte, so daß es sich wohl verlohnt, einmal gerade diese dramatischen Phasen zu deuten. Bei der einzig möglichen Deutung ist der Schutt weggeräumt, mit dem in Jahrhunderten von den Dienern der heiligen Kirche die lauter fließenden Quellen verschüttet wurden. Nicht aus der Perspektive kirchenpolitischer Doktrin, nicht vom Postulat dogmenheiliger Unfehlbarkeit und nicht im Stile jesuitischer Dialektik, bei der der Zweck das Mittel heiligt, sollen diese Konflikte betrachtet werden. Das deutsch-germanische Weltbild in uns tragend, überblicken wir das Ringen zwischen Kaiser und Pontifex, den Kampf, der von der päpstlichen Hierarchie gegen das deutsche Volk geführt wurde.

Im Glanze des Blutes der Nation sehen wir die Seldensbilder auftauchen, die die gestrige Epoche aus recht begreiflichen Gründen nicht wahrnehmen wollte. „Wir sind das Zentrum und alles dreht sich um uns“, war der Lehrsatz des Ptolemäus. Dem Pontifex auf dem Kapitol zu Rom hat dieser Satz wohl gefallen. Er hielt sich für den Höchsten der Welt, und seine geschäftigen Diener bewegten das Inquisitionstribunal gegen Galilei, der sagte, wie zweitausend Jahre zuvor Pytheas, der frühe Kolonist aus dem Nordland, „wir drehen uns um die Sonne“. Die leuchtenden Seldens der Vergangenheit traf der Bannstrahl des Pontifex. Der Bannstrahl war einst eine furchtbare Waffe, ein wirksames Werkzeug der kirchlichen Machtpolitik. Aber bereits der löwenmutig kämpfende Salier Heinrich IV. nahm dieser Waffe die Schärfe. Und als Luther den beklemmenden Panzer römisch-katholischen Geistes zu sprengen versuchte, als Sitten ins Reich rief, wie sechs Jahrhunderte später Nietzsche, da war die Bannbulle schon zu einem wirkungslosen Popanz

geworden. Darum entbrannte dann auch der Krieg, der dreißig Jahre währte. Er entbrannte, weil der Pontifex nicht mehr Mittelpunkt weltpolitischen Geschehens war. Freilich, in dem verwüstenden Ringen spielten die Konfessionen gar bald eine recht untergeordnete Rolle. Das jesuitische Schwert des Zabsburgers mordete Wallenstein, den deutschen Staatsmann großen Formats, und der gerissene Kardinal an der Seine konnte ungestört seine verflavenden Schlingen legen.

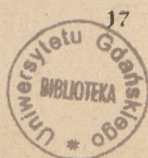
Unser Weg wird licht, wenn wir Meister Eckhart hören: „Der gerechte Mensch dient weder Gott noch den Kreaturen. Er steht so fest in der Gerechtigkeit, daß er dagegen weder der Pein der Hölle achtet noch der Freuden des Himmels. Den gerechten Menschen ist es also ernst um die Gerechtigkeit, daß, wäre Gott nicht gerecht, sie gäben keine Bohne auf ihn. Der Mensch soll Gott nicht fürchten! — Gott ist ein Gott der Gegenwart. Man soll ihn nicht außer sich suchen oder wännen, sondern ihn nehmen, wie er mein eigen und in mir ist. — Wahrheit ist also edel, daß, wenn Gott sich von der Wahrheit kehren möchte, ich wollte mich an die Wahrheit heften und Gott lassen . . .“

So sei die Wahrheit unser Licht auf dem gewundenen Pfad unserer Geschichte. Wir Deutschen kennen das Schuldbuch der Götter, das Schuldbuch der Fürsten und Menschen; wir wissen, warum die Midgardschützer dem Fenriswolf zum Opfer fielen. Gott lebt in uns, und unsere vieltausendjährige Vergangenheit lebt in uns.

Aber, so schreibt Treitschke: „nicht die Jahre der Geschichte zähle, wer eines Volkes Alter messen will; sicherer zum Ziele führt ihn die tiefere Frage, welcher Teil der Vergangenheit noch als Geschichte in der Seele des Volkes lebendig ist“. Lebendig ist das Blut unserer Vorfahren, die im Streit mit den finsternen Gewalten unser gegenwärtiges Sein prägten; lebendig ist der Glaube an unsere Kraft, die vor Jahrtausenden Staaten bewegte und das Weltbild formte; lebendig ist die deutsche Seele, die in ihrer reichen Vielgestaltigkeit aus dem Brunnen ewiger Göttlichkeit gespeist wird; lebendig ist der Glaube an unser Werk. Wir entfliehen nicht der Schuld, weil wir das Leben bejahren.

„Wer seine Heimat lieb hat, muß sie auch verstehen wollen; wer sie verstehen will, muß überall in ihre Geschichte zu dringen suchen“, sagt Jakob Grimm. Den lebendigen Pulsschlag der Geschlechter vor uns erleben wir auf Schritt und Tritt. Wir müssen nur die Augen und die Herzen öffnen und sehen und fühlen.

Und — im hellen Lichte der Gegenwart liegt unser Weg, unser Weg, der zur „Nordischen Renaissance“ führt.



Die Schlange der Zwietracht

In die dunklen Wälder der Germanen floß die römische Flut. Vom Limes aus, von der großen Verkehrsstraße, die die Römer angelegt hatten, zerrann sie in tausend und aber tausend Gewässer. Arminius, wie die Römer den Cheruskerfürsten nannten, erkannte die Gefahr. Im Jahre 9 nach der christlichen Zeitrechnung zertrat er im Teutoburger Walde den römischen Lindwurm. Die germanischen Stämme beugten sich seiner starken Hand und im Jahre 16 kann er bei Idisaviso siegreich Germanicus bestehen. Selbst Marbod, der romhörige Markomannenfürst, muß sich dem ersten Staatsmann der deutschen Gauen fügen.

Aber stärker als die römischen Legionen und gefährlicher als die römischen Schwerter war der Verrät. Die Geschichte sagt, Arminius wäre im Jahre 17 von seinen Gesippen ermordet worden, weil er nach der Königsherrschaft gestrebt habe. Sicher ist, daß Adgandestrius, Segest und Ingiomar, drei germanische Edle, den feigen Mord ausgeführt haben. Nicht weil Armin nach der Königsherrschaft strebte, nein, weil seine Gesippen von den Römern bestochen waren. Mit dem ersten römischen Gold kroch die Schlange der Zwietracht in die neblichten Wälder unserer Vorfahren. Wie einst Herakles im sonnenhellen Hellas mit der Hydra zu kämpfen hatte, so mußte Siegfried den gefährvollen Strauß mit dem Lindwurm bestehen. In vielen Jahrhunderten reifte der Zwietracht Saat zum deutschen Schicksal.

Es stinkt der Sumpf in den Wäldern. Durch die neblichte Dämmerung schleicht der Verrät." Ingo wirft Speer und Schild an die Planken und tritt in die düstere Halle des Herzogs.

Armin, wie ihn die Römer nennen, sitzt am klobigen Eichen-
tisch. Ingiomar, Rugius und Adgandestrius stecken über
ihren Bechern die Köpfe zusammen. Ingo will sich unbemerkt
wieder entfernen. Da ruft Armin seinen Gefolgsmann:

„Du warst lange unterwegs, Ingo! Bringst du Nach-
richten?“

„Die Nächte sind nicht dunkler als die Tage, mein Herzog.“

„Geh zu den Frauen, wenn du in Kätseln sprechen willst“
lacht der Herzog in seinen rotflammenden Bart.

Ingo steigt das Blut zu Kopf. Er möchte aufbrüllen wie
ein Stier. Da sitzt Adgandestrius der Chattenfürst, der Freund
der römischen Legaten, der goldene Armreifen und schwergol-
dene Ketten seiner römischen Freunde trägt und der mit Se-
gest, dem Verräter und Leugner seines Blutes in Vertrau-
lichkeiten brütet. Und da sitzt Ingiomar, der dem geschlagenen
Marbod wieder auf die Füße helfen will. Speiekelig würgt's
Ingo im Gaumen.

Im Hofe kläffen die Hunde. Die Flamme des entzündeten
Kienspans geistert durch den Raum. Der Wald atmet eine
dunstige Schwüle. Im Sumpf versickert das Blut von deut-
schen Helden.

„Du bist wenig freundlich in der gastlichen Halle deines
Herzogs“, wirft Ingiomar vorwurfsvoll hin.

„Wer das Gastrecht zum Verrat mißbraucht, verdient den
Strick um den Hals“, entgegnet Ingo gereizt.

„Ingo!“ schreit der Herzog. Seine Faust poltert auf die
Eichenplatte, daß die Becher tanzen.

Adgandestrius und Ingiomar sind aufgesprungen. Ihre
Fäuste umkrampfen den Knauf der Schwerter.

„Ohne Anklage seht ihr euch angeklagt“, sagt ruhig, sich
langsam erhebend, Rugius. „Spricht Ingo etwa nicht die
Wahrheit? Einen schimpflichen Tod verdienen alle Ver-
räter.“ Er sprach die Worte langsam und mit Nachdruck.

„Verzeiht, Herzog! Den Frieden des Herdes wollt' ich nicht
stören“, entschuldigt sich Ingo.

Armin winkt mit der Hand.

„Wir wollen in das Lager zu unseren Gefolgsmännern zu-
rückkehren“, sagt Ingiomar.

„Marbod will zu den Markomannen entweichen. Wir werden ihm folgen und ihn auch dort vertreiben. Dann mag er zu seinem Freunde Tiberius gehen. Er war der letzte, der sich einer Vereinigung der Völkerschaften in unseren Wäldern entgegenstellte. Alle Stämme wollen wir zusammenführen. Mit allen Stämmen wollen wir gegen die Römer ziehen. Niemals werden sie es mehr wagen, unsere Höfe zu verbrennen, unsere Frauen zu verschleppen und zu schänden, wenn sie wissen, in unseren Wäldern wohnt ein einiges Volk.“

Die festen und zuversichtlichen Worte des Herzogs füllen den Raum. „In unseren Wäldern wohnt ein einiges Volk“, wiederholt er mit Inbrunst. „Wir sind stark geworden auf unserem Boden und in unserem Wald. Wenn wir uns immer selbst gehören, werden wir ewig stark sein.“

Armin schüttelt Adgandestrius und Ingiomar die Hände und entläßt sie. Eine dumpfe Beklemmung bleibt zurück.

„Willst du deine Nachrichten für dich behalten?“ murrte der Herzog.

Ingo hört den vorwurfsvollen Groll in der Stimme Armins.

„Was ich zu sagen habe, dürfen die Ohren der Verräter nicht hören“, stößt Ingo erregt hervor.

„Du machst mich neugierig“, entgegnet der Herzog, dabei die Becher füllend. „Willst du etwa behaupten . . .“

„Die Götter zürnen dem, der sich vermißt, ihnen gleich zu sein.“

„Die Götter zürnen den Feiglingen“, donnert der Herzog.

„Der Verrat schleicht durch das Lager“, entgegnet Ingo ruhig. „Heimlich und offen, am Tage und in der Nacht. Herzog, eine gewonnene Schlacht hat die Menschen noch lange nicht eines Sinnes gemacht.“

„Wer sind nun die Schurken, die gleich den Würmern heimlich an unserem Werke nagen?“ fragt in erregter Spannung der Herzog.

„Vom First deines Hauses krächzen die Raben die Namen der Verräter. Sie saßen an deinem Tische und dein Herz gewährte ihnen Schutz.“

Starr blickt Armin auf den Sprecher. Spricht Ingo die Wahrheit oder spricht er irr? — Ein Windstoß fährt durch

die schwüle Halle. In das nächtliche Dunkel des Waldes leuchten feurige Wolken. Von der ferne dringt der Lärm der Gefolgsmannen herein.

„Du willst behaupten, Ingo“ — der Herzog spricht langsam, jedes Wort betonend — „daß . . .“

„Daß Ingiomar und Adgandestrius Verräter sind“, fällt Ingo frei dazwischen.

„Die Beweise? — Adgandestrius hat die Römer, sie möchten ihm Gift beschaffen. Er wollte dich, den größten Feind Roms, vernichten. Aber der Cäsar Tiberius ließ ihm durch seinen Legaten Stertinius sagen, der Römer besiege seine Feinde in offenem Kampfe und nicht durch Gift.“

„Als ob in Rom die Politik nicht immer durch Gift und Dolch gemacht worden wäre“, lacht Armin rauh. Und für sich: „Freilich, bei uns kann der Römer auf solche Hilfsmittel verzichten. Er hetzt Mann gegen Mann, Sippe gegen Sippe, Gefolgschaft gegen Gefolgschaft, Völkerschaft gegen Völkerschaft. Er braucht nicht Gift und Dolch — wir erschlagen uns selbst. — Legat Stertinius sagst du? Siehst nicht jener Reiteroberst auch Stertinius?“

„Es ist der ehemalige Reiteroberst Stertinius, der dich von deinem Bruder Flavus trennte“, wirft Rugius ein. „An jenem Tage, da du ihn im Zweikampf erschlagen wolltest, hat uns zum erstenmal brüderliches Blut verraten.“

„Schweig! Warum rannte ich ihm nicht die Lanze zwischen die Rippen?“ schreit der Herzog zornig. „Der Glanz des Goldes, Weiber und schöne Worte haben ihn betört. Um Gold und Ämter wütet er gegen sein Blut. Ich weiß recht wohl, wie aus dem Süden ein Giftstrom in unsere Wälder dringt. Handelsleute kommen und Abenteurer. Sie narren unsere Weiber und — auch die Männer. Wir brauchen Rom nicht. Wir wachsen nach eigenen Gesetzen in unseren Wäldern. Götterstark sind wir, wenn wir den Strom der Fäulnis nicht hereinlassen und wenn wir glauben an unsere eigene Kraft.“

Der Himmel bekräftigt die Worte des Herzogs. Einem grellen Blitz folgt krachend der Donner. Rugius schnuppert nach dem Schwefel des Einschlags. „Flavus hat in unseren Wäldern seine Gefolgschaft“, wirft Rugius ein. „Adgan-

destrius, der dich vergiften wollte, saß ruhig an deinem Tisch und trank den Met. Jetzt brütet er neues Unheil mit seinen Gefolgsmannen.“

„Die Chatten sind sicher“, unterbricht ihn Armin.

„Wenn der Führer auf krummen Wegen geht, kann die Gefolgschaft nicht auf einem geraden folgen“, entgegnet Ingo. „Viel gefährlicher als der Verrat des Chattenfürsten aber ist der Abfall von Ingiomar.“

„Das lügst du!“ Der Herzog ist aufgesprungen. Ganz dicht tritt er an Ingo heran. Die Augen brennen ineinander. Über dem schwarzen, unheilswangeren Wald grollt der Donner.

„Schon in dieser Stunde steht Ingiomar mit seinem Gefolge in Marbods Lager“, spricht Ingo, das schmerzliche Schweigen brechend. „Er ist eifersüchtig auf deinen Ruhm, Herzog. Er will nicht, daß du König wirst.“

Armin läßt sich schwer auf seinen Sitz fallen. Das siegesfrohe Zechen, das von draußen hereindringt, dünkt ihm auf einmal falsch und unecht. „Ingiomar will nicht, daß ich König werde“, spricht er leise vor sich hin . . .

„Ich will nicht König sein — ich will die Völkerschaften einen“ schreit Armin auf.

Ingo hämmert weiter: „Hat Ingiomar heute in der Schlacht nicht Marbod geschont? War es nicht er, der ihn entzwischen ließ? — Jawohl, das Feld ist unser geblieben. Marbod wurde geschlagen. Er wäre tot, hätte Ingiomar ihn nicht geschützt. Den Langobarden, den Hermunduren und den Semnonen haben wir heute den Sieg zu verdanken. Sie sind von ihm abgefallen und kämpften mit uns um ihre Freiheit.“

Armins Blick irrt um den rufenden Kienspan. Unruhigen Schrittes geht Rugius auf und nieder. Ingo schweigt und steht hart, noch schwereres Unheil tragend. Hart dräut die Not. Wie soll er sie dem Herzog künden?

Der alte Rugius denkt an ferne Tage. Immer ist die Vergangenheit ein Schlüssel für die Zukunft. Wer einen Weg aus bitterer Gegenwart sehen will, muß erst das gelebte Leben begreifen. Er war dabei, als Varus seine drei Legionen verlor. Es ist lange her, da zum erstenmal die heiligen Saine mit den römischen Feldzeichen geschmückt wurden. Und doch ist's

ihm, als ob es erst gestern gewesen wäre. Hat nicht Segest dem Varus einst den Aufstand verraten? Er war dabei, als der Herzog die Gaue der Cherusker durchritt wie Wotan auf feurigem Ross. In alle Winde flog er, in die Wälder der Istvåonen, in die der Hermunduren und Agrivarier. Cæcina und Germanicus zogen mit acht Legionen in unser Land; geschlagen mußten sie aus unseren Wäldern fliehen. Auch „die langen Brücken“ haben den Römern nicht geholfen. Von den Göttern zerbrochen wurden die Schiffe des Germanicus und die der Bataver. Cæcinas Legionen drängten wir in den Sumpf. Zersprengt wurden die stark bewehrten Manipel. Zugtiere, Soldaten und das ganze Gepäck wurden vom geschändeten Boden verschlungen. Dreimal ging die Sonne unter und dreimal ging sie wieder auf über der großen Waldwiese von Idisaviso. Eine römische Lanze traf den Herzog. Die Wunde war leicht gegenüber der, die er jetzt empfangen. Das Schlachtfeld blieb unser. Auf den Flüssen, durch die Wälder, von allen Richtungen kamen die römischen Legionen — in alle Winde hat der Herzog nach harten, verlustreichen Kämpfen die Manipel schließlich verjagt. Tiberius kann keine Legionen aus dem Boden stampfen. Seit den Tagen von Idisaviso ist den Römern das Wiederkommen vergangen. Dafür floß der Giftstrom der Falschheit aus dem römischen Süden. Den Waffen der Römer haben wir standgehalten; Lüge und Falschheit aber fällen Mann um Mann.

Rugius ist alt geworden im harten Kampf neben dem jungen Cheruskerfürsten, der sein Leben nur in dem einen Ziel verzehrte, alle Stämme in den germanischen Wäldern zu einen und gegen die Römer zu führen. Dem Herzog ist es nicht leicht gefallen — die Götter wissen es — gegen Marbod das Schwert zu ziehen. Aber es mußte sein.

Der Blick des Alten fällt auf Ingo, der in das aufbrennende Dunkel des Gewitterhimmels starrt, anbetend, unentwegt, als wünscht er den göttlichen Feuerbrand zu Hilfe. Zu dem jungen Gefolgsmann tritt Rugius. Die zitternde Frage preßt er durch die Zähne: „Ist das alles, Ingo? — Wer steht noch zu den Verrätern?“

„Der Gote Katwalda hält die Gaue Marbods besetzt“,

weicht Ingo aus. „Marbods Burg im Markomannenland hat er verbrannt. Der Markomannenfürst ist ohne Bleibe und Ingiomars verräterische Mühe ist umsonst.“

„Das ist Nebensache, wer Marbod vertreibt. Besorgt es der Gote Katwalda, brauchen wir es nicht tun“, hält ihm Rugius dagegen. „Doch, wenn dem so ist, dann wird sich Ingiomar gegen den Herzog wenden.“

„Zusammen mit des Herzogs Gesippen“, stößt Ingo heiser hervor.

„So findet sich die Brut!“ In seinem Jorn wendet sich der Alte zu Armin: „Zu den Waffen, solange es noch Zeit ist.“

Armin erhebt sich langsam und geht festen Schrittes dem Ausgang der Halle zu. „Von Flavus wurde die Zwietracht in unser Land gebracht; von den Römern wurde die Schlange gemästet. Sie ist fett geworden. Hau' ich ihr den Kopf ab, wachsen zehn neue Köpfe nach. Wenn die Waffen entscheiden sollen, ist es höchste Zeit.“

„Der Augenblick entscheidet! Wir können nicht warten, bis die Nacht der Sonne weicht“, mahnt Ingo. „Segest, Ingiomar, Adgandestrius, deine Gesippen, Herzog, sie alle haben geschworen, daß du den Tag nach diesem Treffen nicht mehr erleben sollst.“

„Geschworen haben sie? Geschworen?“ zweifelt Armin und tritt wieder vom Ausgang der Halle zurück. „Und doch haben die Verräter mit mir den Sieg erfochten.“

„Gestritten und gesiegt haben deine Gefolgsmannen und die Langobarden. Die Verschworenen aber wünschten deinen Tod“, spricht der alte Rugius kalt. „Du bist den Wichten viel zu weit vorausgeritten. Um viele Monde, um viele Lenz. Jetzt können dir die kleinen Geister nicht mehr folgen, Herzog.“

„Ich bin zu weit vorausgeritten. Nun können sie nicht mehr folgen. Sie halten am Ende für Dummheit, was sie in ihrer eifersüchtigen Einfalt nicht begreifen“, wiederholt für sich Armin.

„Dummköpfe werden die Taten eines Führers nie begreifen“, knurrt Rugius. „Vielleicht ist's noch Zeit zur Umkehr. Du allein, du ganz allein hast die römischen Ketten gesprengt. Durch ewige Fernen trägt dich der Ruhm.“

„Es ist schon gut, mein alter Freund. Wir haben die Waffen der Römer zerbrochen, wir haben die Legionen aus unseren Bauen verjagt, wir sind frei geworden und könnten auf eigener Scholle wachsen . . .“

„Herzog, es ist Zeit!“ drängt Ingo, Armin unterbrechend. „Der Hermundurenfürst Vibilius verehrt dich wie einen Gott und ist dir treu ergeben. Die Langobarden stehen zu uns. Wir stehen hier und reden. Der Augenblick entscheidet.“

„Denkst du an Flucht?“ — Des Herzogs Augen flammen. Er nimmt Schild und Schwert. Das Schwert ist eine edle römische Arbeit. Bei Idisaviso hat er es einem gefallenem Legaten abgenommen.

Er läßt die Klinge durch die Luft sausen. Seltsam flackert der Schein des Kienspans auf der blanken Waffe. Das Wetter hat sich tiefer in den Wald verzogen. Auf das dichte Laubwerk rauscht ein leichter Regen. Der Himmel will die Spuren des blutigen Bruderkampfes verwischen. Verstummt ist der Lärm der zehenden Mannen. Nur ab und zu schlägt ein Hund an, wenn ein morscher Ast von den verfilzten Kronen bricht.

„Es ist Zeit, Herzog“, wiederholt ungeduldiger Ingo. „Wir müssen fort!“

Armin starrt auf den Sprecher. „Aus dem eroberten Herrensitze soll ich weichen? Kennst du deinen Herzog so schlecht?“

„Wir kämpfen mit ungleichen Waffen. Das schärfste Schwert ist stumpf gegen Verrat und Falschheit und Hinterlist“, versucht ihm beruhigend Rugius einzureden.

„Mich schützt das Land, das ich befreite.“ Armin geht wieder dem Ausgang der Halle zu.

Da gellen Schreie durch die Nacht. Waffen klirren. Die Sunde reißen kläffend an ihren Ketten. Der ganze Wald wird lebendig.

„Wir sind umstellt“, sagt Rugius. Ohne Hast nimmt der Alte Schild und Speer von den Planken und schlägt den Kienspan aus dem eisernen Ring. Die Nacht verhängt die Halle. Über dem rauschenden Wald leuchtet von ferne der Himmel.

Näher und näher kommt der Lärm der verräterischen Waffen. „Ich weiß einen Weg, der zu Freunden führt“, drängt Ingo wieder. „Sie werden das Nest leer finden.“

Armin tritt vor die Halle. „Der Fürst der Cherusker flieht nicht. Bin ich zu weit vorausgeritten, so stelle ich mich jetzt den Männern.“

„Verräter sind keine Männer“, entgegnet ihm bekümmert Rugius.

Fackeln flammen auf, den Hof düster beleuchtend. „Herzog, mit mir!“ ruft Ingo in seiner höchsten Not.

Armin überhört diese letzte Warnung. Den Schild gelassen von sich streckend, den Speer in der Hand, so tritt er, der erste deutsche König, den Männern gegenüber.

Aus der Nacht des Waldes schwirrt ein Speer und dringt dem Herzog tief in die linke Schulter. Er wankt. Der Schein der Fackeln fällt auf Ingiomars höhrende Frage. Mit der letzten Kraft wirft der Herzog seinen Speer. Brüllend stürzt Ingiomar, tief in die Brust getroffen, in die Arme seiner Gefolgsmänner.

Des Herzogs Rechte führt das Römerschwert. Die Streiche sitzen. Es ist eine grauenvolle, blutige Mahd, die Armin und Rugius halten. Ingo schleudert vom Eingang der Halle aus Speer um Speer. Jeder Wurf ist ein Treffer. Die Verräter stutzen. Da sinkt Rugius, der alte Kämpfer, zu den Füßen des Herzogs. Armin vergift den Schutz. Er beugt sich nieder zu dem braven Waffengefährten. „Den — Ruhm — können — sie — dir — nicht — rauben —“, röchelt Rugius im Sterben. „Du — bist — König ...“

Als der Herzog sich wieder erheben will, trifft auch ihn die Lanze. Über Rugius bricht er zusammen. Adgandestrius, der über den sterbenden Herzog herfallen will, wird von Ingo niedergehauen.

Fahl dämmert der Morgen über dem dampfenden Wald. Neben dem toten Befreier der deutschen Wälder steht Ingo und hält die Totenwacht. Der Cäsar Tiberius braucht seine Legionen nicht mehr in die deutschen Wälder schicken. In ihnen wütet die Schlange der Zwietracht. Sie frisst um sich und fällt Mann um Mann. Der eifersüchtigen Meintat Schuld ist das harte Erbekommender Geschlechter.

Kreuz wider Kreuz

Ein römischer Bischof hat die Wandalen als hemmungslose Räuber und Mörder bezeichnet. Dieser gehässige und verlogene Vorwurf ist in die Geschichte eingegangen. Die Enge des Raumes trieb die blonden Kolonisten der Frühe zur Wanderschaft. Sie zogen hinunter nach Griechenland und erbauten sich dort den lichtvollen Olymp. In den geordneten Bahnen eiserner Gesetzmäßigkeit vollzog sich die Umgruppierung der einzelnen Stämme. Den Westgoten weichend, setzte Geiserich im Jahre 429 nach Nordafrika über, die römische Provinz erobernd. Dort, in Nordafrika, wirkte bis zum Einbruch der Wandalen Augustin, der der christlichen Lehre das dogmatische Fundament gegeben hat. Die Wandalen aber waren Arianer wie alle Ostgermanen. Die nur in Nordafrika gefestigte römisch-katholische Kirche geriet in starke Bedrängnis. Wäre das Werk Augustins von Geiserich vernichtet worden, die abendländische Welt hätte ein anderes Gesicht erhalten.

Aber Geiserich, wohl die größte politische Gestalt unter den Führern der Völkerwanderung, war duldsam, wie alle Germanen. Er verbannte zwar den Nachfolger Augustins und Führer der afrikanischen Bischöfe, Fulgentius; die meisten Bischöfe aber ließ er im Kreise ihrer Wirksamkeit. Zum Danke dafür prägte die Kirche den Begriff „Wandalismus“, jenen historischen Kinderschreck, der Gültigkeit hatte bis in unsere Tage. Selbst als sich Ost- und Westrom vereinigten und gegen Geiserich angingen, blieb der fluge Wandalenfürst der Herr der Küsten des Mittelmeers. Freilich, die Volkskraft der Wandalen war für das nordafrikanische Land zu gering. Sie verdorrte in der fremden Umgebung, wie der Schnee in der Frühlingssonne schmilzt. Nicht zuletzt aber war es der konsolidierte Staat der römischen Kirche, der Geiserichs Werk zerstörte.

Schreib, wie ich dir befehle! Gott ließ es zu, daß die Wandalen übers Meer von Spanien kamen und über Afrika hereinbrachen. Nachdem sie ganz Mauretanien durchquert hatten, kamen sie in unsere Gegenden. Mordend und plündernd, die Frauen schändend und die Schätze raubend, fielen die Barbaren in unser Land ..“

Der Kiel sträubt sich hörbar auf dem Pergament. „... fielen die Barbaren in unser Land. Unser heiliger Vater Augustinus hat die grauensvollen Tage der Belagerung von Sippo und die Verbrennung der Stadt nach vierzehn Monaten der Einschließung nicht überstanden. Während der unmenschlichen Belagerung nahm ihn der Allmächtige zu sich...“

In dem weiten Gemach, das mit Pergamenten und Büchern angefüllt ist, geht Bischof Fulgentius langsam auf und nieder. Scheu blickt der Schreiber auf den mächtigen Fürsten der Kirche, der jetzt den heiligen Stuhl Augustins einnimmt. Hat er jetzt nicht die Unwahrheit geschrieben? Hat der große König der Barbaren seine Krieger nicht in vollendeter Ordnung in die Stadt geführt? Hat er nicht diejenigen seiner Männer aufhängen lassen, die nach den eingeborenen Frauen griffen? Sogar die öffentlichen Bäder, die größten Brutstätten des Lasters, ließ er schließen. Wo es auch war, im ganzen Lande, ließ er die Sümpfe der Fäulnis trockenlegen. Graf Bonifatius mit seinen schwachen Legionen vermochte keine Ordnung mehr zu schaffen in diesem Lande. Geiserich hat uns alle von einer stinkenden Pest befreit.

So sieht's der Schreiber, so sieht's das ganze Volk, das einige Millionen zählt und sich dem Willen der sechzigtausend wandalischen Krieger beugte.

Der Schreiber wagt einen schüchternen Einwand: „Heiliger Vater! Ist es nicht ganz anders gewesen?“ Schon erschrickt er über seine Kühnheit, so daß er glaubt, das Herz springe ihm zum Hals heraus.

Aber der Bischof bleibt ruhig ob dieser offenbar erwarteten Frage. In den langsamen Schritten läßt er den Zweifel seines Schreibers ausklingen und setzt sich ihm gegenüber.

„Du hast recht mein Sohn“, beginnt Fulgentius ruhig und

eindringlich. „Wie ich dir den Sargang der Ereignisse diktiere, hat er sich nicht zugetragen. Doch glaube mir, mein Sohn, die Nachwelt fragt nach diesen Dingen nicht. Wir brauchen uns nicht, wie jener Pilatus, mit der Wahrheit quälen; wahr wird sein, was wir für die künftigen Geschlechter aufzeichnen. Und was wir den Pergamenten anvertrauen, tun wir zur Erhöhung der heiligen Kirche.“

Bischof Fulgentius hört seinen Worten nach. Sie mochten ihm selbst nicht beweiskräftig genug erscheinen. So fährt er fort: „Es kommt immer darauf an, unter welchem Gesichtswinkel ich den Ablauf der Geschehnisse betrachte. Der Wandalen sieht die Dinge anders wie der Römer, und der christliche Römer sieht sie wieder anders wie der arianische Wandalen. Immer kommt es auf die Basis an, mein Sohn, auf die man die Wahrheit stellt. Wird die heilige Kirche, das große Werk unseres Vaters Augustin, aus den Klauen der vandalischen Geiden errettet, dann werden die kommenden Generationen den Allmächtigen und uns lobpreisen ob dieser Errettung.“

„Man sagt aber doch, daß auch die Wandalen an Christus glauben“, unterbricht zagend und zweifelnd der Schreiber den Bischof.

„Richtig, auch die Wandalen behaupten, sie glauben an Christus. Wenn jedoch alle Menschen dem irrigen Unglauben anhängen, dann könnte es keine Mittler geben zwischen Gott und den Menschen. Dann würde es aber auch keine Kirche geben, wie sie mächtig im römischen Afrika vom heiligen Vater Augustinus aufgebaut wurde.“

Bischof Fulgentius schlürft wieder durch das Gemach. Da liegen die dogmatischen und streitbaren Schriften Augustins. In ihnen ist die Kirche begründet. „Ausharren!“ hat der Kirchenvater seinen vor den Wandalen flüchtenden Priestern zugerufen. Er, der dem Himmel am nächsten war, hat gewußt, daß ein harter Kampf entbrennen wird zwischen den ungläubigen Mächten dieser Welt und der Kirche. Die pergamentenen Folianten sind lebendig; sie sprechen und weisen die Richtung. Und mehr zu sich selbst als zu dem wißbegierigen Schreiber fährt er fort: „Die Wandalen nennen sich Arianer. Aber es sind keine Christen, auch wenn sie in ihrer Sprache

die Bibel auslegen. Die Wandalen sind Feinde der Kirche, weit mehr, als sie es dem römischen Imperium sind. Wären sie Heiden, wir könnten sie bekehren, wir könnten uns mit ihnen verbünden. Doch mit Ungläubigen einen Pakt einzugehen, wäre gefährlicher, als mit der Hölle die Seligkeit erwerben zu wollen. Wenn die räuberischen Horden unsere Kirche verschlingen . . .“

„So ist unsere Kirche in Gefahr?“ unterbricht der Schreiber das Selbstgespräch des Bischofs.

„Solange Ungläubige die Völker regieren, ist die Kirche immer gefährdet. Der vandalische König hat mich rufen lassen. Er will uns Gläubigen verbieten, daß wir uns an unseren heiligen Stätten versammeln . . .“

„Er will uns nicht mehr beten lassen?“ fragt zweifelnd der Schreiber.

„Noch weit mehr. — Aber das wirst du nicht begreifen“, meint der Bischof in väterlich gönnerhaftem Ton. „Heute wird die Entscheidung darüber fallen, ob das lateinische, das katholische Kreuz siegt, oder ob das arianische Kreuz aufgeht über den Ländern des Mittelmeers. Die katholische Kirche steht fest im römischen Afrika. Im verfaulenden Rom gibt es ja gar keine Kirche. Da waren zu jener Zeit die Gemeinden stärker, als die Cäsaren noch als oberste Gottheit galten, als die Gläubigen noch in finstere Katakomben flüchten mußten. — — Er ist unberechenbar, der vandalische König, unberechenbar in allen seinen Entschlüssen. Er hält die Hand an der Gurgel unserer Kirche. Drückt er zu, geht uns der Atem aus. Drum müssen wir zu Ende kommen mit unserer Chronik, bevor ich vor sein Antlitz trete.“

Bischof Fulgentius ist erfüllt von dem Erbe des großen Augustin; er ist erfüllt von seiner katholischen Sendung. Das Dogma — das erste Gesetz der Kirche — spricht aus den Pergamenten. Zwar ist erst der Grundstein gelegt; aber auf diesem Grund läßt sich bauen — bauen auch im Angesicht des Feindes.

„Schreib weiter! . . . Die Stadt Gippo wurde von dem Grafen Bonifatius heldenmütig verteidigt. Einige gotische Kohorten waren die Stütze der römischen Legion. Nachdem die Stadt ausgehungert war, wurde sie verbrannt, verbrannt

mit allen ihren Kirchen und Palästen. . . Hörst du richtig?
... verbrannt mit allen ihren Kirchen und Palästen . . ."

*

Während Bischof Fulgentius die Geschichte des Wandaleneinfalls diktiert, wie er ihn sieht und wie er glaubt ihn der Nachwelt überliefern zu müssen, sitzt der Wandalenkönig Geiserich in seinem schmucklosen Palast. Er haßt Pracht und Luxus; er kennt die Fährlichkeiten einer wohligen Lebensweise; er weiß, wie aus der Sattheit des Daseins die giftigen Blumen des Lasters spriesen. Die römischen Grundherren zinsen den wandalischen Kriegern; seine Mannen aber sitzen auf flinken Pferden und durchstreifen das weite Land, oder sie rudern auf schnellen Schiffen in ferne Länder, beutebeladen wiederkehrend.

Geiserich sitzt in seinem Herrnsitz und erwartet seinen Sohn Gunerich, den er als Nachfolger bestimmt hat. Gunerich hat einen Beutezug nach Rom unternommen; die Flotte ist im schützenden Heimathafen glücklich wieder eingelaufen. Sein Schreiber, den er sich aus Spanien mitgenommen hat, siegelt Briefe.

An den Kaiser Valentinian, an den Patrizius Aspar, an Aetius. Die Sonne brennt hell und heiß. Er muß Ausschau halten in dem sonneerfüllten Lande. Verträge muß er schließen, Verträge muß er wieder zerreißen. Aber trotz der Klarheit des Himmels, ein Weitblick läßt sich in den sonnigen Regionen nicht gewinnen. In den düsteren Wäldern des Nordlandes waren die Dinge klarer und einfacher.

Der König sinnt zurück. Vor ein paar Jahrzehnten lebte seine Völkerschaft noch in den dunklen Wäldern. Vor vielen Jahren hat westwärts einmal ein Fürst regiert, der die Völkerschaften Germaniens einigen wollte. Die Römer haben ihn Armin genannt. Weil er König werden wollte, wurde er von seinen Gesippen ermordet.

Geiserich lacht grimmig vor sich hin. Er hat sich die Krone selbst genommen. Seine Nissen von der Sippe der Hasdingen ließ er umbringen. So wurden seine eigenen Kinder die einzigen Prinzen aus königlichem Geblüt. „Ich habe die Frage der Thronfolge gelöst, wie sie von den Römern und von den

Germanen bis heute nicht gelöst wurde“, stellt er zufrieden fest. „Doch würde Armin sein Werk vollendet haben, wir hätten nicht wandern müssen, fliehend von Land zu Land, immer eine neue Heimat suchend. Mit den Franken haben wir um den Rhein gerungen, wir sind durch Gallien gejagt worden, aus Spanien haben uns die Goten vertrieben. Nicht der römische Statthalter Bonifatius hat mich gerufen, ich mußte über das Meer. Aus meinen wandalischen Kriegern machte ich seetüchtige Männer. Viele Tage ruderten wir der gefährlichen Küste entlang, viele Tage zwischen Himmel und Wasser. Erst bei der ersten Römerstraße im römischen Afrika legten wir an.

Nicht Vasall Roms wollt' ich sein. Die Mühe war für diesen Preis zu groß. Ich mußte ein eigenes Königreich bauen, einen Staat, der gegen Rom stand. Bonifatius hat sich tapfer geschlagen mit seinen geschwächten Legionen. Zu fürchten sind nicht die römischen Waffen, nicht die Flotten von Byzanz, nicht mehr die Goten, die uns niemals folgen können. Unser Feind ist Augustin. Augustin lebt in seiner Kirche, in diesem Staat im Staate, er lebt in seinen Priestern, in seinen Bischöfen. Augustin lebt ...“

Der König sinnt hinein in den heißen Tag. Das lahme Bein schmerzt ihn. Mit Feuer und Schwefel müßte man die Kirchenbrut vernichten. Aber ... Er steht im Gewölk drückender Sorgen, wenn er daran denkt.

„Ein Bote des Kaisers aus Byzanz“, meldet der Türsteher.

„Das trifft sich gut. Ist der Brief an den Patrizius Aspar fertig?“ wendet sich Geiserich an den Schreiber.

„Er ist versiegelt.“ Der Abgesandte des oströmischen Kaisers verneigt sich tief, als er die Halle des Wandalenkönigs betritt.

„Bist du vom Kaiser oder von Patrizius Aspar geschickt?“ spricht Geiserich statt des Grußes.

„Mich schickt der römische Kaiser, dem König der Wandalen zu sagen, daß er künftighin weder Sizilien noch die Küsten Italiens mit Krieg und Plünderung heimsuchen dürfe, andernfalls ...“

„Andernfalls ...“ unterbricht Geiserich grollend und erwartungsvoll die wohlgesetzte Rede des oströmischen Botschafters.

„... andernfalls wird der Kaiser von Byzanz nicht einen Augenblick zögern, das Land des Königs der Wandalen mit Krieg zu überziehen. Die Flotte ist zum Auslaufen bereit.“

„Spricht so der Patrizius Aspar?“ fragt Geiserich, seine Bestürzung über den noch unerklärlichen Wechsel der Lage hinter einem erzwungenen, gleichgültigen Lächeln verbergend.

„So spricht der Kaiser von Byzanz“, entgegnet der Gesandte hart. „Der König der Wandalen hat die beschworenen Verträge nicht gehalten, er hat in den freien Handelshafen von Karthago eine Kriegsflotte gelegt, er hat die vorgeschriebene Kornsteuer nicht bezahlt ...“

„Der Kaiser hat die absolute Unabhängigkeit des Königreichs der Wandalen anerkannt“, unterbricht Geiserich den Botschafter scharf. Auf dem Tisch liegt ein kurzer Speer, der dem König auch als Stock dient. Seinem Sohne Gunerich hat er einmal den Kat gegeben, bei Empfängen von Gesandten fremder Mächte niemals nach Art der römischen Kaiser ein Zepter in die Hand zu nehmen. Ein Speer sei ein Respekt heischendes Ding. So spielt er auch jetzt ganz unzweideutig mit der gefährlichen Waffe. Sie knallt auf den Tisch. „Ein unabhängiger Staat zinst nicht“, begehrt der König auf.

„Der Kaiser fordert die vertraglich zugestandene Oberhoheit über den Hafen von Karthago“, fährt der Gesandte in mäßigerem Tone fort.

„Der Kaiser soll sich den Hafen von Karthago holen, wenn er kann“, höhnt Geiserich. Er hat es schon satt, sich mit dem Botschafter des oströmischen Kaisers abzugeben. Mehr als einmal wurden diese Forderungen gestellt. Sie erfüllen, hieße die Unabhängigkeit seines Königreichs opfern. Aber der scharfe Wind aus Byzanz beunruhigt den König. Geiserich, der flug genug war, sich durch ein Labyrinth von Verträgen durchzufinden, der unbedenklich Verträge schloß und wieder fallen ließ, ganz wie es die Lage erforderte, der das Intrigenspiel der römischen Diplomatie durchschaute, wird

nachdenklich über die ungestümen und bestimmten Forderungen des oströmischen Kaisers. Und wieder will er wissen: „Ist das auch die Meinung des Patrizius Aspar?“

„Patrizius Aspar ist tot“, entgegnet der Abgesandte trocken.

Geiserich erschrickt. Seine Betroffenheit kann er schlecht verbergen. Sogar der Gesandte mußte bemerken, welchen Eindruck diese Nachricht auf den König machte. Der Manes Aspar, seine mächtige Stütze im Kaiserpalast von Byzanz, ist nicht mehr. Das ist viel auf einmal. „Und sein Sohn Arda-buir, der magister militum?“ fragt der König.

Die Frage war überflüssig. Natürlich ist auch er jener Palastrevolution zum Opfer gefallen, die der Vorherrschaft der Manen am kaiserlichen Hofe des Oströmischen Reiches ein Ende machte. Damit sind die blutsverwandten Bande zwischen Byzanz und dem König der Wandalen zerrissen.

„Krieg oder Frieden“, unterbricht der Botschafter das Schweigen.

Geiserich ist nicht überrascht. Er kennt seine Schwächen, er kennt seine Stärke. Aber auch die Verwundbarkeit des oströmischen Reiches ist ihm bekannt. Wenn er Aetius, wenn er Attila, wenn er die Goten in seine Rechnung einstellen kann? Blitzschnell prüft er alle politischen Möglichkeiten. Seine Politik bis zum heutigen Tage ist immer ein Glückspiel gewesen. Die römische Bevölkerung Afrikas trauert der römischen Herrschaft nicht nach. Seine Flotte ist in Ordnung.

„Krieg“, spricht der König ruhig und mit Nachdruck. „Ich wollte mit meinem Volke in Ruhe und Frieden leben. Der Kaiser von Byzanz will den Krieg. Er soll ihn haben.“

Geiserich winkt mit seinem Speer. Er ruft seinem Schreiber und fragt nach den Briefen. Den an den oströmischen Kaiser zerreißt er. Er diktiert einen neuen Bericht an Aetius. Der weströmische Machthaber ist eine starke Stütze seiner Politik. Aber diese Karte allein reicht nicht aus. So schreibt er an Attila, er möge auf die Grenzen des römischen Imperiums drücken. Helf', was helfen mag. Auch die Ostgoten versucht er zu bewegen, gegen Byzanz zu marschieren.

Boten eilen in ferne Länder. Des Königs scharfe Augen übersehen das Gewirr der diplomatischen Verbindungen.

Kalt spielt er auf dem Schachbrett der politischen Welt. Das Spiel ist gewagt und hoch. Von seinen Kundschaftern weiß er, daß die byzantinische Flotte aus über tausend Schiffen besteht. Die Schiffe sind nicht so beweglich wie seine schnellen Ruderer; auch die seetüchtige Besatzung fehlt. Drei Männer teilen sich in den Befehl. Das ist gut. Drei befehlende Köpfe lähmen die Operationen.

„Der Feind muß überrascht werden!“ heißt die Parole Geiserichs. Einem kleinen Teil der Flotte erteilt er den Befehl, auszulaufen und Illyrien, den Peloponnes, die griechischen Inseln und Alexandria zu plündern. Kriege kosten Geld. Die Römer sollen den Krieg bezahlen. Vielleicht zürnt der Himmel dem Schwarm der Schiffe von Byzanz. Vielleicht . . .

Den Stämmen, denen der Raum in den dunklen Wäldern zu eng geworden ist, gehört die Welt. Aber ihr politisches Bewußtsein schläft noch. Das ist's, was Geiserich schmerzt. In fremdem Solde halten sie für Fremdlinge die Macht. So erhebend und gewaltig die germanische Kraftäußerung auch ist, der König der Wandalen gefällt sich keinen Augenblick in eitler Selbsttäuschung. Die Römer bedienen sich germanischer Krieger, um die Germanen zu besiegen. Wenn wir alle zusammenstünden, auch das oströmische Reich mit seiner Kirche würde der Vergangenheit angehören.

Stehen nicht vor den Toren von Byzanz die arianischen Goten? Begreifen denn die Dummköpfe nicht, um was es geht? Geiserich wird wild, wenn er überall der germanischen Kurzsichtigkeit begegnet. Wie leicht wäre es doch jetzt, das katholische Kreuz zu zerschmettern! Die nach uns kommen, werden über die Dummheit von heute lachen.

Die entscheidungsvolle Auseinandersetzung mit den katholischen Bischöfen Afrikas kommt im Augenblick dem Wandalenkönig recht ungelegen. „Hab' ich nicht die Bischöfe zu dieser Stunde rufen lassen?“ fragt Geiserich seinen Schreiber.

Der Türsteher gibt die Antwort: „Sie warten in der Vorhalle.“

„Bringt sie auf ein Schiff, auf den ältesten Kahn, der im Hafen liegt!“ befiehlt der König. „Ich werde sie auf dem Schiff empfangen.“

Von vandalischen Lanzenreitern wurden die zwei Bischöfe Fulgentius und Possidius mit zehn Priestern auf eine alte, ausgediente Triereme begleitet. Sie hätten fliehen können, über den afrikanischen Limes hinaus. Aber Fulgentius und Possidius, auf die die Autorität Augustins übergegangen war, befahlen, sich dem vandalischen König zu stellen.

Geiserich erscheint mit seinem Sohn Hunerich, der als ein besonders grimmiger Feind der katholischen Kirche gilt. Auf dem Schiff fühlt sich der König sicher. Er mochte den Empfang auf dem alten Kahn symbolisch und für sich günstig deuten. Die Schiffe bilden die Grundlage seiner Politik, mit seiner Flotte hat er seine Erfolge errungen, mit seinen schnellen Ruderern . . .

Der König überlegt, ob er verhandeln soll. Kann er den Kampf wagen, in einem Augenblick, da die oströmische Flotte gegen ihn auszieht?

„Sind das alle führenden Diener der katholischen Kirche in meinem Lande?“ wendet sich Geiserich an die Priester.

„Erhabener Herr . . .“

Weiter kommt Fulgentius nicht. Geiserich schneidet ihm das Wort ab. „Erhabener Herr . . .“ zischt er. „Ruft ihr mich in euren Kirchen auch als den erhabenen Herrn an? Setzt ihr nicht das Volk gegen meine Soldaten auf? Ihr sollt das Wort Gottes verkünden und ihr mischt euch in meine Politik! Die Hölle soll euch verschlingen!“

Wie eine Sturzsee donnern seine Worte über das brüchige Deck. Hinter seinem Vater steht Hunerich. „Ersäuf doch die Brut! Oder willst du etwa verhandeln?“ raunt des Königs Sohn.

„Ich will jetzt keine Märtyrer schaffen“, entgegnet ihm halblaut der Alte.

„Der Feind im Lande ist noch viel gefährlicher“, drängt Hunerich wieder.

Der König läßt den Einwurf unbeachtet. Er will eine klare Entscheidung und ist sie auch noch so schwer. „Meine Krieger beten in vandalischer Sprache“, überlegt Geiserich. Und weiter: „in vandalischer Sprache wird der arianische Gottesdienst gehalten. Mit meiner Kirche kann ich niemals

brechen. Damit würde ich mich selbst aufgeben. Bleibt also nur, langsam die katholischen Priester zu entfernen und die freien Stellen nicht wieder besetzen zu lassen. Das ist ein Weg."

"Als ich in dieses Land kam", beginnt der König wieder, "habe ich euch volle Freiheit zugesichert. Ihr konntet in euren Kirchen predigen und kein wandalischer Krieger hat euch je belästigt. Aber ihr bleibt nicht bei der Verkündung der Bibel. Erst versteckt, dann immer frecher habt ihr das Kirchenvolk gegen uns 'Eroberer' aufgewiegelt. Als Staat im Staate habt ihr Politik auf eigene Faust getrieben ..."

"Wir sind zu unserer heiligen Kirche gestanden", wirft Possidius ein.

"Des Hochverrats Klage ich euch an", herrscht Geiserich sie an. "Nach den Gesetzen meines Volkes habt ihr den Strich verdient."

Die Priester ducken die Köpfe. Sie spüren die rächende Hand des unberechenbaren Königs.

"Vor unserem Gott haben wir recht gehandelt", spricht mit fester Stimme Fulgentius.

"Ich kenne nur einen Gott, und dieser Gott bestraft Hochverräter, wie sie es verdienen", entgegnet der König. "Zur Strafe für euer landesverräterisches Tun werde ich euch dorthin schicken, wo ihr den Felsen und dem Meer predigen könnt."

Das Urteil ist gesprochen. Die Priester werden von den Lanzenreitern in den unteren Schiffsraum gebracht. Erleichtert verläßt der König mit seinem Sohn den alten Kahn.

"Warum so viel Umstände?" fragt Sunerich seinen Vater.

"Die Priester sind meine Gewichtssteine für meine außenpolitische Waage, mein Sohn. Das Kriegsglück ist eine launische Gure. Vielleicht kann ich die Priester einmal gut gebrauchen."

"So wünsch' ich der alten Schaukel einen frischen und kräftigen Sturm", lacht Sunerich.

"Wenn sie ersaufen — ich wasch' meine Hände in Unschuld." Der König der Wandalen gibt den Befehl, alle katholischen Bischöfe in den Provinzen festzunehmen und in die Verbannung zu schicken. Geiserich will den Sieg des arianischen Kreuzes über das lateinische.

„Der allmächtige Gott hat uns stark gemacht im Glauben und hat uns alle Mühsal, alle Entbehrungen und alle Verfolgungen ertragen lassen.“

Ein paar Jahrzehnte schon sitzt der alte Bischof Fulgentius in dem von ihm gegründeten Kloster auf der Insel Sardinien. In dem Kloster haben die aus dem römischen Afrika Verbannten Aufnahme gefunden.

Die Schiffe der Wandalen fahren über das Meer. Jahr um Jahr zu fernen Küsten. Die Flotten des oströmischen Reiches zogen gegen die Wandalen aus. Es kam zu bewegten und wechselvollen Schlachten. Bei Cartagena und am Kap Bon wurde Belisar vernichtend geschlagen. Anthemius, der Kaiser des Westreichs, will den Kampf gegen Geiserich fortsetzen; aber der Befehlshaber seiner Truppen, Ricimer, zieht gegen den Kaiser selbst und nicht gegen den König der Wandalen. Geiserich versteht, auf dem Schachbrett der Völker zu spielen.

Einem Schatten gleicht die Macht des römischen Imperiums. Geiserich spielt mit den Trümmern der einstigen Macht und er spielt mit den germanischen Völkerschaften. Die einst durch die Länder des Kontinents verfolgten Wandalen sind die Herren des Mittelländischen Meeres.

Bischof Fulgentius diktiert seinem Schreiber: „Der oströmische Kaiser Zenon hat mit Geiserich Frieden geschlossen. Zwar sind auf dem Konzil von Karthago achtundachtzig Priester eines grauenhaften Todes gestorben; die in der Verbannung lebenden durften jedoch bald darauf wieder zurückkehren zu den Stätten ihrer Wirksamkeit. Über den afrikanischen Limes aber brechen schon die wilden Nomadenstämme herein, eine neue Gefahr für unsere heilige Kirche.“

Fulgentius blickt hinaus auf das blaue Meer. Schiffe der Wandalen ziehen an der sardinischen Küste vorbei, von Osten nach Westen und von Westen nach Osten. Der Bischof ist zufrieden. Hat auch der König der Wandalen viele Völker bezwungen, ist er auch zum Schrecken der Küsten des Mittelmeeres geworden, das katholische Kreuz vermochte er nicht zu zerschmettern.

Siegloser Kampf

Das römische Imperium, das einst die Welt bedeutete, war lange zerfallen. Als Geiserichs Flotte die Küste des Mittelmeers abstreifte, hielten germanische Söldner das morsche Gefüge mühevoll zusammen. Die Schwingen der römischen Adler der Legionen waren gebrochen. Über das Land waren die bodenhungrigen Goten gekommen. Auf dem harten Stuhl in Ravenna saß Theoderich, der Schiedsrichter der abendländischen Welt. Die Sorge seines tatenreichen Lebens war, ein verträgliches Verhältnis zwischen den gotischen Kriegern und den eingeborenen Römern herzustellen. Zu spät mußte er freilich erkennen, daß Kompromisse zwischen der germanischen und römischen Artung, zwischen der arianischen und der römisch-katholischen Glaubensauffassung, nicht möglich sind. Am 30. August 526 starb der große Theoderich, sein Vermächtnis mit ins Grab nehmend. Die Harfner trugen seine Taten heim in die nordischen Wälder. Die gotischen Krieger aber wurden von den Römern meuchlings gemordet. Ein Volk von Bauern, die Franken, die sich die römische Provinz Gallien gesichert hatten, übernahmen die römisch-katholische Lehre. Nach der harten, blutigen Schlacht bei Zülpich im Jahre 496 gegen die Alemannen, nahm der Merowinger Chlodwig das Kreuz. Die fränkischen Fürsten werden so zum Fanghund des Pontifex in Rom. Theoderichs hohes Streben nach Ausgleich und Versöhnung war umsonst.

Gespensisch flackern die Fackeln durch die quadrigen, grauen Steingänge des alten Kaiserpalastes in Ravenna. Fröstelnde Kühle des Todeshauchs weht aus dem

Gemäuer. Die mosaikartigen Ornamente in den Gängen, Zeugen einer alten Handwerkskunst, bilden in ihrer Farbenfreudigkeit einen seltsamen Gegensatz zu dem schweren Ernst des Palastes. Diese lähmende Schwere wird auch durch den weinfrohen Gesang, der aus den Wachstuben schallt, nicht gemildert.

Es ist am Abend des 30. August 526. Die Zugänge zum Palast sind scharf bewacht. Boten kommen und Boten reiten aus den Toren, in ferne Länder, zu den germanischen Völkern, durch das alte römische Imperium.

In einem würdigen Gemach der einstigen Cäsaren stehen der alte Waffenmeister Hildung und der Gotenfürst Witichis. Sorge zeichnet ihre Gesichter. Hinter der Türe, die zum Zimmer Theoderichs führt, ist soeben Cassiodor verschwunden. Cethegus, der Präsekt von Rom, hat sich an die Fersen des geschäftigen Rates geheftet und ist ihm gefolgt.

„Die Römer werden dem Alten noch die Augen zudrücken“, unterbricht Witichis das beklemmende Schweigen.

„Die Römer haben ihn auch gesäugt“, murrte mismutig Hildung. „Hat er nicht in seinen jungen Jahren am Kaiserhof in Byzanz gelebt? Hat ihm Zeno nicht ein Denkmal gesetzt? Aber ich fürchte, er wird aus Sorge um die Römer seine Augen nicht schließen können.“

„Immer ist die falsche Brut um ihn gewesen“, poltert Witichis unbeherrscht und laut heraus.

„Du darfst nicht ungerrecht sein“, wirft Teja ein, der die vorwurfsvollen Worte des Fürsten gehört hat und nun wartend zu den Edlen tritt. „Theoderich wollte das Größte. Daß sein Werk unvollendet bleibt, ist nicht seine Schuld. Vielleicht die unsere.“

„Unsere Schuld? Dieser Sünderspruch verfängt bei mir nicht“, gibt Witichis nicht ohne Schärfe zurück.

Der Fürst Teja erklärt: „Ein großes und starkes Volk der Goten wollte der König Theoderich erziehen. Diese edle Absicht muß selbst der ehrliche Feind zugeben . . .“

„Bestreiten wir ja gar nicht“, unterbricht Hildung.

„Theoderich gab uns Ackerland, als wir am 13. März, bei Verona und an der Adda Odowakar schlugen. Wir nahmen

das Land; aber wir sind damit keine Bauern geworden. Kriegsmänner sind wir geblieben und ließen den Boden des Landes von den Eingeborenen bestellen. Was uns heute fehlt, ist das gotische Bauernvolk.“

„Ist das Schwert nicht mächtiger als der Pflug?“ wirft Gildung ein.

„Nicht so darfst du fragen. Nicht Schwert oder Pflug — Krieger und Bauern müssen wir sein“, spricht mit Bestimmtheit Teja.

„Es genügt, wenn die Römer zinsen“, meint Witichis. „Sind wir nicht die Herren des alten römischen Reiches? Gehört uns nicht das weite, fatte Land? Gebieten wir nicht über die großen Städte mit ihren Schätzen? Wir sind die Herren — die andern die Knechte.“

„Solange sie unsere Kraft spüren, herrschen wir über die Knechte. Läßt jedoch der Druck nach, werden wir auch nur einen Augenblick weich, dann werden sie die Köpfe erheben. Die Römer blicken schon heute hoffnungsvoll nach Byzanz. Immer müssen wir bereit sein“, mahnt Teja.

Die Stadt ist zur Ruhe gegangen. Geruhsamer Friede liegt über den Häusern, gleichsam sinnfälliger Ausdruck des Schaffens des weisen Gotenkönigs. Wie war doch das Land zerissen, als Odowakar von ihm Besitz nahm? Die Felder waren zerstampft, die Gehöfte verbrannt, die Städte geplündert. Blutströme flossen. Wie ein drohendes Gespenst schritt die Armut über die verkommenen Straßen. Drei Jahrzehnte haben genügt, um die Wunden des gemarterten Landes wieder zu heilen. Der Wohlstand ist von Jahr zu Jahr gewachsen. In Ruhe gehen die Römer ihrem Tagwerk nach. Doch die Nutznießer sind die Römer. Statt Dank werden die Goten Verrat und Undank ernten. Aus den Gewölben dringt heiser der Gesang der Wachmannschaften. Sie schreien wie Hochzeitssäste; dabei liegt ein Sterbender im Hause. Teja schließt verärgert das Fenster. Dumpfe Schwüle füllt den alten Raum.

„Wir stehen auf verlorenem Posten“, unterbricht Gildung das Schweigen. „Einen sieglosen Kampf müssen wir führen. Dabei haben wir das Streiten verlernt. Wir

sind verrostet und ausgedörret in dem paradiesischen Land, wir sind ausgetrocknet durch die südliche Sonne.“

„Die Römer lachen uns aus. Beschützt und behütet haben wir sie, mit weichen Handschuhen haben wir sie angefaßt . . .“
Rauh lacht Witichis. Jawohl, wir sind sehr zart mit ihnen umgegangen. Als Anicius, Boëtius und Symmachus schändlichen Verrat begingen, da mußten wir zupacken. Was hat damals der Papst Johannes in Byzanz getan? Er steckte unter einer Decke mit den Verrätern. Er war um kein Haar besser wie jene Salunken. Warum haben wir die feige Brut geschont?“

„Es ist billig, über gemachte Fehler ein hartes Urteil zu fällen“, begütigt Teja. „Vielleicht war unsere Nachsicht gegenüber den Katholiken falsch. Aber der König war nun einmal der Auffassung, daß sich der Glaube nicht befehlen lasse.“

„Der Arianer Theoderich hatte an dem sagenhaften Grabe des Petrus nichts zu suchen. Er ist Arianer und nicht Katholik“, wettet Witichis. „Den Wandalen mußten wir folgen, dann würde der oströmische Kaiser die Verfolgung der Arianer niemals gewagt haben. Vergelten wir jemals Gleiches mit Gleichem? In Byzanz werden die Arianer in die Kerker geworfen, wir krümmen den Katholiken in diesem Lande kein Haar.“

„In Glaubenssachen sind wir immer duldsam gewesen“, unterbricht Teja den Zornesausbruch des streitbaren Witichis. „Wir haben die fremden Götter immer geachtet und wir haben niemals verlangt, daß fremde Völker unsern Gott verehren sollen.“

„Die katholischen Priester machen Jagd auf alle Arianer“, flagt Witichis weiter an. „Mit ihnen darf niemand einen Bund schließen. Wer es tut, ist verraten und verkauft. Der Kaiser Justin war ein Arianerfresser, Anastasius wirft sie in die Gefängnisse und sein Nachfolger Justinian wird uns bestimmt den Garaus machen.“

„Dazu gehören immer zwei. Noch sind wir da“, fällt Sil- dung dazwischen.

„Unsere stumpfen Schwerter schneiden nicht“, höhnt Witichis.

Die Türe zum Gemache Theoderichs öffnet sich. Erhobenen Hauptes, der gotischen Edlen nicht achtend, geht Amalafuntha mit Theoderichs Enkel Athalarich durch den Raum.

„Nun mag ich nicht länger hier knurren wie ein Hund“, begehrt Witichis auf. Gewaltsam will er sich Einlaß verschaffen. Die Wache tritt ihm entgegen. Wütend schiebt er die sperrenden Spieße beiseite. „Heraus mit den römischen Salunken.“

Teja versucht den erregten Fürsten zu beruhigen. Auch Gildung eilt herbei und legt väterlich mahnend seine schwere Rechte auf die Schulter des Wütenden. Witichis schüttelt sie unwillig ab. Seine Donnerstimme erfüllt den alten Cäsarenpalast. „Wenn der König stirbt, wollen wir bei ihm sein, wir, seine Krieger, nicht die falschen, römischen Speichellecker.“

Die mächtige Stimme dringt durch die Türen des Palastes, sie dringt in die Gemächer der Frauen, sie wird in den Wachstuben aufgefangen, sie hallt hinaus in die nächtliche Stadt.

„Es lebe unser König“, brüllen im Hof und in den Wandelgängen die Mannschaften. Bittere Ironie des Schicksals, denkt Teja. Krank sitzt der Alte in seinem Sessel und wartet auf den Tod. Die Soldaten aber meinen, er müsse ewig unter ihnen weilen.

Cassiodor erscheint und mahnt zur Ruhe. „Habt ihr nun das Gotenreich verschachert?“ wirft ihm Witichis ins Gesicht. In der steinernen Maske Cassiodors triumphiert die römische Überheblichkeit. Vor dem Zürnenden schließt sich wiederum die Türe. Die Gotenfürsten und der alte Waffenmeister stehen am Fenster und blicken hinunter in den düsternen, von Fackeln schwach beleuchteten Hof. Sorgenschwer sind ihre Gedanken.

*

Theoderich bestellt sein Haus. Er ordnet und sichtet. Die Augen eines Sterbenden sehen klar. Den griechischen Arzt hat er fortgeschickt. Der Grieche hat ihm geheuchelt, daß er noch viele Jahre zu leben habe. Theoderich weiß es besser. Die Stunde der letzten Abrechnung ist gekommen.

Und Theoderich rechnet. Cassiodor ist bei ihm, wie an

jedem Tag. Er diktiert ihm alle Briefe; er empfängt in seiner Gegenwart die Gesandten, nach seinem Rat schließt er Verträge. Der kluge Römer, der Gesetz und Recht beherrscht, ist ihm unentbehrlich geworden. Dazu Cethegus, der Präsekt von Rom. Seit dem Tode von Boëtius und Symmachus hat sich das Verhältnis zu ihm zwar etwas getrübt. Lange Zeit glaubte der König, Cethegus hätte von den Anschlägen der Hochverräter gewußt. Aber er kann ihm nicht mißtrauen, weil ihm Cassiodor vertraut.

Theoderich hört im Vorzimmer die dröhnende Stimme des Fürsten Witichis. Das ist's, was ihn nicht ruhig sterben läßt. Der Kampf zwischen Goten und Römern wird entbrennen in diesem Lande, sobald er die Augen geschlossen hat. „Die Boten sollen kommen“, befiehlt Theoderich mit müder, dunkler Stimme.

Der König läßt die Botschaften verlesen, an den Kaiser Anastasius, an den Fürsten der Thüringer, Germanisfried, an Marich, den König des Bruderstamms, an Hilderich. Rings um das Gotenreich sitzen germanische Völkerschaften. Aber sie bekriegen sich, wie sie es immer getan haben. Wie oft hat er das Schwert ziehen müssen, um Frieden zu stiften! Seine Arbeit ist ihm nicht leichter gemacht worden wie jenem ersten König, von dem der Geschichtschreiber sagt, daß er die Römer vertrieben habe aus seinem Lande. Die von Rom gedungenen Mörder jenes Königs ...

Theoderich erschrickt. Kalt perlt der Schweiß auf seiner Stirne. Er sieht nicht die Gesandten, er achtet nicht auf Cassiodor und Cethegus. Mörder! — Er sieht nur den ersten germanischen Soldaten, der aus dem geheimnisvollen Dunkel Noricum's aufbrach und als einsamer strahlender Held in die helle Sonne Italiens trat. Seine Gedanken umkreisen die Gestalt *O d o w a f a r s*. Er sieht ihn blutend beim Gastmahl zusammenbrechen. Bei Gott, das war Verrat, das war Bruch des Vertrags, das war treulos. Der Schatten Odowakars droht! Als Mensch der Tat hat er sich nie vor ihm gefürchtet. Warum muß dieses schaurige Bild gerade jetzt wieder lebendig werden? Will es ihn daran mahnen, daß ein Verräter keine Treue erwarten darf?

Des Königs Augen stieren an der geschmeidigen Gestalt Cassiodors vorbei. Ist auch er ein trügerischer Schatten? Wenn Witichis Ahnungen Erfüllung werden, dann ist es um das Reich der Goten geschehen. Schwer lastet die Einsamkeit auf Theoderich, jene Einsamkeit in eisiger Höhe, wohin die Menschen den Großen nie zu folgen vermögen.

„Waren Boëtius und Symmachus unschuldig?“ Aus weiter Ferne kommt die Stimme des Königs.

Cassiodor und Cethegus wechseln einen bedeutsamen Blick. „Sie sind als Römer gestorben“, sagt Cassiodor. „Niemand fragt, ob sie den Tod verdient haben oder nicht.“

„Ich will es wissen! Wer sein Leben in Ordnung bringt, braucht die Wahrheit.“ Langsam fallen die Worte Theoderichs. „Diese Freunde habe ich sehr lieb gehabt. Ich habe ihnen vertraut. Aber sie haben sich verführen lassen. Dem Papst Johannes liefen sie ins schlecht geknüpft Netz.“

„Wär' ich um jene Zeit nicht in Byzanz gewesen, du würdest den Rat deiner Fürsten nicht befolgt haben“, entgegnet Cassiodor.

„Unschuldig also“, murmelt der König ergeben vor sich hin.

„Es ist müßig, diese Frage noch zu untersuchen. Immer hattest du nur das Wohl deines Staates im Auge“, versichert eilig Cassiodor. „Bei einem Führer, der hohe Ziele verfolgt, werden Fehlgriffe nicht gewogen.“

„Wer die Verantwortung trägt, kann so leichtsinnig nicht denken.“ Theoderich blickt hinaus in die Nacht. Am Fenster steht Cethegus und kehrt dem König den Rücken zu. Der Präsekt ist beruhigt. Solange sich der Alte mit vergangenen Dingen beschäftigt, kann er nichts von dem geplanten Umsturz ahnen, der im Augenblick seines Todes mit Hilfe des oströmischen Kaisers durchgeführt werden soll.

„Ich habe schwere Fehler begangen. Zum Teil können sie wieder gutgemacht werden. Noch ist's nicht zu spät. Die mächtige Gestalt Theoderichs strafft sich in dem prunkenden Lehnstuhl. „Was jenem Arminius vor fünf Jahrhunderten nicht gelungen ist, was der Wandalen Geiserich nicht vollbringen konnte — ich muß es noch schaffen.“ Riesengroß wächst der König, riesengroß, wie sein gedachtes Werk. Cas-

Isidor und Cethegus stehen betroffen über Theoderichs neu erwachter Lebenskraft.

„An den Grenzen unseres Landes leben germanische Stämme. Sie alle kommen aus den dunklen Wäldern; gleiches Blut führt sie zusammen.“ Einen Augenblick hält der König inne. Tausendmal hat er diesen Gedanken gedacht; nie hat er ihn verwirklichen können. Jetzt muß es sein. „Da stehen im Norden die Alemannen, die Thüringer, die Burgunder und die Franken; im Westen stehen die Goten. Nur im Osten lauert der Kaiser von Byzanz. Er läßt uns in Ruhe, weil er uns fürchtet. Mag er Grund haben. Denn wenn das Blut dieser jungen Völker in einen einzigen Strom fließt, wenn alle egoistischen Dummheiten verstummen, wenn alle nur das eine gemeinsame Ziel sehen, dann wird diesen jungen Völkern die Welt gehören. Hoffnungslos aber wäre unsere Stellung, wenn in eitler Verblendung jedes germanische Volk seinen eigenen Weg ziehen wollte. Aus den Trümmern des alten Römerreiches schlägt eine giftige Flamme. Sie ist gefährlich. Sie muß gemeinsam von allen Germanen erstickt werden.“

Der König hält inne, als wollt' er sich besinnen, ob er vor den beiden Römern laut denken dürfe. Er überlegt, daß die germanischen Völker Arianer sind, die das Christentum ihrer Art und ihrem Blute gemäß gedeutet haben, die nichts wissen von knifflichen, spitzfindigen Glaubenssätzen, die nichts wissen von menschlichen Mittlern und von dem heimtückischen Streit um die Macht und um den Zwang des Gewissens, die jetzt noch genau so frei und offen ihrem Gott entgegentreten, wie sie früher in den heiligen Säulen zu ihren Göttern aufgeblickt haben, die natürlich gläubig empfinden und das Geleier der Gebetsregeln hassen. Muß doch jener Gott klein sein, dem die Menschen erst Achtung verschaffen müssen, wie es bei den Römern ist!

Theoderich sieht jetzt klar. Der Glaube wird das bedeutungsvolle Ringen entscheiden. Die Macht gehört den jungen germanischen Völkern. Arianer prägen das Gesicht der Welt.

„Wir wollen schreiben.“ Der König unterbricht sein kühnes Sinnen.

„Du solltest dich schonen, mein König“, wendet Cassiodor ein.

„Die Zeit flieht. Zuviel hab' ich versäumt. Ich tu', was ich muß!“ Theoderich drängt. „Den germanischen Fürsten mein Vermächtnis!“

Und der König diktiert. Cassiodor schreibt die prophetischen Mahnungen eines Sterbenden. An den Angeln der Zeitwende rüttelt der König. Der Rat ist erstaunt über des Königs Willen, das den gewohnten Pfad verlassen hat. Sah der König nicht einst seine Aufgabe darin, Römer und Germanen zusammenzuführen? Jetzt will er einen germanischen Block schmieden, jetzt ruft er die Arianer gegen die katholischen Römer?

Cethegus wittert Gefahr. Von dieser irrsinnigen Botschaft an die Barbaren muß der Kaiser von Byzanz sogleich Kenntniss erhalten. — Worte sind noch keine Taten. Der Pergamentwisch allein bedeutet nichts. Der Präsekt von Rom weiß das. Und er weiß auch, daß der Kaiser von Byzanz über Waffen verfügt, die weit wirksamer sind als große Kriegerheere und Flotten. Gar leicht verfallen die Barbaren dem lockenden Glanz.

Cethegus verschwindet in einem Nebenraum. Er schleicht durch die Gemächer und tritt aus einer heimlichen Pforte des Palastes. Zuverlässige Römer tragen eine wichtige Botschaft nach Byzanz.

Theoderich hämmert sein Vermächtnis. Klar und überzeugend. Wo wär' der germanische Fürst, der sich der zwingenden Richtigkeit seiner Gedanken verschloße? Die Marschrichtung ist gegeben. Die Goten führen. Gar viele Herrscher sind mit seinem Hause verwandt. Den Stämmen aber, die heute noch Tribute leisten, sollen sie erlassen sein. In der Gemeinschaft der Germanen gibt es keine Knechte.

„Ruf' die Fürsten, Cassiodor!“ befiehlt der König. Theoderich fühlt sich seltsam erleichtert. In solcher Frische könnte er ein neues Leben beginnen. Muß man erst alt werden, um zu wissen, was man will? „In dieser Stunde noch reiten die Boten!“ gebietet der König mit Nachdruck. Cassiodor geht, um die Briefe auszufertigen.

Witichis, Teja und Gildung betreten das Gemach. Eine seltsame Scheu erfasst die Edlen vor dem Mächtigen.

„Nur ihr?“ fragt Theoderich verwundert.

„Wir stehen für die Goten, die es gut mit dem König meinen“, beantwortet Gildung die Frage des Königs.

„Wo ist Theodahat? Wo Leutharis? Wo stecken Aldibad und Erarich?“ fragt Theoderich unbeirrt wieder.

„Was wir mit dir zu besprechen haben, ist nur für zuverlässige Ohren“, wendet Witichis ein.

„So traut ihr euren Freunden?“ Der König lacht grimmig. „Misstrauen unter meinen Goten? Und dabei träume ich, alle Germanen in einem einzigen großen Reich zu einen.“

„Wir misstrauen nur den Römern“, sagt Gildung fest.

Aus dem Hintergrund des Gemachs kommt Cassiodor.

„Sind wir nicht allein?“ braust Witichis auf.

„Wir sind allein“, entgegnet müde der König. Und zu Cassiodor: „Nichte rasch die Briefe und bestelle zuverlässige Boten!“

Als sich die Türe hinter dem glatten Kat geschlossen hat, beginnt, misstrauisch die Augen durch das Zimmer wandern lassend, Witichis wieder: „Wir wollten dich bitten, aus unferen Reihen einen Nachfolger zu bestimmen.“

Die großen Augen Theoderichs ruhen auf dem Sprecher. Sie wandern von Witichis zu Teja, von Teja zu Gildung. Das Schweigen wird zur Marter. Sie fühlen die Plumpheit von Witichis' Vorstoß.

„Und an wen habt ihr gedacht?“ fragt langsam der König, seine bohrenden Augen wieder auf Witichis richtend.

„Du solltest ihn bestimmen“, fällt Teja schnell ein. „Doch du gesundest, und darüber sind wir froh. Nur für den Fall . . .“

„Wenn ich sterbe, wird Athalarich der Erbe des Gotischen Reiches sein“, unterbricht ihn Theoderich.

Nun ist's offenbar. Darum war der König in den letzten Wochen für seine Goten nicht mehr zu sprechen. Die Römer haben gut gearbeitet, die römischen Räte haben den Alten schlau beraten. Ist Amalafuntha nicht eine Römerin geworden? Wirre Ahnungen überstürzen die Gotenfürsten.

Witichis verläßt die Ruhe. „Ein Kind auf dem Thron . . .“

„Du übersehest Cassiodor und Amalafuntha“, fällt Theoderich ein.

„Wahrhaftig nein! Die beiden vergesse ich nicht. Ein römisches Weib, ein Römer und ein Kind!“ Witichis ruft es mit drohender Stimme. „So billig haben uns die Römer gekauft? Da kann sich Anastasius ins Häuschen lachen. Will Amalafuntha die Präfektin von Rom werden? Verratenes Gotenvolk!“

„Schweig!“ donnert der König. „Besser, ein Kind sitzt auf dem Thron, als einer der eueren, der von allen Edlen bekämpft wird. Ihr seid nicht frei von Neid und Mißgunst; ich weiß, wie einer auf den andern lauert. Es ist nicht wichtig, wer König ist. Aber es ist wichtig, daß jeder Gote seine Pflicht für das Reich tut!“

„Eine Lanze ohne Spitze ist wertlos“, wendet Teja ein. „Ein Staat ohne starkes Oberhaupt wird von den Mächten gefressen. Wir wissen, wie unsere Feinde auf deinen Tod warten, unsere Feinde in Byzanz, die in Gallien und die in unserem Lande selbst. Den Römern wird dein Tod ein Signal sein ...“

„Die Römer werden gehorchen, wie sie auch mir gehorcht haben“, spricht zuversichtlich der König. „Noch in dieser Stunde werden die germanischen Völker gerufen. Ihnen gehört die Macht, ihnen, den arianischen Christen. Frisches Blut fließt aus dem Norden ...“

„Um in diesem Kampfe nutzlos zu verspritzen“, wirft der alte Hildung ein.

„Siegloser Kampf? Wer will Schwarz in Schwarz malen, wenn ich eine neue Zeit heraufführe? Wer will mir in den Arm fallen, wenn ich das Blutvergießen zwischen den germanischen Völkern für alle Ewigkeit beenden will? Wer will dem heiligen Glauben trotzen, der aus dem Norden kommt?“ Der König fragt mit lauter Stimme. Noch hallen seine Worte in dem Gemache nach, da bricht er kraftlos zusammen.

Der griechische Arzt kommt. Es ist vorbei mit seiner Kunst. Der große König ist tot.

Seine Pläne und sein großes Wollen hat er mitgenommen in sein großes steinernes Grabmal.

Und aus dem Gemäuer der Städte, aus den trutzigen Festen, kroch der Verrat. Er kam übers Meer und über die eisigen Höhen der Alpen aus Gallien. Allein standen die gotischen Helden in dem Lande der Sonne, die Goten, die nur Krieger und keine Bauern waren.

Theoderichs letzter Ruf wurde an den Grenzen des Gotenreiches nicht mehr vernommen. Die gleichen Blutes waren und die ihren Gott nach dem arianischen Bekenntnis sahen, haben nicht zusammengefunden.

So standen die gotischen Helden allein. Wohl wußten sie, daß ihnen der Himmel einen sieglosen Kampf beschieden hat. Aber sie vollendeten germanisches Helden schicksal und kämpften den Kampf zu Ende.

Der Geist der Helden kehrte in die dunklen Wälder des Nordens zurück.

Sammerschläge

Theoderich nahm sein Vermächtnis mit hinab in sein kaltes Grabmal. Der fränkische Bauernstamm trug fortan die Fahne des lateinischen Kreuzes durch die germanischen Gauen. In einem wilden Blutrausch zerfleischt sich das Königsgeschlecht der Merowinger, wengleich der tolle Chlodwig als erster den Titel „Allerchristlichster König“ führte. Als freilich die arabisch-maurische Flut über die Pyrenäen schlug, da war es Karl Martell, der Sausmeier des ganzen fränkischen Reiches, der die germanischen Stämme gegen die orientalischen Eroberer führte. Im Jahre 732 besiegte der kraftvolle Herrscher zwischen Tours und Poitiers die Mauren. In diesem blutigen Treffen wurde letztlich entschieden, ob das Kreuz oder der Halbmond im Abendlande führen sollte. Auch die Langobarden leisteten den Franken ehrliche Waffenhilfe. Ebendeshalb folgte Karl Martell dem Rufe des Papstes in Rom, über die Alpen zu ziehen und die Langobarden zu bekriegen, nicht. Karls Vertrauter Odilo, den der Sausmeier als Markgraf nach Bayern setzte, bewahrte ihn vor dem Verrat an den Langobarden.

Karl Martells größte staatspolitische Tat ist die Gründung des fränkischen Heerbannes. Der Sausmeier säkularisierte die übermäßig großen kirchlichen Güter und vergab den also gewonnenen Boden an seine Reiter als Lehen. Der angelsächsische Mönch Winfried, unter dem Namen Bonifatius bekannt, konnte unter dem Schutze der Speere des fränkischen Heeres in den Gauen Armins seine Komwerbung treiben. Wenn sich zuvor bei den Franken starke nationalkirchliche Bestrebungen offenbarten und sich teil-

weise auch durchzusetzen begannen, Bonifatius warf listig das römische Netz und schuf eine sichere Grundlage für eine romhörige Kirche. Dietrich von Bern aber ritt hinter der Fahne des Kreuzes in die Seliandsburgen der romanischen Kirchen und Dome, bis die Priester seinen Namen nicht mehr brauchten und den Ruf des jagenumwobenen Ketten schändeten.

Das fränkische Meer reitet in den jungen Morgen hinein. Zu der Waffengemeinschaft gehören Franken und Sachsen, Alemannen und Friesen, Burgunder und einige Hundertschaften der Westgoten, die der Sturm des Islam vor sich her gejagt hatte. Krachend ist das Reich der Westgoten zusammengebrochen, in seinem Fall die ganze germanische Welt erschütternd.

Zwischen Tours und Poitiers, zu beiden Seiten der alten Meerstraße, die die festen Städte miteinander verbindet, ist die große Schlacht geschlagen worden. Blut färbte das klare Wasser der Vienne. Abderrahman, der ehrgeizige Führer der Mauren, lag auf dem Schlachtfeld; viele tausend seiner Krieger sind ihm in den Tod gefolgt. Er konnte keinen Sieg nach Damaskus melden. Wie eine Mauer standen in tapferer Einmütigkeit die germanischen Völker. Sie haben sich zusammengefunden wie einst sieben Jahrhunderte zuvor, als sie Varus mit seinen Legionen in ihren Wäldern ein Ende bereiteten. Nach sieben stürmischen Jahrhunderten zum erstenmal wieder eine brüderliche Waffengemeinschaft. Sie standen in der Sturzflut des Islam; die germanischen Haufen wichen auch im Pfeilhagel der Mauren nicht. Eine blutige Mahd mähte die neue fränkische Keiterei. Die gefährliche Woge des Islam ebte zurück.

Im Tale der Vienne brauen die Morgennebel. Durch den milchigen Schleier drücken verschwommen die Konturen der festen Wälle von Tours. Reiche Beute mästet den Troß, hochgemut ziehen die Krieger.

Karl, der Hausmeier des Fränkischen Reiches, reitet an der Spitze seiner von ihm geschaffenen Keiterei. Sie hat sich

prächtig geschlagen. Ohne sie wäre der Sieg zweifelhaft gewesen. Karl spornet sein Pferd und setzt sich neben Odilo.

„Es bleibt dabei“, sagt Karl und treibt sein Pferd zu schnellerer Ganganart. „Du übernimmst das Herzogtum Bayern!“

Odilo bleibt stumm. Er drückt nur seinem Kappen die Weichen, daß sich das Pferd hoch aufbäumt. Aber Odilo hat seinen Gaul nicht zu einem Freudensprung verführt. Solche Gefühlsäußerungen sind dem verschlossenen und ernstesten Manne fremd.

„Meine erprobtesten Lehensmänner werden dich begleiten“, fährt Karl fort. „Du wirst mir Bayern erhalten.“

„Du verschenkst, was du nicht hast“, gibt Odilo zurück.

„Hab' ich nicht die Macht, deine Zuldigung zu erzwingen?“ fragt der Hausmeier gereizt.

„Was nützt der Zwang, wenn mich die Bayern nicht wollen? Auf Lanzen spitzen zu sitzen ist auf die Dauer ungemütlich“, wendet Odilo nach einer Pause ein.

„Keine Widerrede! Du wirst Herzog von Bayern“, antwortet Karl.

„Ist keiner unter deinen Lehensmännern, der würdiger wäre?“ fragt unbeirrt trotzig Odilo.

„Du hast das Herzogtum zehnfach verdient“, spricht fest der Hausmeier. „Nicht einen Augenblick hast du für deine Taschen gesorgt, nie hast du an dein Wohl gedacht, nie wolltest du mehr sein als du warst. Solche Männer braucht ein Staat. Ich wüßte keinen Besseren, dem ich ohne Sorge diesen gefährlichen Posten anvertrauen könnte.“

Die Pferde greifen mächtig aus, als wollten sie dem Leichenfeld entfliehen. Staub deckt Menschen und Tiere. Das hinter den Reitern marschierende Fußvolk versinkt in der Staubfahne der Reiterhaufen. Der feuchte Nebel bindet die Dreckwolke zu einer festen Kruste.

„Man sieht nicht klar“, fährt nach einer Weile Odilo wieder fort. „Die Bayern sind keine Freunde der fränkischen Vögte. Sie hassen die fränkischen Lehensritter. Das ist klar. Unser System zwingt zur Ordnung. Aber da sind noch die Thüringer, die die Schläge deines Vaters nicht vergessen

haben, und da sind noch die Sachsen, die uns auch nicht gewogen sind ..."

„Drückt dir die Angst den Bauch?“ höhnt Karl in die bedächtigen Worte Odilos.

„Hasenfüße sind wir nun gerade nicht gewesen.“ Odilo drückt seinem Kappen wieder die Weichen, daß er zornig steigt.

„Zielte ich dich für einen Hasenfuß, hätt' ich dir das Angebot nicht gemacht“, beeilt sich Karl. Mit seiner Waffenchre läßt der alte Kampfgenosse nicht spaßen. „Du mußt die Wacht halten im Osten, Freund! Die Sachsen und Thüringer? Sind sie nicht mit uns gezogen? Haben sie sich nicht tapfer geschlagen? Haben sich nicht in diesen Tagen Burgunder und Friesen vereint und sind wir nicht eine große Waffengemeinschaft geworden? Der Stärkste führt. So fordert's die Natur. Wer will uns Franken das Führerrecht neiden? Mein Arm reicht von Aquitanien bis in die Niederungen der Weser, von Spanien bis an die Donau, vom Meer bis nach Burgund. Wer sich auflehnt ...“

„Den werden Hammerschläge treffen. Jawohl, du verstehst den rächenden Hammer zu führen. Aber ...“

„Es gibt kein ‚Aber!‘“ unterbricht Karl den Freund. „Was noch keinem germanischen Fürsten gelungen ist, ich werde es schaffen. Alle germanischen Völker werde ich zu einem Volke zusammenführen. Das alte römische Gallien gehorcht mir — mir, dem Hausmeier von Austrasien. Nach der Schlacht von Soissons ist der Feigling von Neustrien zu dem König Eudonach Aquitanien geflohen. Doch, was erzähl' ich denn! Du bist ja dabei gewesen. Das weite germanische Land schweiß' ich zusammen. So dumm sind wir nicht, wie einstmals die Goten, die den Eingeborenen ein schönes Leben bereiteten und zum Dank dafür von ihnen abgeschlachtet wurden. Wir verwalten das Land, wir regieren das Land, wir beherrschen das Land. Dem Herrscher gehört der Boden. An seine treuen Diener verteilt er Lehen. Die Lehensherren mit ihren Knechten aber sind die Träger des Staates.“

„Du hast vergessen, daß dir die Bischöfe auffässig werden“, wendet Odilo wieder ein.

„Auch Bischöfe sind Lehnsherren. Sie müssen predigen und kämpfen. Und gehorchen müssen sie mir.“ Der Gausmeier des Frankenreiches sieht recht wohl die Gegensätze, die sich zwischen seinem Tun und dem der Kirche aufthun. Aber nach seiner Meinung hat die Kirche dem Staat zu dienen.

„Das Land hast du ihnen weggenommen und hast es an deine Reiter verteilt. Nie werden sie dir diesen Raub vergessen“, mahnt Odilo nachdenklich.

„Blitz und Donner! Jetzt unkt auch du noch wie ein altes Weib. Die Kirche war überfressen. Wer predigen will, braucht nicht Acker und Wälder und Wiesen, braucht nicht Burgen und Gäuser. Nein, mein Freund! Die Kirche war überfressen. Fast die Hälfte des ganzen Landes gehörte den Priestern. Wo ist da der Staat geblieben? — Der Boden gehört dem Herrscher. Aus diesem Boden habe ich meine Reiterei geschaffen. Meine Reiter verteidigen mir das Land. Verstehst du mich? Meine Reiter kämpfen für den Boden, den sie bebauen. Oder glaubst du, wenn wir gebetet hätten, die Araber wären umgekehrt?“

„Ich denke nicht anders wie du“, entgegnet Odilo. „Nur die das Land bebauen, können es auch verteidigen. Unsere Kraft liegt bei den Bauern. Aber ich sehe auch, wie die gerupften Priester durch die Gehöfte ziehen und das Volk aufheizen. Sie versprechen den Menschen das Blaue vom Himmel. Dummköpfe hat's immer gegeben, die den Schwindel glauben.“

„Läß doch die Priester in Frieden!“ Dem Gausmeier wird das Gespräch unbehaglich.

Aber Odilo bohrt weiter. „Und wie steht's mit deinen Schützlingen, den Aposteln?“

„Es ist gut, daß du nach Bayern reitest. Du färbst heute alles schwarz. Und dazu hast du keinen Grund“, wendet Karl unmutig ein, als hätte er die Frage seines Freundes überhört.

„Dein Bonifatius macht noch das ganze Volk rebellisch“, höhnt stur Odilo.

„Er wird mich bei dem Bischof Martin in Tours erwarten“, bekennt Karl. „Doch lassen wir das! Bonifatius dient mir auf seine Weise.“

„Weil er Klöster gründet und Kirchen? Weil er uns das Schreiben lehrt?“ nörgelt Odilo weiter.

„Ein Fehler kann's nicht sein, wenn wir in die Schule genommen werden. Ich brauche Beamte, die rechnen und lesen und schreiben können, ich brauche Männer, die sich von den schriftgelehrten Römern nichts vormachen lassen. In allen festen Plätzen müssen Schulen sein. Meine Kriegsknechte sollen sich auf die Schulbank setzen. Die Apostel und die Priester aber werden die Schulmeister.“ Der Hausmeier ist von seiner Aufgabe besessen; selbst sein Freund kann ihm das Ziel nicht verrücken.

„Bevor die Pfaffen gekommen sind, waren wir auch keine Schafsköpfe. Vorerst brauchen wir das Schwert notwendiger als den Griffel.“ Odilo ist wild auf die hochnäsigen glatten Fratzen, die mit demutsvoller Miene einhergehen und verächtlich und stolz auf die rauhen Krieger herabsehen. Jeder Mensch soll glauben, was er mag; jeder soll seinen Gott suchen, wo er will.

„Bist du so sicher, daß dir deine Schulmeister immer gehorchen?“ fragt nach einer Weile Odilo wieder.

„Dumme Frage. Sie stehen in meinem Sold. Wer nicht gehorcht, kann Betteln gehen.“

„Das Betteln kann zur Tugend werden“, lacht Odilo. „Wer weiß, was für Dinge deine Schulmeister in den Klöstern noch ausbrüten.“

Karl antwortet dem Freund nicht mehr. Die Sonne hat den Nebel in das Tal der Vienne gedrückt. Vor den festen Wällen von Tours hat sich bereits die Spitze des langen Heerzuges gelagert.

„Kennst du den Brief des Bischofs Chrodegang von Metz?“ knurrt Odilo beharrlich. Er will Klarheit haben. Er will wissen, wie der Hausmeier zu den Bischöfen steht. Er will erfahren, ob der Hausmeier die falschen Apostel nicht aus dem Lande wirft. Odilo ist entschlossen, das Herzogtum Bayern nicht anzunehmen, wenn Karl jenen merkwürdigen Sendboten das Handwerk nicht legt. Denn zieht der Hausmeier links, dann zieht der Papst rechts. Aber kann der Papst unser Freund sein, wenn er der Freund unserer Feinde ist? Wer-

den nicht die verfolgt, die in anderer Form zu ihrem Herrgott beten? Warum haben die Bischöfe und Priester das Land gehamstert? Tausend Fragen quälen Odilo, tausend Fragen, die ihm niemand beantworten kann.

„Bischof Chrodegang hat den Papst gegen dich aufgehetzt“, fängt Odilo wieder an.

„Ich peitsch' ihn zum Lande hinaus!“

„Diese Melodie gefällt mir.“ Odilo kennt die hochverrätherischen Umtriebe des Bischofs von Metz, wie er sein Metz über das ganze fränkische Land geworfen hat, wie er mit Pfaffen und unzufriedenen Rittern verhandelt. Gar mancher zappelt schon in der Schlinge des schlauen Bischofs. „Wenn dir die Priester auf der Nase tanzen, ist's mit deiner Macht vorbei.“

„Binsenwahrheiten. Nun sind wir endlich einig.“ Der Hausmeier hat das ewige Fragen und das geheimnisvolle Warnen des Freundes satt. „Von Tours reitest du sofort nach Bayern. Nimm mit, was du an Rittern und Knechten brauchst!“

Den Morgen hellt jetzt die klare Sonne. Karl reitet mit Odilo zu den vor den Wällen lagernden Reiterhaufen. Langsam rückt das Fußvolk heran. Die schweren Karren des Troßes holpern nach. Aller Gaue Sprachen werden laut. Am Eingang der Stadt zügeln der Hausmeier und Odilo ihre Pferde und halten. Befriedigt blickt Karl über das bunte kriegerische Bild. Voll Stolz sieht er auf seine Reiterei, des Heres Stärke.

Hinter dem Berg der Wagen rauscht Tumult auf. Laut und immer lauter. Föhnige Menschen stoßen und schlagen. Waffen klirren. Immer größere Kreise zieht das Gerauf. Wagen werden umgeworfen. Kostbare Kriegsbeute wird zertrampelt. Wild schlagen die Rasenden aufeinander ein.

Finster blickt der Hausmeier über den lärmersfüllten Kampfplatz hin. — „Streit um die Beute — verdammte Nasgeier“, preßt Karl grimmig durch die Zähne.

„Da liegt dein Traum von der germanischen Einigkeit“, sagt Odilo bitter.

Der Kampf nimmt feste Formen an. Es bilden sich Par-

teien. Die Sachsen stellen sich gegen das fränkische Fußvolt und die fränkischen Knechte, die Burgunder schlagen auf die Friesen ein. Vergeblich suchen die Führer der Haufen dem Streite zu steuern. Bruderblut fließt.

Da winkt Karl seinen Reiterhaufen. Die Ritter sitzen auf und mit eingelegten Lanzen reiten sie die Streithämmel an. Voraus der Hausmeier. Sein blankes Schwert spielt in der friedlichen Sonne. Vor diesem geschlossenen Aufgebot sinkt der lodernde Zwist zusammen wie eine Strohflamme. Viele Krieger stecken beschämt die Schwerter in die Scheiden.

Mitten in den Aufruhr reitet Karl. Jörnige Trauer erfüllt ihn. Ein Strafgericht donnert über die Männer. Nach den Schuldigen fragt er. Mutig treten sie vor. Ein paar Duzend an der Zahl. Er läßt auszählen und jeden siebenten Mann läßt er an die nahen Bäume knüpfen. Was hilft das dumpfe Murren gegen diese harte Strafe? Wer sich gegen die Waffengemeinschaft versündigt, hat den Tod tausendfach verdient. So spricht Karl, der fränkische Hausmeier, und so sprechen alle edlen Germanen aus allen Gauen.

*

Im Kloster in Tours warten Bischof Martin, der Bischof Chrodegang von Metz, Bonifatius und Johannes, ein päpstlicher Abgesandter, auf den Hausmeier Karl, der sie in diese Stadt befohlen hat. Jetzt, da die Arabergefahr beseitigt war, konnte eine Änderung der Beschlüsse des Hausmeiers über die Einziehung der kirchlichen Ländereien nicht erhofft werden. Darüber waren sich die Streiter des Kreuzes einig. Aber sie sahen Wege, wie sie als Lehensmänner und schriftkundige Berater ihre verlorene Machtstellung ganz allmählich wieder erobern konnten.

Doch entscheidend bei den langen Beratungen, die von den Männern der alleinseligmachenden Kirche in diesen Tagen gepflogen wurden, war, wie die christliche fränkische Kirche mit den in Rom geprägten und erhärteten Dogmen fundamentiert werden konnte. Als nach der Memannenschlacht Erzbischof Remigius den Frankenkönig Chlodwig mit seinen Kriegern taufte, empfingen die arianischen Germanen-

stämme den Todesstoß. Das war vor mehr als zwei Jahrhunderten. In dieser Zeit ist allmählich eine fränkische Nationalkirche herangewachsen, eine Kirche mit eigenen Gesetzen, eine Kirche, die den Papst wohl gelten ließ, ihm aber nicht gehorchte. Die Mission der irischen Mönche hat diesen Prozeß noch gefördert. Erst der Eiferer Bonifatius führt die Diener der Kirche wieder auf die römischen Dogmen. In den Oberhirten fand er eine treue Gefolgschaft, die sich nach der Landwegnahme durch den Hausmeier Karl ständig und zuverlässig vergrößerte.

Zwar brauchte der Papst einen starken Arm weltlicher Macht. Nur mußte ihm eben dieser Arm gefügig sein. Der fränkische Hausmeier Karl war eigenwillig. Sein macht- hungriges Streben mußte über die Alpen nach Italien gelenkt werden. Zu dieser Aufgabe hatte sich Bonifatius den päpstlichen Abgesandten Johannes verpflichtet. Denn jenseits der Alpen saß Luitprand, der König der Langobarden. Luitprand wurde einigemal vom Papst schändlich betrogen, kein Wunder also, wenn der langmütige König den Papst bedrängte.

Erfolglos waren jedoch auch die Hilferufe, die der Papst über die Alpen an den Hausmeier der Franken gelangen ließ. Denn darüber waren sich der Papst und Bonifatius klar, wenn erst einmal Karl über die Alpen zog, wenn er Rom in den Bereich seiner Herrschaft einfügte, dann war die fränkische Kirche der römischen für alle Zeit gerettet. Dann ließ sich ohne große Schwierigkeit, unter dem Schutz der fränkischen Macht, das Werk der germanischen Christianisierung vollbringen.

Die kirchen- und machtpolitischen Absichten lagen bei der Erreichung dieses Ziels auf der Hand. Eine so gewaltige territoriale Vergrößerung des Fränkischen Reiches zog ganz natürlich eine Zersplitterung der Kräfte nach sich, auf die sich die Zentralgewalt des Frankenreiches stützte. Der Herrscher mußte, da es an geeigneten Lehensherren und Verwaltungsbeamten fehlte, auf die Diener der Kirche zurückgreifen. Damit aber war eine gewisse Abhängigkeit vom Papst gegeben.

Diese Fragen wurden in den langen Beratungen von den

Männern der Kirche behandelt. Mit dem fest umrissenen Plan wollten sie den Hausmeier Karl erwarten.

„Den Hausmeier sticht der fette Braten in die Nase“, meint Bischof Martin von Tours, der als weltlicher Lehnsherr das Vertrauen Karls besaß und ihn deshalb genau zu kennen glaubte. „Aber Odilo . . .“

„Der ungeschlachte Kaufbold“, unterbricht ihn Bischof Chrodegang, „liegt mir wie ein Schweißhund auf der Fähre. Er hat Briefe aufgefangen, die ich an den Heiligen Vater schrieb.“

„Soffentlich warst du Flug, mein Bruder“, wirft Bonifatius ein. „In Rom wird auch der Doppelsinn einer gewundenen Sprache verstanden.“

„Ich sprach die Wahrheit über die Not unserer heiligen Kirche in diesem Lande“, verteidigt sich Bischof Chrodegang.

„Der Heilige Vater kennt eure Sorgen, meine Brüder“, spricht jetzt salbungsvoll Johannes, der Abgesandte des Papstes. „Aber wie soll der Heilige Vater euch Beistand leisten? Erst wenn die Langobarden nicht mehr sind, wird der Weg für eine tatkräftige Hilfe frei sein. Bis dahin müßt ihr euch selber helfen.“

Am Tor kläffen die Wachhunde. Rauhe Stimmen und das Klirren der Wehrgehänge unterbrechen die Stille. Die Diener der Kirche kreuzen verständnisinnig und in gegenseitiger Ermutigung die Augen. Der fränkische Hausmeier kommt. Im Bewußtsein seiner Kraft tritt er zu den Führern der Kirche. Daß Chrodegang ebenfalls erschienen ist, behagt ihm nicht. Mit ihm wollte er unter vier Augen die Rechnung begleichen. Auch die Anwesenheit des päpstlichen Gesandten ist ihm jetzt zuwider. Sein Gruß ist mürrisch, sogar unfreundlich.

Bonifatius mochte die Ursache des Unmuts ahnen. „Du bist über die Anwesenheit von Johannes erstaunt, mein König?“

„König?“ Bonifatius hat mit Bedacht gesprochen.

„Ich bin der Hausmeier des fränkischen Reiches und nicht der König der Franken!“ Karl poltert die Worte schwer heraus, obwohl ihn diese Anrede im Augenblick seltsam berührt

hat. Lange könnte er König sein. Aber er will nicht. Ihm genügt, die Macht eines Königs zu besitzen. Der königliche Purpur ist zur Ausübung der königlichen Macht nicht notwendig.

„Zum Cäsar wird dich der Heilige Vater salben, nachdem du die Christenheit vor den Arabern gerettet hast.“ Der listreiche und in der Kunst des Überredens große Bonifatius weiß genau, wie er den Ehrgeiz des Hausmeiers Karl fesseln kann.

Und Karl wird freundlicher. In glatten Gesichtern sieht er nichts als willige Ergebenheit. Mit bestechender Eilfertigkeit sind die Diener der heiligen Kirche mit ganz anderen Fragen über ihn gekommen, so daß der Hausmeier ganz vergiftet, warum er eigentlich Bonifatius zu dem Bischof Martin nach Tours beschieden hat. Der Papst läßt seine Bitte wiederholen, ihm gegen die grausamen Langobarden zu Hilfe zu kommen. Daß er die Langbärte bis aufs Blut gereizt hat, verschweigt er wohlweislich.

„Wie hoch ist der Preis, wenn ich die Langobarden zwingen?“ Karl ist schon halb entschlossen. Ein heimliches Frohlocken glänzt aus den Augen der Priester.

„Europa liegt zu deinen Füßen. Zum Imperator der abendländischen Welt wird dich der Heilige Vater krönen. Alle Macht sei dir gegeben. Von Gott kommt der Auftrag; aus den Händen des allmächtigen Gottes wirst du das Römische Kaisertum Deutscher Nation empfangen.“ Der päpstliche Legat Johannes läßt die bedeutungsvollen Worte gewichtig fallen. Der Hausmeier müßte ein Narr sein, wollte er nicht zugreifen.

Karl horcht in sich hinein. Er tritt voll Unruhe ans Fenster und blickt hinaus in den Hof.

Der Gesandte Johannes untermauert seine schwere Anklage gegen die Langobarden: „König Luitprand ist ein teuflischer Verräter. Er bemächtigte sich des Erarchats von Ravenna. Er hat den Frieden gebrochen und die Pentapolis und die Landschaft Emilia erobert. Nur mit Mühe konnte ihn der Heilige Vater von einem Angriff auf die Ewige Stadt zurückhalten.“

Karl weiß es zwar anders. Den Langobardenkönig Luitprand kennt er als einen frommen Mann; seine Gefolgsleute sind tüchtige Soldaten. Luitprand verwaltet mit weiser Umsicht das Land; nur mit dem Verrat, der in jenem Südgau heimisch ist, hat er zu kämpfen. Die beispiellose Falschheit und Tücke, die schon zahllose Germanen dort zu Fall gebracht hat, hielt ihn bis heute ab, über die Alpen zu ziehen. Aber neue Macht lockt. Er fühlt sich stark genug, eine Kaiserkrone zu tragen.

„Die südlichen Gaue Italiens stehen heute bei dir“, raunt Bonifatius. „Der Heilige Vater wird deinen Weg segnen.“

Karl wendet sich um und blickt Johannes starr an. Der zeigt die Maske der Ergebenheit. „Und das ganze Land wird mir gehören?“ spricht Karl langsam.

„Dir allein, dem Kaiser der Römer und Franken“, beschwören Johannes und Bonifatius zugleich.

Und wieder nach einer Pause, in der die Größe des bedeutungsschweren Augenblicks zittert: „Verfügen die Langobarden über feste Plätze? Wie stark soll der Seerbann sein, den ich zu einem Zug über die Alpen ausbieten muß?“ fragt der Hausmeier der Franken.

In diesem Augenblick steht Odilo unter der Türe. Des Freundes Frage an die Pfaffen hat er vernommen. „Wenn du gegen die Langobarden ziehst, dann magst du als Herzog nach Bayern senden, wen du willst. Mich aber nicht!“ brüllt der Ritter in das Gemach. Im Donner dieser Worte zerplatzen die Hoffnungen der Priester wie Seifenblasen.

„Du bist zu klein, um die Größe dieses Wurfs zu erfassen“, spricht unsicher der Hausmeier.

„Aber nicht dumm genug, um die heintückische Falle der Pfaffen nicht zu erkennen“, gibt ihm Odilo gereizt zurück.

„Wer gibt dir das Recht ...“ Der aufbrausende Zorn Karls zerschellt an den Worten Odilos, der sich lossagt von dem Hausmeier, wenn dieser den Einflüsterungen der Priester gehorcht. Odilo, der alte Freund und Waffengefährte will die Treue aufkünden. Karl hört nicht die Worte von Bonifatius und Johannes, die den Widerstand gegen Odilo stützen und schüren wollen, er hört nicht die Ratschläge der

Diener der heiligen Kirche, nach denen er Odilo den Prozeß machen soll; er hört nur, wie ihn, den Hausmeier des fränkischen Reiches, sein Freund des Verrats am germanischen Volke bezichtigt. Dieser Schlag, der ihn jetzt getroffen hat, war stärker als alle seine Hammerschläge.

Karl geht Odilo nach und drückt ihm reuig die Hand. „Reite ruhig nach Bayern. Die Langobarden sollen unsere Freunde sein und vom Papst lassen wir uns nicht mißbrauchen.“

„Wir wollen an diesen Augenblick denken“, sagt Odilo, schwingt sich nach kurzem Abschied auf sein Pferd und reitet mit seinen Reifigen von dannen.

In dem Kloster in Tours aber sitzen die Diener der Kirche und knüpfen ein neues Netz. „Die Tolpatschen glauben immer noch an die Märchen von ihren Helden. Sterben auch wir wie Helden, schaffen wir Märtyrer, dann glauben sie auch uns“, rät Bonifatius.

*

Karl, der Hausmeier, hat gehämmert. Aber seine Feinde hatten den längeren Atem. Sie sind seinen Hammerschlägen ausgewichen. Durch die nordischen Wälder bahnte das fränkische Schwert dem römischen Kreuz den Weg. Die römischen Legionen zogen wieder durch die germanischen Gaue und erlegten die arianischen germanischen Völkerschaften. Des Großen Vermächtnis, der zwei Jahrhunderte zuvor einsam in Ravenna starb, und den die Sängler als Dietrich von Bern auf den Burgen und Pfalzen rühmten, ward nicht erfüllt.

Fünftes Kapitel

Zu spät gekommen

Im Jahre 741 ist Karl Martell, der große Staatsmann, gestorben. Pippin und Karlmann übernahmen sein Erbe, dem Bruder Grifo das seine vorenthaltend. Grifo kämpfte verzweifelt um sein Erbteil. Würden damals die Sachsen, die Bayern und die Langobarden die politische Lage erkannt haben, die deutsche Geschichte hätte einen anderen Verlauf genommen. Karlmann hat den traurigen Fluch auf sich geladen, die wehrlosen alemannischen Edlen in Cannstatt am Neckar abschlachten zu lassen. Das war im Jahre 746. Trieb ihn deshalb sein Gewissen im folgenden Jahre ins Kloster? Zur fränkisch-merowingischen Zeit waren ja die Klöster die Konzentrationslager für Könige. Auch dem letzten König aus dem Geschlechte der Merowinger wurden die Haare geschnitten; im sicheren Gewahrsam eines Klosters beschloß er sein Leben.

Im Jahre 754 zieht Papst Stephan II. über die Alpen nach Diedenhofen; unter dem Gemurr der fränkischen Edlen wird Pippin vom Papst zum König der Franken gesalbt. Aus den Händen des Papstes empfängt er die Krone. Pippin verpflichtet sich, gegen die Langobarden zu ziehen und den Papst von seinen „Peinigern“ zu befreien. Was der Vater Karl Martell ablehnte, hat der Sohn Pippin getan, damit das deutsche Kaisertum des Mittelalters auf eine gefährliche Bahn zwingend. Die ausgesprochen nordisch-germanische Tendenz, die unter Karl Martell im Frankenreiche noch bestimmend war, wurde damit von Pippin bewußt verlassen. Von diesem Augenblick an übernahm das romanisch-fränkische Element die Führung. Daß dieser Richtungswechsel letztlich von rassistischen Grundgesetzen bestimmt wurde, bedarf keiner weiteren Erklärung. Es ge-

langten jene romanisch-keltischen Kräfte zur Macht, die die Teilung des karolingischen Reiches bestimmten und die in der Bartholomäusnacht endgültig über das germanische Altfrankreich siegten. Bei einem zweiten Zug gegen die arianischen Langobarden im Jahre 756 wird die „Pippinsche Schenkungsurkunde“, die bei dem Papstbesuch in St. Denis ausgefertigt wurde, auf dem Grabe Petri niedergelegt. Der Kirchenstaat ward geboren und die politischen Herrschaftsansprüche des Papsttums erhielten ihre reale Grundlage. Es war mehr als ein Symbol, als Pippin bei dem Besuche Stephans II. Stallmeisterdienste verrichtete und dem heiligen Vater den Steigbügel hielt.

Wir reiten auf falscher Fährte. Die Pferde lahmen in dem tiefen Schnee“, sagt mißmutig der schwäbische Herzog Lantfried. „Umsonst ist unsere Jagd; der Papst ist ins Land der Franken entkommen.“

Grifo, an den die Worte des aufständischen Herzogs gerichtet waren, gibt keine Antwort. Tag für Tag reitet er nun mit entschlossenem Gefolge. Die Pässe der Alpen hat er überwacht. Er weiß, daß der Papst Stephan, von dem Bischof Throdegang in Metz geleitet, zu seinem Bruder Pippin nach Diedenhofen kommen will. Sätt' er den Papst in seine Gewalt gebracht, dann hätte er wenigstens einen Verbündeten in seinem Kampf um sein Erbe gehabt. Um den Papst Stephan zu fangen, liegt er auf der Lauer.

Auf dem schmalen, verschneiten Pfad rutscht sein Pferd. Er fängt es in den Zügeln. Kein Zweifel, dem Papst ist es gelungen, unbemerkt über die Alpen zu kommen. Selbst Aistulf, der König der Langobarden, hat ihn nicht aufgehalten. Wieder steht er allein.

Seine Gedanken kreisen um eine düstere Vergangenheit. Bei Laon ist es schief gegangen. Pippin und Karlmann waren stärker. In einem Kloster im Walde der Ardennen sollte er sein Leben beschließen. Rauh und bitter lacht Grifo über die seltsamen Wege seines Schicksals. An eine Gerechtigkeit unter der Sonne glaubt er nicht mehr.

„Lassen wir ab“, rät Lantfried. „Wir können nichts mehr gewinnen.“

„Wir haben auch nichts mehr zu verlieren. Das Kloster bleibt uns immer noch. Viele Könige und Königinnen haben in Klöstern geendet. Eine feine Einrichtung, diese Klöster. Menschen werden in ihnen lebendig begraben. Waren das nicht schlaue Köpfe, die die Klöster erbaut haben?“

„Wir sind zu spät gekommen. Finden wir uns damit ab“, meint väterlich Lantfried wieder.

„Ein Zundsott, wer sich ein solches Schicksal gefallen läßt“, entgegnet ihm Griso. „Ochsen lassen sich ins Joch spannen — Ochsen lassen sich's gefallen. Wer frei geboren ist, der muß auch frei leben. Wer zum Herrscher bestimmt ist, mag nimmermehr Knecht sein!“

Lantfried schweigt. In den vergangenen Wochen haben sie täglich miteinander gerechnet. Der schwäbische Herzog ist nur mit halbem Herzen bei der rebellischen Unternehmung. Mißlingt die Sache wieder, so geht sein Herzogtum verloren. Ein zweites Mal wird ihm Pippin nicht verzeihen wie nach dem unglücklich ausgegangenen Aufstand in Bayern.

„Bangst du um deine herzoglichen Pfründen?“ fragt Griso, als hätte er das sorgenvolle Denken seines Freundes erraten.

„Wer die Ausichtslosigkeit eines Unternehmens erkannt hat und dennoch seinen Plan nicht ändert, ist ein Narr“, gibt ihm Lantfried fest zur Antwort.

„Ein Trost für mich, daß ich nicht der einzige Narr im fränkischen Lande bin. Die Narrheit der Narren ist ungefährlicher als die eingebildete Weisheit der Könige und Bischöfe“, gibt Griso zurück.

Das Tal weitet sich. Der Weg wird breiter. Über die Höhen kommt die Nacht. In der Ferne winkt friedlich in der Dämmerung ein Gehöft.

Griso reitet seinem Befolge weit voraus, als wollt' er seinen marternden Gedanken entfliehen. Aber sie sind schneller als sein Pferd, und sie zerren an seiner Kraft. Als geächterter Abenteurer durchstreift er das Land, das Land, das ihm gehört, ihm, wie seinem Bruder Pippin, der es allein beherrscht, seit sein Bruder Karlmann aus schleierhaften Gründen ein Kloster aufgesucht hat.

Waren die Sachsen nicht Toren, als sie seinen Rat nicht

hören wollten? In aller Form hat er sich auf der Reichsversammlung in Düren von Pippin losgesagt und ist mit seinem Gefolge zu den Sachsen gestoßen. Es war umsonst. Die Sachsen haben trotz der großen Vorbereitungen den Kampf überhaupt nicht gewagt. Einmal müssen sie diese Torheit büßen.

Gribo läßt seinen düsteren Gedanken freie Bahn. Pippin mißachtet die Gerechtigkeit und die Priester segnen sein Tun. Würden die Sachsen begriffen haben, die Welt hätte ein neues Gesicht bekommen. Aber sie fürchteten Donner und Blitz, wie die Bayern, die ihm nach Odilos Tod gehuldigt hatten. Das feste Lager am Inn konnte jedem Heere trotzen. Doch als Pippins Krieger ins Wasser stiegen, kam die große Angst über die Großen der Bayern.

Gribo ruft verächtlich aus: „Feige Brut! Immer nach dem Wind hängen sie den Mantel.“ Chiltrude, die junge Frau des verstorbenen Odilo und seine Stieffchwester, war für ihn und dachte nicht an ihren Sohn Tassilo. „Was wollte das Duzend Grafschaften bedeuten, das mir der Bruder huldvoll überlassen hat?“ fragt Gribo laut. „Herrscher der Franken bin ich so gut wie er.“ Das ist der Angelpunkt des quälenden Rätsels. „Herrscher der Franken bin ich“, wiederholt er. „Aber ich bin zu spät gekommen — der Papst ist mir entwischt.“

Er zügelt sein Pferd, wartet bis sein Gefolge nachgekommen ist, und bricht in das Gehöft ein, das am Wege liegt. Nicht feindlich plündernd, nein, als Bettler, um ein Nachtlager flehend für die müden Tiere und die Seinen. Ihn meidet der Schlaf. Selbst in der Nacht treibt ihn die Unrast.

Beim rauchenden und gespenstisch gaukelnden Licht sitzen Gribo und Lantfried in einer ärmlichen Bauernstube. In der Ecke knistert das Kaminfeuer. Der trauliche Schein erwärmt wohligh und macht heimelig. Aus dieser Stimmung wächst die Sehnsucht nach dem eigenen Herd. Draußen tobt der Wintersturm. Doch in der Bauernstube fühlen sich die Unsteten geborgen.

Aber nur einen Augenblick übermannt Gribo die Traulichkeit der Kist. Der dritte Sohn des Frankenhammers Karl

denkt nur an sein Erbe. Wieder schmiedet er Pläne. Er will nicht aufgeben, solange er lebt.

„Wieviel Pferde zählt unser Gefolge?“ fragt Griso in die Stille der Stube.

„Zweihundert und ebenso viele Schwerter, die brauchbar sind“, antwortet Lantfried aus tiefem Nachsinnen.

„Du hast recht, mein Freund, dein Schicksal soll sich nicht an mein flüchtiges Leben heften. Ein schönes, reiches Herzogtum ist dein eigen. Reite heim nach Schwaben“, spricht Griso unvermittelt nach langer Pause.

„Dein Unglück hindert mich nicht, bei dir zu bleiben“, gibt Lantfried bestimmt zurück.

„Ich weiß. Hab Dank dafür. Vielleicht kann ich dir einmal deine Treue vergelten“, unterbricht Griso mit müder Stimme den Freund. „Aber warum sollst auch du als Geächteter durch die Gaue gehezt werden? Warum soll am Ende ein anderer dein schönes schwäbisches Land besitzen? — Nein, mein Freund. Jetzt ist's genug. Das frevelhafte Spiel hört auf! Wenn der Tag graut, reitest du heim!“

Lantfried wehrt ab. „Ich lass' dich nicht allein. Reite mit mir“, bittet der Herzog. „Geh in deine Grafschaften und warte.“

„Dank dir, mein Freund. Zu lange hab' ich schon gewartet. Du gehst — ich bleibe. Das ist mein Wille.“ Griso macht sich nichts vor und übersieht klar seine verzweiflungsvolle Lage. Auf dieses Unternehmen hat er gehofft. Nachdem es fehlgeschlagen, darf kein Edler des Reiches noch zu seinen Verbündeten zählen.

„Meine Knechte bleiben bei dir“, versichert trauernd Lantfried, den der Sohn Karl Martells jammert.

„Diese letzte Hilfe weiß ich nicht zurück.“ Griso starrt in das knisternde Feuer, als sehe er in dem friedlichen Flammenschein einen Weg durch das Dunkel seines Lebens. „Jeden Schwertarm kann ich brauchen. Hier wollen wir Wache halten, bis der Papst wieder heimreist. Freilich kann uns dabei die Zeit lange werden. Vielleicht geht er uns doch noch in die Falle. In der Zwischenzeit werde ich mir Freunde suchen, die jenseits der fränkischen Grenzen wohnen. — Hol' mir zwei

zuverlässige Männer, die Tag und Nacht im Sattel bleiben können. Zwei genügen; nur an zwei Türen will ich nochmals anklopfen.“

Lantfried erhebt sich. „Meine Gefolgsmannen sind treu und zuverlässig. Zwei der verwegesten werd' ich dir holen. Wer mit dem Schicksal würfelt, braucht Helfer, die vor den unmöglichsten Dingen nicht zurückschrecken.“

Der Schwabenherzog geht hinaus. Schwer stapft er im Schnee über die Höfe und sucht in den Scheunen nach den Männern, die gleich wieder in den Sattel steigen sollen. Erbärmlich kommt er sich vor, weil ihn der Freund gerade jetzt wegschickt.

Grifo schreibt mit schwerer Hand zwei Briefe. Im Kloster hat er diese Kunst erlernt. Er schreibt an Theobald in Sachsen und an Aistulf, den König der Langobarden. Den Sachsen stellt er vor, wie sich jetzt leicht die Freiheit erkämpfen lasse. Nie werde die Gelegenheit so günstig sein. Er malt ihnen aus, daß das Kreuz mit Feuer und Schwert seinen Einzug halte in den sächsischen Gauen, wenn sie säumen und auf seinen Rat nicht hören. Er schreibt, wie das falsche Römertum schon viele Völker Germaniens gefressen habe, und wie dieser Giftstrom aus dem Süden mit den Franken unaufhaltsam nach Norden dringe. Der Papst sei bei seinem Bruder in Diedenhofen und Stephan verlange einen neuen Kreuzzug gegen die Heiden.

Und beim König Aistulf, dem König der Langobarden, beklagt sich Grifo bitter, weil er dem Papst Stephan mit seinem Begleiter Chrodegang den Durchzug durch sein Land gestattet habe. Grifo erinnert den König an die Geschichte, die man sich heute im Volke von Dietrich von Bern erzählt. Auch der saß in jenem Lande, das heute die Langobarden besitzen. Nur sein glanzvoller Name ist geblieben — sein Volk aber ist untergegangen, untergegangen in der Schlammflut des Verrats. Mit dem Hinweis auf dieses tragische geschichtliche Beispiel mahnt Grifo den König der Langobarden, er solle den Priestern und Bischöfen das verhängnisvolle Handwerk legen und den Papst zwingen, hinfort und immer von den Sündeln dieser Welt abzulassen.

So mahnt und rät Griso, der vor dem Bruder flüchtige Frankenfürst. Er vergift dabei, an sich und sein Erbe zu denken. Seine Sache dünkt ihm nichtig und klein gegenüber den großen schicksalschweren Fragen, die durch den Besuch des Papstes Stephan im Frankenland aufgeworfen wurden. Wohl möglich, daß die Fürsten und Großen den ungewöhnlichen Besuch richtig zu deuten vermögen. Griso weiß, wie Lehensherren und Heerbann über das kirchliche Regiment murren. Die großen Landschenkungen des Staates an die Kirche und an die Klöster, die sich immer weiter aufblähen, haben böses Blut gemacht. Reiter müßten Tag und Nacht durch alle Gaue reiten. In jede Burg, in jede Pfalz, in jedes Gehöft, in jede Stadt müßt' es hineingerufen werden: Pippin verkauft das germanische Volk an den römischen Papst!

Vor dem Hause bellen heiser die Hunde. In der niederen Stube schwelt das Licht. Unheilswanger starrt die Winter nacht herein.

„Pippin verkauft das deutsche Volk an den Papst“, wiederholt Griso laut seine Gedanken. „Mein Vater hat die Flutwelle des Islam aufgehalten und die Araber zurückgeworfen. Nun zieht ein neues Gewitter über die deutschen Gaue hin. Mit Donner und Blitz wird es sich einst entladen; die Großen und die Kleinen, das ganze Volk wird in den dunklen Hagelschauern stehen. Dann ist's zu spät.“

Grisos tonlose Worte treffen Lantfried, der zurückgekommen ist und sich schauernd vor dem warmen Herd niederstreckt, weder die Rüstung ablegend noch das Schwert aus der Hand nehmend.

Und einen dritten Brief schreibt Griso noch, an seine Stiefschwester Chiltrud nach Bayern. Die schwertgewohnte Hand kann kaum den leichten Federkiel zwingen; aber Griso schreibt. Er gibt ihr Ratschläge, wie sie das Erbe für Tassilo gut verwalten und wohlbehalten durch die Fährnisse der Zeit bringen könne. Vor den Einflüsterungen der Priester solle sie sich hüten.

„Den Gruß an meine Schwester bestellst du“, wendet sich Griso an Lantfried. Unter der Türe stehen die von dem

Herzog bestimmten Kuriere. Sie nehmen die Briefe in Empfang und reiten hinaus in die Winternacht.

„Sage meiner Schwester, daß ich nur noch eines will, die Germanen warnen vor den Wölfen, die aus dem Süden kommen. Wie sie mir mein Leben zerstört haben, so werden sie dem ganzen Volke zum Verhängnis.“

Lantfried hört die furchtbare Anklage Grifos gegen die heilige Kirche. So kann er die Dinge nicht sehen, weil ihm der Blick dafür fehlt. Nicht mit dem Hirn, mit dem Schwert löst er seine Rätsel. Aber der Herzog glaubt seinem unglücklichen Freunde, der in weite Fernen sieht.

*

Während Griso mit seinen ergebenen Kriegern die Straßen bewachen ließ, die durch das Vorland der Alpen zu den wenigen, gangbaren Gebirgspässen führen, während er um Hilfe warb bei den Burgundern und den Großen der Gaue, die ihm am nächsten waren, während seine Boten zu Karlmann eilten, der aus dem Kloster ausgezogen war, um das Erbrecht für seine beiden Söhne wahrzunehmen, traf Papst Stephan bei dem vertrauten Abt Fulrad in St. Denis ein.

Es ist der 8. Januar des Jahres 754. Mit prunkvollem Gefolge wallfahrten die Großen des fränkischen Reiches nach St. Denis. Nicht immer müssen die Wendepunkte im Leben eines Volkes allen seinen Gliedern deutlich zum Bewußtsein kommen. Völkerschicksale gehen oftmals heimliche Pfade, verstanden nur von den wenigen Menschen, die als Werkzeug des Himmels selbst das Räderwerk der Weltgeschichte in Bewegung setzen.

So finden die Großen, die Führer des fränkischen Heerbanns, es ganz in Ordnung, wenn in St. Denis der im Frankenlande weilende Heilige Vater den schon von Bonifatius gesalbten Frankenkönig Pippin nochmals zum König krönt und ihm den Titel eines „Patrizius von Rom“ verleiht. Der Bischof Chrodegang von Metz und der Bischof Burkhard von Würzburg, der Abt Fulrad von St. Denis und noch einige andere geistliche Würdenträger können die Tragweite dieses weltgeschichtlichen Augenblicks richtig abschätzen. Karl

Martell war nicht zu einem Zug über die Alpen zu bewegen. Und jetzt mußten schon die verfänglichsten Überredungskünste aufgeboten werden, um einen Beschluß des Heerbanns und der Großen herbeizuführen, nach dem der Papst ins Frankenland eingeholt werden sollte. Aber wie gerne ist doch der Heilige Vater dieser Bitte nachgekommen!

Der finstere Audulf und der leichtsinnige Rikulf, zwei einflußreiche Führer des Heerbanns, haben allerdings die Köpfe geschüttelt, weil bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Papst der fränkische König dem Statthalter Christi Stallmeisterdienste verrichtete. Und sie haben es auch nicht verstanden, wie der Papst in härenem Gewande, Asche auf dem Haupt, vor dem König sich niederwarf. Dieser Fußfall enthielt die verstrickende Versicherung, daß er nicht früher wieder aufstehen wolle, bis ihm der König geschworen habe, ihn, den Stellvertreter Christi, aus den Klauen der Langobarden zu befreien. Pippin gewährte eilfertig diese Bitte.

Der Westgote Audulf brütet finster über diesen Entschluß. Er ist Krieger, und Kriegsführen ist sein Handwerk. Aber er hat lange erkannt, daß die vornehmste Aufgabe eines Ritters ist, den Frieden zu hüten.

In der Klosterkirche zu St. Denis erwartet Papst Stephan den Frankenkönig Pippin und seine beiden Söhne. Stephan ist ein kluger Kirchenpolitiker. Sein gefahrvoller Zug nach dem Frankenlande hat sich gelohnt. Den mächtigsten Herrscher des Abendlandes hat er an den Stuhl Petri gebunden. Dem letzten langgelockten Merowinger wurde das Saar geschoren; der Scheinkönig wurde mit seinem Willen in ein Kloster geschickt. Und wurde Pippin auch durch den Erzbischof Bonifatius von Mainz zum König gekrönt, die Salbung durch den Papst wird ihn erst zum Vollstrecker des Willens der heiligen Kirche machen.

So rechnet Stephan, der hoheitsvoll im Altar der Klosterkirche zu St. Denis steht. Neben ihm die Bischöfe Chrodegang, Martin, Burkhard und viele, viele andere, die aus allen Bistümern des Reiches gekommen waren. Und hinter den Priestern harren die Großen des Landes, die Lehensträger, die Gau- und Pfalzgrafen, ein paar hundert an der

Zahl. Noch nie hat die Klosterkirche zu St. Denis eine so hoheitsvolle und achtungsgebietende Versammlung gesehen.

Rikulf will der pompöse Aufzug nicht gefallen. „Was hältst du von dem Zauber?“ wendet er sich an Audulf.

„Er weiß nicht, was er tut“, gibt Audulf halblaut zurück.

„Gegen die Langobarden will er ziehen, wie es der Papst gewünscht hat“, plaudert Rikulf, der Umstehenden nicht achtend und den Ort vergessend. „Sogar Ravenna und eine ganze Anzahl von Grafschaften hat er ihm geschenkt.“

„Das sind Witze“, lacht ihm Audulf entgegen.

„Sehe ich so aus, als ob ich Witze mache? spricht ernsthaft Rikulf.

„Deine Zunge ist so leichtfertig wie dein Leben“, meint Audulf freimütig. Rikulf gilt als Schwätzer und wenn er Zeit hat, spricht er viel. Der König schätzt ihn als tüchtigen Soldaten; aber als leichtsinniger Vogel ist er nicht ernst zu nehmen.

„Mein Wort darauf. Chrodegang hat es mir freudestrahlend erzählt. Er meinte, jetzt würde es bald Arbeit für uns geben.“ Rikulf schaut ernst und wahr drein.

„So ein Kindvieh“, brummt Audulf in seinen Bart.

„Meinst du mich?“ braust Rikulf auf.

„Wer spricht denn von dir? Vergiß nicht, wo du bist. Der König kommt“, antwortet Audulf, die Frage Rikulfs überhörend.

Starr stehen die Ritter in ihren Rüstungen in der kalten Kirche. Durch das eiserne Spalier schreitet ernst und gemessen der König mit der Königin Bertrada. Die Söhne Karl und Karlmann folgen. In die feierliche Stille dringen von draußen die Heilrufe des Volkes. Die heilige Handlung beginnt. Gebete füllen den Raum, Gebete in einer fremden Sprache, die die Krieger nicht verstehen.

„Er hat verschenkt, was er nicht hat“, murmelt Audulf wieder. „Aber das ist ja Nebensache. Der fränkische Heerbann wird das verhängnisvolle Königswort einlösen. Wir bezahlen's mit unserem Blut.“

Leise jubelt Rikulf: „Wir ziehen in das sonnige Land, wo Wein und Weiber ...“

„Dummkopf! Gaben wir nicht genug Kaufereien in den eigenen Marken? Ist uns das Land zu eng, so ziehen wir nach Osten oder nach Westen, wo die Araber das Land meiner Väter halten. Sollen wir nur des Krieges willen zu Felde ziehen? — Das ist dumm.“

Die Litanei der Gebete geht weiter. Auf dem Altar funkelt eine Krone. Ihr Glanz sticht seltsam durch den düsteren Raum. Der Anblick der Krone schärft die Gedanken Audulfs. Und halblaut orakelt er weiter:

„Durch die Schenkung des Königs erhält der Papst eine weltliche Macht. Die Priester sagen, das Recht auf einen kirchlichen Staat habe vor vielen Jahrhunderten ein gewisser Kaiser Konstantin dem Papst verliehen. Aber das ist nicht wahr. Nun, wenn Pippin jetzt schenkt, kann die Konstantinsche Urkunde ruhig gefälscht sein. Sie hat den Anspruch bis zu seiner Erfüllung wachgehalten. Lange wird es nicht mehr dauern, dann setzt der Papst und nicht mehr der König die Bischöfe ein. Der Tag wird kommen. Und was wird sein, wenn die Bistümer die Heerfolge verweigern? Wenn sich der Papst in die Gängel dieser Welt mischt, wenn er Verbündete wirbt, die Feinde unseres Landes sind, und wenn er mit ihnen und seinen Bischöfen gegen unseren König steht?“

„Du hast wurmige Glausen im Kopf“, unterbricht Rikulf den Redestrom Audulfs, heut ist heut . . .“

„Wer nicht an morgen denkt, verdient nicht das Leben“, wirft Audulf hin. „Durch die Südgau streift Grijo . . .“

„Gast du Kunde von dem schlechten Glücksritter?“ fragt interessiert Rikulf.

„Der Papst stünde nicht in St. Denis, hätten wir zu ihm gehalten.“

Stephan nimmt die bereitliegende, funkelnde Krone vom Altar. Pippin will mit beiden Händen nach ihr greifen. Aber Stephan kommt ihm zuvor. Ein triumphierendes Frohlocken liegt auf seinem Gesicht, als er dem Frankenkönig und „Partirizius von Rom“ die Krone aufs Haupt setzt.

„Zu spät gekommen“, preßt Audulf wütend durch die Zähne.

Zerbrochene deutsche Seele

Pippin I. führte den Titel eines „Patrizius von Rom“. Zum Dank für diese zweifelhafte Ehrung schenkte er dem Papst das Erarchat Ravenna und weite Teile des den Langobarden entrissenen Landes. Rom hatte Flug seine Schlingen gelegt: der fränkische König und „Patrizius von Rom“ war gefangen.

Pippins Sohn Karl, der in die Geschichte als der Große eingegangen ist, wandelte auf den Wegen seines Vaters. Nach dem endgültigen Sieg der Franken über die Langobarden besuchte Karl 772 den Papst in Rom und erneuerte die „Pippinsche Schenkung“. Karl führte mit starker Hand die Zügel des Reiches, bei der Durchsetzung seiner politischen Ziele auch vor Bedenkllichkeiten nicht zurückschreckend. Aus seinem dreißigjährigen Kampfe mit den Sachsen erwächst ihm das zweifelhafte Verdienst, das germanische Deutschland mit Feuer und Schwert in die römische Form gepreßt zu haben. Kaiser Karl, von dem verjagten Papst Leo III. in Rom gekrönt, wird zum Bannerträger der Ideen von Bonifatius. Was durch die Toleranz des Wandalen Geiserich erhalten blieb, das kirchenpolitische Vermächtnis Augustins, wurde durch Bonifatius und Kaiser Karl in den germanischen Landen verankert. Herzog Tassilo von Bayern wurde abgesetzt und sein Herzogtum in das fränkische Reich einbezogen. So waren nach der Niederwerfung der Sachsen alle germanischen Stämme unter fränkischer Botmäßigkeit. Sie lagen gefesselt im römischen Panzer. Zerbrochen war die deutsche Seele.

Wotan war lange tot. Er ritt nicht mehr mit den Wolken über die neblichten Wälder des deutschen Landes. Die Walküren zogen nicht mehr auf die blutige Walstatt und holten die Helden heim nach Walhall. An den Wurzeln der Weltesche nagten die Würmer. In schwere Schuld verstrickt waren Götter und Menschen. Und in der Götterdämmerung versanken die Altäre eines alten Mythos in einer lebendigen Ewigkeit.

Aus der deutschen Seele wollte sich wieder eine neue Gott-Welt gebären, ein Gottglaube, frei und lebendig und schwingend im All, zum Himmel klingend aus der heimatischen Erde.

Reich war die deutsche Seele, und sie drängte nach lebendiger Gestaltung. In den sächsischen Stämmen, den Ost- und Westfalen und den Engern, kam sie zum Klingen. Das Blut und der Boden bildeten die Grundtöne in dem heiligen Akkord deutscher Seelenharmonie.

Nein, die Sachsen waren keine Heiden, die zu bekämpfen und zu bekehren gewesen wären. In der Götterdämmerung hat ihre Seele den Weg zur ewigen Unsterblichkeit gefunden.

Aber anders dachten die Vertreter der heiligen Kirche und anders dachten die Großen des fränkischen Reiches, die ihre Schwertarme den Priestern liehen und gegen die Sachsen zu Felde zogen.

Dreißig lange Jahre mußte der fränkische Heerbann in die sächsischen Gaue geschickt werden, damit die deutsche Seele in die römische Form gepreßt werden konnte. Dreißig lange Jahre zogen Kreuz und Schwert einträchtig miteinander durch die Wälder, die heiligen Saine und die Malstätten zerstörend und die freien Menschen mordend.

Frei wollten die Sachsen sein und sich nicht beugen dem Krummstab. Ihr Wille zur Freiheit wurde als ketzerisches Verbrechen geahndet.

Und als Tausende der Edelsten erschlagen und die Stämme ihrer Mannesblüte beraubt waren, da schossen in den sächsischen Gauen die Bistümer und Klöster wie Pilze aus dem

Boden. Der Krummstab aber drückte die Rücken von Knechten. Das Land war verwüstet, der Boden geschändet und das edle Blut zerrann im Morast.

Die deutsche Seele war zerbrochen — die deutsche Seele war tot. Tot für viele Jahrhunderte.

*

„Wo ist der König?“ fragt atemlos der Ritter Wibod den Oberkämmerer Meginfried in der Vorhalle der Königspfalz von Lippspringe. Wibod ist mit Schmutz überzogen und naß bis auf die Haut.

„Du kannst den König jetzt nicht sprechen“, wehrt Meginfried den ungeduldigen Ritter ruhig ab. „Er will allein sein. Er empfängt nicht die Gesandten, nicht seine Töchter und seine Söhne und nicht die Mitglieder der Akademie.“

„Ich muß zum König!“ begehrt Wibod auf.

„Das wollen andere auch“, gibt Meginfried zurück, mit einer Miene, die Kammerdienern und Türstehern eigen ist. „Dort“ — er weist hinunter in die große Vorhalle — „dort steht ein Häuptling der Mauren aus Spanien, im Turban und juwelenglänzenden Sandjar, neben ihm vertreiben sich die Abgesandten Sarun al Kaschids aus Bagdad die Zeit; von den Awaren kommen die Männer mit geflochtenem Haarschopf; prunkvoll ist das Gefolge des kaiserlichen Abgesandten aus Byzanz. Von den Langobarden, den Sachsen und den vielen anderen, die den König sprechen wollen, ganz zu schweigen. Du siehst, mein Lieber — rein unmöglich.“

In Wibod wühlt der Schmerz. Er gehört nicht zu den zartbesaiteten Gemüthern. Als Führer in der Scara Francisca, jener fliegenden Truppe, die wie der Sturmwind durch alle Gaue eilt, bald in Italien oder Spanien kämpft, bald gegen die Sachsen und Wenden zieht, bald die Ringwälle der Awaren stürmt, ist Graf Wibod hart geworden. Das blutige Handwerk des Krieges hat die Männer der eisernen Legion eisern gemacht. Auch zum vertrauten Kreise der Akademie gehört Graf Wibod nicht. Für die Gelehrsamkeit hat er herzlich wenig übrig. Er hält es für nutzlos, aus Italien Bücher und Schriften einzuschleppen. Ihn interessieren auch

die Abgüsse von römischen Standbildern nicht. Die Wahrheit spricht allein das Leben. Wibod liebt den Wein; er ist glücklich und froh im Kreise seiner Gefolgs männer, die nicht spintisieren und grübeln, die den Tag nehmen, wie er kommt.

Eine Hundertschaft seiner Reiterei hat Wibod genommen und ist von Verden aufgebrochen und in die königliche Pfalz Lippspringe geritten. Wie eine Herde Ochsen wurden die edlen Sachsen auf einer Wiese bei Verden zusammengetrieben. Als erbärmliche Schergen, von Priestern geführt, mußten seine Soldaten das Land durchstreifen. Gebunden wurden die Männer von den Freisitzen abgeführt. Eintausend, zweitausend und noch mehr. Nicht gerechnet jene, die auf dem Transport in den dunklen Wäldern erschlagen wurden.

Da hat sich der harte Graf Wibod zum erstenmal gefragt, ob dieses schändliche Tun der Wille jenes Gottes sei, von dem die Priester sagen, daß sie ihm dienen. Wibod überhörte das Schreien der Weiber und Kinder, ihn rührte nicht das flehen der Frauen, denen die Männer wie Verbrecher von fränkischen Lanzenreitern weggeführt wurden. Er führte nur den Befehl des Königs aus, ohne über den Sinn und Zweck des Befehls nachzudenken. Um das feste Lager in Verden stehen seine Soldaten und bewachen die sächsischen Edelinge.

Doch das Herz stockte dem rauhen Krieger, als er hörte, der König habe den Tod der Gefangenen beschlossen. Dieser Tat kann kein König fähig sein. Das ist gemeiner Meuchelmord. Kein ehrlicher Mann kann die Hand zu diesem Senersdienst reichen. So dachte Wibod, als er sich aufmachte, um dem König zu sagen, daß dem Kreuz nimmermehr ein solches Schlachtopfer dargebracht werden dürfe.

In der Vorhalle der Königspfalz in Lippspringe herrscht ein buntes, rauschendes Leben. Um das Licht sammeln sich die Motten. Ein Schwarm von nichtsnutzigen Tagedieben folgte dem Hofe des Königs. Immer reist der König mit großem Gefolge, immer will er seine Kinder um sich haben, immer die gelehrten Männer seiner Akademie, immer die Bischöfe und Soldaten, immer seine Frau und immer seine

Geliebten. Aus dem Gemach der Frauen dringt Gesang und Harfenspiel.

„Das ist Gisela“, gibt Meginfried wichtig und ungefragt Auskunft. „Ein Prachtswaid, die Gisela!“

Die Harfentöne tropfen Wibod wie Schwertstiche in das erhärtete Herz. „Hier wird gespielt und gesungen; in Verden sollen edle Sachsen das Haupt auf den Richtblock legen?“

Meginfrieds verbindliches Gesicht wird um einen Schein dunkler. „Das ist des Tages Lauf in der Kaiserpfalz.“

„So kümmert Euch das Schicksal der Gefangenen einen Dreck!“ schreit der Ritter wütend.

„Nach dem Gesetz haben sie den Tod verdient“, hält ihm der Oberkämmerer in unerschütterlicher Ruhe entgegen.

„Auf den Mist mit solchen Gesetzen!“ Wibod stampft erregt auf und ab, als wollte er die Steinplatten mit seinen Füßen zertreten.

„Gesetze sind Gesetze. Auch der König muß sie halten.“ Meginfried sucht den Grafen zu beruhigen.

Wibod erkennt die Nutzlosigkeit, mit dem Oberkämmerer zu streiten. „Und wenn ich die ganze Nacht vor dieser Türe stehen muß, ich will den König sprechen.“

Aus dem Zimmer Karls tritt Erchambald, der Erzkanzler, mit wichtiger Miene. Ihm folgt der einflußreiche Einhard. Graf Wibod will auf die beiden Vertrauten des Königs zugehen; aber mit höflicher Geste versperrt ihm Meginfried den Weg.

„Gib es auf, Ritter“, mahnt der Oberkämmerer wieder.

Wibod will losbrüllen, er will so lange in der Vorhalle Lärm machen, bis ihn der König hört und einläßt. König Karl ist Soldat, und Soldaten verstehen einander.

Da kommt der Herzog Erich von Friaul. Er kennt Erich als einen vornehmen Krieger, der mit ihm in das Land der Awaren vorgedrungen ist, die Ostmark zu sichern. Er hat mit ihm den großen Ring bei Wien gestürmt. Unermessliche Schätze haben sie heimgebracht aus diesem Kriegszug.

Freudig ist die Begrüßung der beiden Kriegsmänner. Wibod erzählt dem Herzog seine Sorgen. Erich von Friaul hat von dem Beschluß des Königs gehört; er billigt ihn

nicht. Aber er sieht keine Möglichkeit, wie das furchtbare Schicksal der Sachsen zu verhindern wäre.

Der greise Langobarde Paulus Diakonus schlürft die Stufen herauf. Graf Wibod wendet sich auch an ihn, weil er weiß, wie der König den alten Diener des Kreuzes schätzt.

Diakonus schüttelt das greise Haupt. „Du hast recht, Graf Wibod! Ein solches Gericht will Gott nicht haben, so wenig wie er den Untergang meines Volkes wollte. In dem Kloster Monte Casino lebte ich mit Karlmann, dem Onkel des Königs Karl zusammen. Wie schade, daß er der Welt entsagt hat und eine Mönchskutte anzog. Vielleicht würde er die germanische christliche Kirche erbaut haben, die wir als Langobarden ja auch erstrebten.“

„Ja, wenn ... Was nützen uns jetzt die Überlegungen über vergangene Dinge?“ grollt der Graf in die bedächtigen Worte des alten Priesters.

„Ein langes Leben überblicken zu dürfen, ist eine göttliche Gnade.“ Diakonus' Worte kommen warm aus dem Herzen. „Die unwesentlichen Dinge tauchen unter im tiefen Meer der Vergangenheit. Was aber echt und wertvoll gewesen ist, das ragt in die Ewigkeit. Künftiges kann nur bestimmen und ergründen, wer die Vergangenheit achtet, mein Ritter. Mordet der König die Sachsen, so wird sich die unselige Tat tausendfach rächen. Den Rächer magst du nennen wie du willst, nenn ihn Gott oder Schicksal. Einerlei. Die Schuld straft das Weltgericht. Schuldbuße werden unsere Kinder und Kindeskinde tragen.“

„Denkt der König nicht ebenso?“ fragt der Herzog von Friaul, der voll Achtung zu dem einsichtigen Priester aufblickt. Aus Paulus Diakonus spricht die erklärte Überlegenheit des um die Geheimnisse des Lebens Wissenden und eine unendlich große Duldsamkeit. Eine solche duldsame Gesinnung ist nur jenen eigen, die die Herrschaft über die römische Form gewonnen haben.

„Und warum denkt der König nicht wie du?“ nimmt Graf Wibod die Frage des Herzogs auf.

Paulus Diakonus weicht aus. „Der König wird mich zu verstehen suchen. Das ist schon viel. Es wäre ein deutsches

Unglück, würde König Karl anders denken. Das Blut der Völkerschaften läßt sich nicht vergewaltigen. Die Sachsen sollen den Weg zu ihrem Gott suchen, der ihrer Art entspricht. In Glaubensfragen soll das Schwert in der Scheide bleiben.“

„Sagen wir das dem König, wenn er es nicht weiß.“ Graf Wibod denkt nur an den Pferch mit den Gefangenen, die nach dem Buchstaben des Gesetzes enthauptet werden sollen.

Mitleidsvoll blickt Paulus Diakonus auf den eifernden Grafen, der gewohnt ist, die Dinge einfach zu sehen, der nicht die Schliche und verschlungenen Pfade an den Höfen kennt, der nicht weiß, wo der Lindwurm der Intrige haust. „Graf Wibod!“ spricht der alte Priester ernst. „Du reitest in die Schlacht auf des Königs Befehl. Nie fragst du, ob der Kampf einen Sinn hat. Das ist richtig. Der Soldat soll auch nicht grübeln über Dinge, die er nicht versteht. Du denkst auch nicht an die Opfer, die dein Schwert trifft. Und doch reitest du und kämpfst. Du streitest, weil du mußt!“

„Der König ist frei. Niemand hat ihm zu befehlen“, unterbricht Wibod den priesterlichen Sprecher.

„Kein Mensch ist frei. Auch der König nicht“, entgegnet mit ernster Betonung Paulus Diakonus.

„Nur ein Gott kann über dem König stehen“, beharrt eigensinnig der Graf.

„So denken und sagen alle, die freien Sinnes sind“, haucht der Priester in einem Seufzer.

„Kein Gott will das grausige Menschenopfer.“ Graf Wibod wird wieder ungeduldig. Kostbare Zeit verstreicht; er will den König selber sprechen.

„Wahrhaftig nein, Gott will es nicht.“ Paulus Diakonus blickt sorgenvoll in die Weite.

Maurus, der Abt vom Kloster Fulda, betritt die Vorhalle. Er ist zum König befohlen worden, und nun wartet er mit den anderen. In langen, weißen Linnengewändern stehen Gassio, ein Edler der Ostfalen, und Bruno, ein Fürst aus dem Bukfigau, trauernd in einer Ecke. Die Sachsen sind seltsam berührt von dem bunten Gewimmel in der Kaiserpfalz.

Auch Bischof Gildobod von Köln ist da. Wenn er in der Pfalz weilt, werden immer große Entscheidungen getroffen. Angilbert und Alkuin kommen, dazu der Ostgote Theodulf. Immer mehr Große versammeln sich in der Pfalz.

Sendboten eilen geschäftig und wichtig hin und her. Über den herbftlich flammenden Wald rauscht der Regen.

Selbst der Graf Theoderich hat sich eingefunden, der am Süntel durch den Sachsenherzog vernichtend geschlagen worden ist. „Geschah ihm ganz recht, dem hochmütigen Grafen. Warum hat er ohne Befehl des Königs Widukind angegriffen?“ sagt Wibod zu sich selbst. „Theoderich hat die Schuld. Ich aber will nicht mitschuldig werden. Ich bin kein Senfersknecht!“ spricht Wibod frei und laut heraus.

Herzog Erich legt ihm sanft seine schwere Rechte auf den Arm, um den erregten Grafen zu besänftigen.

Es ist ein dunkles, schweres Geraune in der Königspfalz Lippspringe. Die Edlen des Landes haben dem König Geschenke gebracht, wie es die Sitte erforderte. Aber auch sie wurden beim König nicht vorgelassen.

Erchambald, der Erzkanzler, ist wieder beim König eingetreten.

„Wie sagtest du, der Baskenkönig Lupus habe sich erhoben?“ fragt der König nach dumpfem Schweigen.

„Die Araber sind noch nicht am Ende auf der spanischen Halbinsel“, meint ausweichend der Erzkanzler.

„Aber was wollen denn die Basken?“ wirft der König fragend dazwischen.

„Die Basken sind verräterische Galunken“, läßt sich nach betretenem Schweigen der Erzkanzler wieder vernehmen.

„Und wie ist es unserer Reiterei ergangen?“ In des Königs Worten zittert eine ahnungsvolle Besorgnis.

Der Erzkanzler blickt unschlüssig auf die Seite. Erst vor wenigen Stunden hat er die Nachricht erhalten, eine traurige Post, die er dem König verschwiegen hat.

„Du schweigst? — Ich kann die Wahrheit hören“, drängt der König.

„Graf Gruodland ist nicht mehr.“ Sämer ist das Geständnis der Kehle Erchambalds entquollen.

„Lügner! Sage, daß du lügst!“ Mit diesen Worten springt der König von seinem Stuhl auf.

„Einmal mußt du ja doch die Wahrheit hören“, fällt jetzt der Erzkanzler hart ein.

Wie seinen eigenen Sohn hat der König den Grafen Gruodland geliebt. Ihm, dem in vielen Schlachten erprobten Kämpfer, hat er das Heer gegen die Araber in Spanien anvertraut. Karl will und kann die traurige Botschaft nicht glauben. Schweren Schrittes geht er in dem Gemach hin und her, die große Gestalt gebeugt, als bräche sie unter den Sorgen zusammen, die der Tod des Freundes heraufbeschworen hat. Mit eisernem Gesicht verfolgt der Erzkanzler den König. Durch die Türe dringt das Gemurmel der harrenden Großen.

„Ist Tassilo in der Pfalz?“ fragt jetzt der König, seine Gedanken gewaltsam in eine andere Bahn zwingend.

„Tassilo hat deine Boten nicht empfangen“, sagt tonlos der Erzkanzler, als gäbe er nur widerwillig dem König Auskunft.

„Nicht empfangen? Tassilo wagt es, den Sendboten des Königs die Türe zu weisen?“ donnert der König, als wollt' er so den Schmerz über den Verlust des Freundes übertönen.

„Der hochmütige Herzog soll büßen! Die Scara Francisca nach Bayern!“

„Du vergiffest, mein König, daß wir die Scara als Stütze unseres Heerbanns in den sächsischen Gauen brauchen“, wendet Erchambald warnend und bestimmt ein.

„Mit den Sachsen bin ich fertig.“ Der König wälzt schwere Gedanken.

„Widukind gehört nicht zu deinen Gefangenen.“ Der Erzkanzler weiß, daß die Seele des sächsischen Widerstandes ganz allein in der Person des Herzogs Widukind zu suchen ist. Doch dieser Herzog gleicht dem Sturmwind, der, wie einst Wotan, durch die Wälder braust.

Gläubig blicken die Sachsen auf den Führer, der mit Mut und Entschlossenheit den fränkischen Heeren begegnet. Allen Fehlschlägen zum Trotz erlahmt er nicht in seinem Widerstand. Bevor er sich in die fränkische Form pressen läßt, führt er sein ganzes Volk in den Tod. Widukind ist der Gott der Sachsen. Erst wenn er in Ketten gebunden vor dem König

steht, ist das sächsische Volk besiegt. Für ein Volk ist die Führung alles.

„Wieviele sind gefangen?“ fragt der König.

„Einige Tausend werden es sein“, beantwortet zum zehnten Male der Erzkanzler die Frage.

„Sie haben die beschworenen Kapitularien verletzt — sie sterben“. Der König hämmert sein meuterndes Gewissen. Karl ist Soldat und dem Soldaten Karl wäre es weit angenehmer, in offener Feldschlacht mit den Sachsen zu kämpfen. Aber der König Karl ist zugleich der „Patrizius von Rom“, der weltliche Arm des Statthalters Christi, der Diener der heiligen Kirche. So ringen zwei Gewalten in seiner Brust. „Den Schwur gebrochen — die heilige Kirche geschändet — gegen den Staat rebelliert. Sie müssen sterben!“ Urteil und Begründung wiederholt er laut.

Der Erzkanzler Erchambald wagt nicht, dem König zu widersprechen. Vielleicht ist er auch zufrieden mit des Königs Entschluß. Seit Jahren wurde in der Tafelrunde des Königs davon gesprochen, in den sächsischen Gauen müsse einmal ein blutiges Exempel statuiert werden, wenn überhaupt jemals die Ruhe einkehren soll in diesem Lande.

„Graf Theoderich wird zur Rechenschaft gezogen. Er hat gefehlt, als er am Süntel ein fränkisches Meer ins Verderben führte.“ Der König ist gewillt, zu strafen.

Erchambald überlegt, ob er dem König alles sagen soll, was heute an des Erzkanzlers Ohr gedrungen ist. Des Königs ältester Sohn Pippin, der zum König der Langobarden gekrönt wurde, soll mit Tassilo unter einer Decke stecken. Tassilos Frau Luitwerda ist eine langobardische Fürstentochter. Zwischen Bayern und Italien bestehen feste Verbindungen. Was der Erzkanzler vernommen, rüttelt an den Fundamenten des fränkischen Reiches. Aber er hat noch keine Beweise. Zudem weilt ja Pippin in der Königspfalz Lippspringe. Für den Augenblick ist also noch keine Gefahr.

„Wenn wir mit den Sachsen fertig sind, kommt Tassilo an die Reihe.“ Der König wirft die Worte grimmig hin.

Erchambald zuckt zusammen. Weiß am Ende der König schon von der Verschwörung Pippins? Karl ist im all-

gemeinen sehr genau unterrichtet über die Vorgänge in seinem Reiche. Die Priester sind seine treuesten und zuverlässigsten Späher. Alle Regungen des Widerstandes, die sich gegen die Kirche richten, sind für den Staat nicht minder gefährlich. Ist Pippin nur darum in der Pfalz, um den Verrat am König durch seine Helfer vorbereiten zu lassen? Der Erzkanzler kennt die Namen der Verschwörer. Es sind durchweg junge Franken aus vornehmen fränkischen Geschlechtern.

Erchambald reizt Karl zum Widerspruch: „Tassilo war ein zuverlässiger Wächter der Ostmark.“

„Er wird übermütig und macht Politik auf eigene Faust. Im Frankenreiche gilt nur mein Wille“, spricht entschlossen der König.

Erchambald ist auf der richtigen Fährte. Ihn rühren die harten Worte nicht. „Tassilo hat mit deinem Sohn Pippin die Awaren bezwungen“, hält der Erzkanzler Karl entgegen.

„Wer nur seine Pflicht tut, hat kein Recht, übermütig zu werden.“ Der König sinnt mit scharfen Augen in die Weite. Die Schwere seiner Herrscherlast drückt seine starke Schultern.

Und wieder kreisen seine Gedanken um den Holsperch in Verden, hinter dem die sächsischen Edlinge gefangen gehalten werden.

Die schwere Türe des Gemachs hält die Unruhe in der Vorhalle nicht ab. Karl fragt nach der Ursache des Lärms.

„Graf Wibod gefällt sich als Anwalt der gefangenen Sachsen“, weiß der Erzkanzler zu melden.

„Wie kommt Wibod in die Pfalz?“ fragt der König erstaunt.

Die Antwort des Erzkanzlers wird von einer Woge der Unruhe verschlungen, die durch die geöffnete Türe bricht. Einhard, des Königs vertrauter Berater, Hildebold, der Erzbischof von Köln, und der Fuldaer Abt Maurus sind eingetreten.

„Wie lautet die Strafe für einen Lehensmann, der den Sendboten des Königs die Türe weist?“ fragt Karl ganz unvermittelt die Ankommenden.

Die Männer um den König tauschen kurze Blicke. Und Einhard beeilt sich: „Wir strafen nach unseren Gesetzen.“

„Geh zum Teufel mit euren Gesetzen! Recht ist, was ich als richtig empfinde. Wer meine Boten schmäht, ist ein Feind des Staates und verdient den Tod.“ In der sonst so ausgeglichenen Natur des Königs klaffen Risse und Abgründe. In diesen Schlünden kochen vulkanische Gewalten.

„Der Sünder sind viele, die den Tod verdienen“, schürt der Abt Maurus das gefährliche Feuer. „Die verstockten Sünder sitzen an deiner Tafelrunde, sie reiten mit dir zur Jagd, sie erfreuen sich bei deinen Gelagen deiner Gunst, sie treiben sich in den Gemächern der Frauen herum, oder sie wiegeln in der Vorhalle deine Diener auf.“

Der schlaue Abt führt sorgsam die höllischen Gewalten gegen den König und der Erzbischof Hildebod von Köln unterstützt ihn wacker. Der König muß sich selbst als großer Sünder fühlen, sollte er willfährig die Aufträge der Kirche erfüllen.

Aber der König hat genug von dem Geschwätz. Er winkt mit der Hand, und sich schwerfällig von seinem Sessel erhebend, geht er, von Qualen gefoltet, in dem Gemach auf und ab, seiner Räte nicht achtend.

„Tassilo wird gerichtet.“ Karl ballt die Fäuste, als gelte es, in diesem Augenblick die auseinanderstrebenden Gewalten des großen fränkischen Reiches fest zusammenzupressen. „Marschbefehl an die Scara! Mit Tagesanbruch reitet Graf Wibod nach Bayern!“

„Und die Sachsen?“ Klingt hohl des Erzkanzlers mahnende Stimme.

„Die Sachsen sterben!“ Des Königs drohende Stimme läßt die Wände erzittern.

„Dann bin ich des Königs Diener gewesen.“ Unter der offenen Türe steht Graf Wibod.

„Wer fragt dich um deinen Rat, Graf Wibod?“ In des Königs Stimme zittert verhaltener Zorn.

„Das Schreien der Frauen und Kinder trieb mich vor dein Antlitz“, spricht Wibod mutig und fest, den drohenden Blick Karls ruhig aushaltend.

„Seit wann ist denn der wilde Graf Wibod so zartfühlend geworden?“ höhnt der Abt von Fulda.

„Seit ich gesehen habe, daß wir als eheliche Soldaten Knechte der Pfaffen geworden sind“, gibt ihm der kampfbereite Graf zurück.

Ganz still ist es im Saale. Mit verschränkten Armen steht der König und starrt auf den kühnen Grafen. Anscheinend ist er sich nicht schlüssig darüber, ob er dessen Kühnheit bewundern oder ob er sie bestrafen soll. Man hört die Herzen der Männer schlagen. Das Blut rauscht ihnen in den Ohren.

„Soldaten kämpfen — Soldaten morden nicht“, donnert der Graf dem König in das versteinerte Gesicht.

„Soldaten morden nicht.“ Die schweren Worte treffen hart des Königs Nacken. Ist es Mord, wenn er die Rebellen nach dem Gesetz bestraft? Die Sachsen haben die Unterwerfung beschworen. Jeder Sachse wußte, was ihm bevorsteht, wenn er die Kapitularien verletzt. Sie haben sich dennoch erhoben und sind plündernd und mordend eingefallen in die Kirchen und Klöster, sie sind aufgestanden gegen die fränkischen Heere.

Nein, der König will dem zornigen Grafen nicht antworten. Niemand braucht er Rechenschaft abzulegen über seine Taten. „Sie sind meineidig geworden“, sagt er beruhigend vor sich hin.

„Sie kämpften nur um ihre Freiheit. Das kann kein todeswürdiges Verbrechen sein“, hält ihm mahnend der Graf entgegen.

„Und schutzlose Priester knüpften sie an die Bäume“, raunt der Abt Maurus.

„Mit Schwert und Lanzen haben die fränkischen Soldaten die Sachsen zu den Kirchen getrieben. Ein Wunder, wenn sie von diesem Gott nichts wissen wollen“, begehrt der Graf wieder auf.

Das sind freventliche Worte im Angesicht des Königs. Strafend blicken Hildebold und Maurus auf Karl, der wohl in diesem Augenblick fühlt, welche Verpflichtung er dem Papst gegenüber auf sich genommen hat.

Der unnützen Worte sind genug gesprochen. Müde, aber bestimmt, gibt Karl seine Befehle. Zehntausend wehrfähige Männer mit Frauen und Kindern sollen in Neustrien ange-

siedelt werden. Ebenso viele Franken ziehen in die leer gewordenen Sitze der Sachsen. Die Priester sind zufrieden.

Graf Wibod steht und hofft. „Sollen die Gefangenen nach Neustrien geschafft werden?“

„Die Gefangenen sterben“, sagt der König hart, wendet sich ab und läßt den unbequemen und ungebetenen Mahner stehen.

Und König Karl gibt Befehl, im Scheine des Frührots mit dem Vollzug der Strafe zu beginnen.

Der Soldat Karl reitet mit der Scara Francisca nach Bayern — der „Patrizius von Rom“ aber, Karl, der Diener der heiligen Kirche, schlachtet in Verden an der Aller die edlen Sachsen.

Die Scheidung

Zerbrochen war die deutsche Seele und hart gepreßt in der römischen Form. Auf dem germanischen Abendland lastete schwer der Druck des Pontifex. Das Werk des Frankenkaisers Karl hatte keinen Bestand. Es war einmalig wie das Reich Alexanders des Großen, einmalig, geformt aus der überragenden Herrscherpersönlichkeit dieses Kaisers, der auch dem anmaßenden Pontifex auf dem Stuhle Petri Jügel anlegen konnte. Die Dynamik des fränkischen Staates wies, dem germanischen Ursprung gemäß, nach Osten. Vom Ebro bis zur Theiß, vom Po bis zur Elbe beherrschte Karl die Lande. Aber die blutsmäßigen Gegensätze drängten zur Scheidung der Gebiete.

Drei seiner Enkel teilten sich in das Reich: Lothar, Karl und Ludwig. Und zwischen ihnen kam es zum Kriege, der von gefürsteten Bischöfen des französischen Episkopats besonders betrieben wurde. Bei dem Ort Fontenoy kam es 841 zu jener schicksalschweren Schlacht, die die Einheit des Reiches zerriß und die zu dem Teilungsvertrag von Verdun im Jahre 843 führte.

Ein Jahrzehnt zuvor war auf dem sogenannten „Lügenfelde“ bei Colmar der fränkische Heerbann versammelt. Der Heilige Vater schwächerte selbst mit den Lehenseiden, als ob sie eine käufliche Ware wären. Ludwig der Fromme mußte es erleben, wie ihn seine Ritter verließen und in das Lager seiner Söhne zogen. Zu einer entwürdigenden und schmachvollen Kirchenbuße wurde der Kaiser verurteilt. Lothar mußte freilich im Jahre 841 erkennen, daß beschworene Eide auch gehalten werden. Und so sehr sich der fränkische Heerbann als Einheit fühlte, die auf die Könige geleisteten Eide führten zur Schlacht. So wurde bei Fontenoy durch das Schwert die Scheidung vollzogen.

Von dem ganzen Schwindel mag ich nichts mehr wissen", sagt mißmutig ein ergrauter Krieger, der in dem festen Lager von Fontenoy die Wache hält. „Da balgen wir uns herum und wissen nicht für wen.“

„Für deinen König natürlich“, brummt ihm sein Nebenmann zu.

„Natürlich für meinen König. Ich für den König Ludwig, du für den König Karl, die dort drunten für den Kaiser Lothar und die hinter dem Buckel liegen für die Pippinischen Schellen im Feld. Jeder kämpft für seine Kappe. So ist's in Ordnung.“ Der alte Soldat spuckt verächtlich aus. „Gast du noch Wein im Becher?“

„Der Graf hat das Zechen auf Wache verboten“, fällt ein dritter ein.

„Der Graf soll mir den Buckel runterrutschen. Wenn ich in Franzien bin, sauf' ich Wein“, entgegnet der Alte barsch.

„Du bist ein versoffenes Loch, Bruderherz.“ Aus dem Schatten eines Karrens tritt ein Landsmann und schiebt den durstigen Alten mit seinem Spieß beiseite. „Laß mich da hinunterglozen; ich will sehen, was die Kaiserlichen machen.“

„Was sollen sie denn machen? Sie liegen in ihren Zelten und schlafen oder sie saufen“, läßt sich wieder ein anderer Soldat vernehmen.

Die Nacht ist warm. Nach dem Kalender ist es der 24. Juli des Jahres 841. An einem wolkenlosen Himmel rollt die Mondscheibe dahin, das Land friedlich bestrahlend. Würden nicht die Schatten von den Zelten der beiden Lager in die helle Nacht ragen, würden nicht die Wehrgehänge der Soldaten warnend klappern, niemand könnte ahnen, daß die Geerhaufen des Kaisers Lothar und seiner Brüder Ludwig und Karl zu einer bedeutungsvollen Auseinandersetzung angetreten sind.

„Seit Wochen liegen wir nun in dem verdammten Nest und kein Mensch weiß eigentlich warum“, läßt sich vorlaut ein Knecht von der Wache vernehmen.

„Ganz wie's den großen Herren paßt“, fällt der Alte wieder ein. „Ist ja auch zu dumm, wenn wir jetzt gegeneinander-

stehen! In einem der Zelte dort unten liegt mein leiblicher Bruder. Auf den soll ich nun einhauen?"

„Du streitest für den, dem du geschworen hast“, wirft trocken der Franzier ein.

„Du brauchst mich daran nicht zu erinnern. Ich weiß genau, in Straßburg haben wir geschworen. Geschworen auf unsern König. In der Scara Francisca habe ich viele Jahre gedient. Wir sind durch die weiten Lande gezogen; man hat uns überall gefürchtet. Aber geschworen — geschworen habe ich in Straßburg zum erstenmal. Doch sei's drum. Dort drunten liegt doch der Kaiser“, zweifelt der Alte weiter.

„Was willst du denn vom Kaiser? Du bist deinem König zu Lehen; ihm hast du dich verpflichtet und ihm hast du auch zu gehorchen“, meint wieder ein anderer dazwischen.

„Laßt den Mist!“ dröhnt der tiefe Baß des Grafen Theudibert, der aus Langeweile durch das schlafende Lager schlendert und dabei doch gerne herumhorcht, was die Soldaten des Heerbanns zu diesem Feldzug sagen.

„Wir meinen ja nur so“, entgegnet verlegen ein Wachknecht.

„Soldaten halten den Schnabel“, unterbricht der Graf den vorlauten Knecht.

„Können wir auch“, brummt unverständlich der Alte und blickt mit den andern hinunter ins Tal, wo beinahe sorglos der Kaiser sein Lager geschlagen hat.

Der Graf schlendert weiter. Mag wohl sein, daß den Soldaten die Zeit zu lang wird. Sinter den Karren hocken und die Spieße in die Luft strecken, das ist keine Beschäftigung für kampfgewohnte Männer. Die Knochen rosten, der Mut sinkt und sie taugen nicht mehr zum Kampfe. Graf Theudibert steigt über einen sperrenden Karren, schlägt sich durch das niedere Gebüsch, tritt an den Rand des Hügels und blickt hinunter auf das kaiserliche Lager.

„Solange haben wir nun gewartet, bis der Kaiser sich mit den Aquitanern vereinigte“, sagt der Graf laut zu sich selber. „Die verdammte Rücksicht kostet uns noch den Kopf. Dort drüben besaufen sie jetzt die Verbrüderung.“

Graf Theudibert hat nicht übel Lust, dem Kaiser und den

päpstlichen Legaten, die heute bei ihm eingetroffen sind, einen Besuch abzustatten. Eine gar lustige Saufmelodie wollt' er den Herrschaften aufspielen. Aber Theudibert erinnert sich, daß ihn ja König Ludwig rufen ließ. Was der König zu dieser späten Stunde noch wollen mag?

Bis zum heutigen Tage hat sich der Graf noch keine besonderen Gedanken über den Streit der feindlichen Brüder gemacht. Er ist eben mitgezogen wie die Lehensritter und Knechte auch, weil's der König befohlen hat. Und weil er die Heerfolge in Straßburg mit seinem Eid bekräftigte. Wären wir nicht geritten, gibt er sich jetzt die Antwort, dann hätte uns am Ende Lothar von unseren Burgen im alemannischen Lande vertrieben. Der König Ludwig mußte also seinem Bruder Karl von Franzien gegen den Kaiser zu Hilfe kommen.

So, von merkwürdigen Überlegungen gefangen, Überlegungen, die ihm bislang fremd gewesen sind, erreicht der Graf die Hauptgasse des Lagers, in der das große Zelt des Königs steht. Die große Lagergasse trennt die Heerhaufen Ludwigs und Karls. Hier macht er nun eine seltsame Wahrnehmung, die ihn heute geradezu als eine Offenbarung anmutet. Vielleicht waren seine Sinne durch die kritische Selbstbetrachtung über sein und des Königs Tun geschärft, vielleicht wollte er als Soldat einfach Parteien sehen, die zu ritterlichem Kampfe einander gegenüberstehen, einerlei: er bemerkt, wie die beiden Heerhaufen der beiden Könige in verschiedenen Zungen reden. Unter dem Kaiser Ludwig, der seiner Dummheit wegen wahrscheinlich „der Fromme“ genannt wurde, ist die Einheit des Heerbanns noch vorhanden gewesen. Heute gewahrt er zum erstenmal, daß eine Verständigung der Soldaten der beiden Heerhaufen nur noch recht schwer möglich ist.

Mit dieser Erkenntnis strebt der Graf dem Zelt des Königs zu. Durch das Spalier der Spieße gelangt er in den hell erleuchteten Raum, wo die beiden Brüder, König Ludwig und König Karl, über einem Schriftstück brüten.

„Du mußt in das Lager unseres Bruders reiten“, murrte Ludwig dem Grafen zu. Der König starrt auf die Schriftzeichen, als ob an ihnen die ewige Seligkeit hänge. Er rech-

net und zählt, er mißt und wägt und er meint dann schließlich, daß die Teilung nicht gerecht sei.

„Fürs erste wär' ich mal zufrieden“, sagt behaglich schmunzelnd Karl von Franzien.

„Du kannst ja auch zufrieden sein. Aber was soll denn dieser Pfahl in unserem Fleisch?“ Die Schwerthand des Königs Ludwig bestreicht auf einer großen, rohen Karte einen Streifen Landes, der sich zwischen die Territorien Ludwigs und Karls schiebt. „Die Maas muß die Grenze sein! Der Kaiser soll nach Italien. Dort stör' ich ihn nicht in seiner kaiserlichen Ruhe.“

Nachdem diese Feststellungen nochmals getroffen waren und ein schwarzkuttiger Schreiber eine Reinschrift angefertigt hatte, wurde dem Grafen das Schriftstück ausgehändigt.

„Das sind unsere Friedensbedingungen. Lehnt sie der Kaiser ab, dann soll Gott durch die Waffen entscheiden“, spricht Ludwig in feierlichem Ernst. „Wir haben den Streit nicht gewollt; würde er uns in Frieden gelassen haben, er könnte in Ruhe sein erbliches Kaisertum verwalten.“

„Und wenn die päpstlichen Legaten und die Bischöfe von dieser Botschaft hören“, fällt Karl von Franzien ein, „so sage ihnen, daß wir selbstverständlich mit unseren starken Armen die heilige Kirche schützen und fördern wollen.“

„Lehnt der Kaiser ab“ — Ludwigs Stimme ist schneidend und scharf —, „dann sage ihm, er soll Tag und Stunde bestimmen, wann die Waffen das Gottesurteil sprechen sollen.“

Graf Theudibert nimmt eine Hundertschaft von seinen Lanzenreitern und trabt aus dem Lager, in dem nur noch in wenigen Zelten zu fröhlich derben Liedern der Becher kreist. Er muß mit seinen Reitern die verlotterte Fahrstraße wählen, die von der Höhe ins Tal zum Lager des Kaisers führt. Die helle Mondscheibe ist über den Horizont hinabgekugelt; im Schatten der schwülen Sommernacht schläft die Landschaft.

Nach kurzem Ritt erreicht der Graf mit seiner Hundertschaft den Eingang des kaiserlichen Lagers. Der Weg ist ihm vertraut; er hat in diesen Tagen oftmals die Botschaft der

Brüder zum Kaiser getragen. Die notwendigen Formalitäten sind rasch erledigt. Fünfzig Soldaten des Kaisers begeben sich waffenlos in die Gewalt von Theudiberts Reitern und fünfzig seiner Gefährten ziehen mit ein in die Wagenburg. Ein Hundertschaftsführer geleitet den Grafen zum Kaiser.

Auch im kaiserlichen Lager konnte man die Ruhe nicht finden. Mit stolzer Befriedigung betrachtete zwar Lothar seine bewaffnete Macht; die Zahl seiner Hundertschaften war nicht kleiner als die seiner vereinigten Brüder. Dazu kamen als Verbündete noch die Aquitanier, die sich der Herrschaft Karls nicht beugen wollten. Von den Sachsen hat er Nachricht erhalten, daß sie treu zum Kaiser stehen. Der Heilige Vater, Gregor IV., selbst und jetzt seine Legaten haben ihm sein Erbrecht und seine Ansprüche auf das ganze, ungeteilte Reich bestätigt. Hinter ihm steht der Führer des westfränkischen Episkopats, der Erzbischof Ebbo von Reims. Zwar hat der einmal den Bannstrahl gegen seinen Vater gezückt und hat ihm eine für einen Kaiser unwürdige Kirchenbuße auferlegt. Kaiser Ludwig hat ihn deshalb seines Amtes enthoben. Aber Lothar hat ihn wieder eingesetzt und hat ihn jetzt als Verbündeten gewonnen.

Doch trotz dieser offenliegenden Vorteile konnte sich der Kaiser Lothar nicht zu einem Angriff gegen seine Brüder entschließen; auch das Eintreffen der Aquitanier kann ihn nicht aus seiner Reserve herauslocken. Er setzt seine Hoffnung auf den Heerbann, der sich nach seiner Meinung immer noch als ein einziger, zusammengehörender Haufen fühlt, wenn die Hundertschaften jetzt auch in verschiedenen Lagern stehen. Vielleicht geht es wieder so wie damals in Colmar, als die Großen mit den Soldaten den Kaiser Ludwig verließen und zu ihm gestoßen sind.

So rechnet der Kaiser Lothar. Darum geht er einer Schlacht aus dem Wege und sucht seine Brüder hinzuhalten. Währenddem sollen seine Freunde arbeiten.

Nur Adalbert von Metz, der Herzog von Austrasien, hält die Zauderpolitik des Kaisers nicht für richtig. Auch in dieser lauen Sommernacht streiten die Männer um den Kaiser mit

ihm über taktische Fragen. Unentschlossene suchen ja immer auf den Schleichpfaden der Taktik nach Auswegen.

Ein Jahr zuvor ist der Herzog von Aufrastien mit einem starken Aufgebot des Kaisers gegen Ludwig gezogen. Im Ketiagau, im heutigen Ries in Schwaben, sind die Heere aufeinandergefloßen. Dabei hat das kaiserliche Heer eine schwere Niederlage erlitten. Aber dieser Schlag wäre zu ver- schmerzen gewesen. Einem neuen Heerbann des Kaisers wäre Ludwig erlegen. Jetzt läßt Lothar die Vereinigung der bei- den Brüder zu. Dieser Fehler kann nur durch ein überraschen- des Zupacken noch gutgemacht werden.

Der Herzog von Aufrastien rechnet mit dem Kaiser, er rechnet mit den Bischöfen und mit den päpstlichen Legaten, die sich zusammen mit dem Erzbischof von Ravenna in das Lager des Kaisers begeben haben, um durch ihre Anwesen- heit den Ansprüchen des Kaisers auf das ungeteilte Reich größeres Gewicht zu geben.

Der Vorhang des kaiserlichen Zeltes wird aufgezogen. Der Hundertschaftsführer bringt den Grafen Theudibert. Die Begrüßung fällt frostig aus. Lothar will sich nicht durch die drängenden Botschaften seiner Brüder zu einer raschen Stel- lungnahme zwingen lassen. Im Namen der verbündeten Könige Ludwig und Karl übergibt der Graf dem Kaiser den Teilungsvertrag.

„Vertrag zur Teilung des Reiches“, liest der Kaiser, halblaut vor sich hin sprechend. Die kaiserlichen Rat- geber werfen finstere Blicke auf den gräßlichen Gesandten.

„Laß uns allein“, herrscht Lothar den Hundertschaftsführer an, ihm gleichzeitig bedeutend, daß er den Grafen aus dem kaiserlichen Zelt entfernen soll.

Theudibert widerspricht. Er sagt dem Kaiser, wie sehr die Antwort des Kaisers eile, und daß er vor Anbruch des Tages im Lager seines Königs zurück erwartet werde.

Doch der Kaiser will allein sein mit seinen Ratgebern. Theudibert wird abgeführt und unweit des kaiserlichen Zel- tes bewacht. Man gibt ihm sogar einen Krug duftenden Weines, den er jedoch verschmäh't, obwohl er ihm in die Nase sticht.

„Saubere Brüder!“ Lothar lacht grimmig. „Den Purpur und die Krone wollen sie mir lassen; aber sie wollen mein Land.“

„Daß du dich überhaupt noch mit ihnen abgeben magst“, hält ihm der Herzog von Aufrastien ärgerlich dagegen.

„Muß ich nicht mit ihnen verhandeln?“ fragt der Kaiser gequält. „Oder soll ich meine Soldaten ins Verderben führen? Deutsche Heerhaufen sollen einander bekämpfen? Die erste Schlacht wäre das Ende des Reiches.“

„Es ist der erste Kampf nicht. Auch ich bin gegen Ludwig zu Felde gezogen“, widerspricht der Herzog von Aufrastien.

„Schlimm genug. Im Retiagau wurde dem Reich eine tiefe Wunde geschlagen, eine Wunde, die ich schließen will“, sagt bestimmt der Kaiser. Er ist so erfüllt von der Reichsidee, daß er die tiefgreifenden Veränderungen im Heerbann und in den einzelnen Stämmen überhaupt nicht wahrgenommen hat.

Der Erzbischof Ebbo unterstützt den Kaiser in seinen Erbschafts- und Herrschaftsansprüchen. Aber mögen diese Ansprüche auch tausendmal rechtlich begründet sein, der Diener der Kirche sieht auch die Scheidung, die sich zwischen dem Osten und dem Westen vollzogen hat. Langsam und sicher haben die Völkertrümmer der Römer und Kelten die feudale fränkische Herrenschicht aus dem Sattel gehoben. Solange die Franken in Gallien Bauern waren, sind sie unüberwindlich gewesen; als sie aber zu feudalen Grundherren aufrückten, verloren sie die Beziehungen zum Boden. Die schlummernden Gewalten des Bodens wurden frei und ein neues Volk mit einer eigenen Sprache und mit eigenen Sitten ist aus der Mischung hervorgegangen. Die Scheidung hat sich vollzogen. Was Kaiser Karl schuf, trug den Stempel des Einmaligen. Nur Kraftnaturen vom Formate Karls konnten die auseinanderstrebenden Gewalten bändigen.

Ebbo hat das westfränkische Episkopat bereits in eine Sonderstellung hineinmanövriert; nach seinem Willen wurde erstmals ein Kaiser zu einer kirchlichen Buße verurteilt. Diesem damals so kühnen Schritt haben sich die ostfränkischen Bischöfe nicht angeschlossen. Aber ein epochales Beispiel

wurde gegeben. Mächtiger als Fürsten und Könige, mächtiger als der Kaiser und der Patrizius von Rom muß die heilige Kirche sein! Dem Stellvertreter Christi wird diese Tat die Richtung weisen.

Der Erzbischof Ebbo von Reims übersieht die verwickelte politische Lage; aus dem Widerstreit der Meinungen, der um ihn in dem kaiserlichen Zelt brandet, erhält er die Bestätigung seiner Ansichten. Wenn er heute Lothar unterstützt, so ist das weiter nichts als eine Geste der Dankbarkeit. Das Werk der Christianisierung ist abgeschlossen. Ob sich zwei, drei oder mehr Männer in die weltliche Gewalt des abendländischen Raumes teilen, kann ihm und der Kirche einerlei sein. In allen Gauen des Reiches sitzen Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte, die ihre Befehle vom Papste empfangen. Was brauchen die sich um die Sündel der Großen des Reiches kümmern?

Zerschlagen ist die Idee von der Einheit des Reiches. Wer den kirchlichen Machtanspruch bejaht, kann niemals eine starke Zentralgewalt wünschen. Sie wird die Kirche ja doch immer nur die starke Faust spüren lassen. Lothar ist ein Narr. Würde er jedoch die Dinge sehen, wie sie sind, er könnte die Scheidung nimmermehr verhindern.

„Ich muß Zeit gewinnen“, nimmt der Kaiser aus dem aufgeregten Durcheinander das Wort.

„Ungenützt läßt du die Zeit verstreichen“, tobt der Herzog von Aufrassen. Die Scharte vom Retiagau drückt ihn; er brennt auf Kampf. „Ich führe meine Sausen zum Sturm auf den Berg. Die Aquitanier greifen deine sauberen Brüder im Rücken an. Sie sind uns herrlich in die Falle gegangen. Wir wären Esel, würden wir die Lage nicht ausnützen.“

„Man muß dem günstigen Augenblick vertrauen“, läßt sich jetzt Erzbischof Ebbo hören.

„Der Segen des Allmächtigen ruht auf deinen Waffen“, drängt der Erzbischof von Ravenna.

„Es ist ein sündiger Frevel deiner Brüder, wenn sie den Ausgang des Waffengangs als ein Gottesurteil betrachten wollen.“ Rabanus Maurus setzt bedächtig seine Worte. „Die Urteile Gottes sind so leicht nicht zu erkennen. In der Er-

hebung deiner Brüder sehe ich nur einen Aufstand gegen den legitimen Herrn."

Erzbischof Ebbo lächelt wissend in sich hinein. Wo die Schärfe der Schwerter entscheidet, schweigen alle dialektischen Überlegungen. „Wir können die Kraftprobe wagen“, ermuntert er den Kaiser.

„Die Verstärkungen aus Italien sind ausgeblieben. Von den Sachsen erwarte ich einen Heerbann.“ Der Kaiser sucht nach Einwänden, die er den Ratschlägen seiner Freunde entgegensetzen kann. „Ludwig bedroht die Stellinga in den sächsischen Gauen; ich habe den Sachsen das alte sächsische Recht zugesprochen.“

Von draußen dringt geräuschvolle Unruhe in das Zelt. In das dumpfe Traben der Pferde mischen sich freudige Rufe.

„Harald, der Normanne, ist soeben mit großem Gefolge im Lager eingetroffen“, erstattet atemlos ein Hundertschaftsführer Bericht.

„Mein Freund läßt mich nicht im Stich!“ ruft Ebbo freudig aus.

„Betracht' der Normannen Ankunft als ein Zeichen des Himmels“, gibt der Erzbischof von Ravenna dem Kaiser wieder zu bedenken. Auch die päpstlichen Legaten dringen in Lothar, dessen Züge trotz der freudigen Botschaft keinen Deut freundlicher geworden sind.

„Bring' den Grafen“, beendet jetzt der Kaiser die Aussprache. Ein Hundertschaftsführer eilt, um Graf Theudibert zu holen.

„Eine Ausgeburt von Wahnsinn ist der Wisch. Die Bur-schen werden sich täuschen.“ Das entschlossene Selbstgespräch Lothars wird von seinen Freunden mit Befriedigung aufgenommen.

Theudibert erscheint in respektvoller Haltung unter dem Eingang des Zeltes. Erwartungsvoll blickt er auf den Kaiser.

Lothar steht in flammendem Zorn. „Der Teilungsvertrag ist schändlicher Verrat am Reiche.“

Der Kaiser stockt. Die Erregung nimmt ihm die Stimme. Eine lauernde Stille fiebert zwischen den Zeltwänden. „Wie ich diesen Wisch zerreiße, so löse ich alle verwandtschaftlichen

Bande. Nichts mehr verbindet mich mit meinen Brüdern, die als Verräter an der Idee des Reiches mir gegenübertreten."

Der Vertrag liegt in Fetzen auf dem Boden. Das eisige Schweigen bricht Graf Theudibert: „Da du den Vertrag meines Königs nicht aner kennst, so soll ich dich fragen, zu welcher Stunde am morgigen Tag Gott durch die Waffen das Urteil sprechen soll."

„Laßt Gott aus Eurem unsauberen Spiel", schreit der Erzbischof von Ravenna dazwischen.

„Verrat wird nicht durch ein Urteil gewogen", wendet erregt der bedächtige Rabanus Maurus ein.

„Im Morgengrauen vor meine Klinge", zischt der Herzog von Aufrastien.

„Ruhe, meine Freunde!" fährt der Kaiser dazwischen. „Meine Brüder werden von mir hören."

Lothar winkt mit der Hand. Graf Theudibert ist entlassen. Mit dieser rätselhaften Botschaft steigt der Graf zu Pferde und reitet seinem Lager zu.

★

Als die friedlichen Strahlen der Julisonne den freundlichen Flecken Fontenoy grüßten, zogen den Berg herunter die geordneten Haufen Ludwigs. Blitzschnell näherten sie sich dem Lager des Kaisers, der, zu spät die Absicht seines Bruders bemerkend, auf prächtig gezäumtem Rosse im vollen Glanze der kaiserlichen Rüstung, zwischen die scharmützelnden Haufen ritt, sie mit dem Schwerte beschwörend, daß sie ihm, dem Kaiser zu gehorchen haben. Einen kurzen Augenblick stützten die Hundertschaften Ludwigs. Viele von den alten Kriegern fanden es absonderlich, jetzt gegen den Kaiser zu streiten. Aber ihre Anführer erinnerten die Schwankenden an die geschworenen Eide. Die Schlacht begann. Kaiser Lothar wurde geschlagen.

Zwei Jahre nach der Schlacht bei Fontenoy wurde die Teilung des Reiches vollzogen. Der Kaiser mußte sich den Gewalten der Scheidung beugen.

Der große Betrug

Als Ludwig II. Kaiser in dem geteilten Reiche des frankenkaisers Karl war, bestieg im Jahre 858 Papst Nikolaus I. den Stuhl Petri, den er bis 867 innehatte. Unverrückbar war sein Ziel, die weltliche Bevormundung der Kirche abzuschütteln und eine über die Grenzen der Staaten hinwegreichende folgsame Papstkirche aufzurichten. Rom wollte unabhängig sein, und der Papst wollte nicht mehr nur als der erste Bischof unter den Bischöfen gelten. Ihm, dem Papst, sollten alle Bischöfe gehorchen.

Um dieses weitgesteckte Ziel zu erreichen, wurde zu dem verwerflichen Mittel der Fälschung gegriffen. So offenbaren sich als größter Betrug der Weltgeschichte die „Pseudoisidorischen Dekretalen“, die wahrscheinlich um die Mitte des 9. Jahrhunderts in Reims, also im französischen Episkopat, entstanden sind. Eine Korrektur des fränkischen Kirchenrechtes sollten die „Pseudoisidorischen Dekretalen“ darstellen; sie waren weit mehr. Auf sie gründet sich der geistliche und weltliche Führungsanspruch der katholischen Kirche. Neben gefälschten Papstbriefen aus den ersten Jahrhunderten, neben der „Konstantinischen Schenkung“ und neben alten Konzilsbeschlüssen finden wir in diesem Machwerk auch die „Anweisung“, daß alle Bischöfe der Gerichtsbarkeit der weltlichen Herrscher zu entziehen wären. Allein dem Heiligen Vater auf dem Stuhle Petri sollten sie gehorchen. Der Hauptbestandteil dieses gefälschten Werkes wurde später in das römische Kirchenrecht, in das corpus juris canonici, übernommen.

Unter Berufung auf das gefälschte Erbe der Heiligen Väter wurde der Kampf der Päpste gegen die Reichsgewalt geführt. Der politische Katholizismus aber, dessen Schatten unheilvoll durch die deutsche Geschichte wandert, ward geboren.

Im Bischofssitz Konstanz am Bodensee wartet der päpstliche Legat Aegelis auf die Rückkunft des Bischofs Salomon. Der Bischof von Konstanz, eben jener Salomon, hatte eine schwere Fehde mit den schwäbischen Kammerboten Erchanger und Berchthold, die wertvolle Kirchengüter im Segau und an den Ufern des Bodensees rauben wollten. Bischof Salomon verstand jedoch nicht nur die Messe zu lesen, er führte auch das Schwert gleich einem erfahrenen Krieger. So widersezte er sich mit bewaffneter Macht dem Ansturm der schwäbischen Grafen. Aber der Kammerbote Erchanger war stärker. Salomon wurde geschlagen und von Erchanger gefangengenommen. Da eilte König Konrad I. mit seinem Heere herbei, befreite den gefangenen Bischof und schickte Erchanger ins Exil. Graf Berchthold aber wurde auf dem Hohentwiel eingeschlossen und durch das königliche Heer belagert.

Der päpstliche Legat Aegelis blickt hinaus auf den weiten See, in dessen Wellengekräusel die Mittagssonne badet.

„s wird bald ein Wetter kommen“, erklärt der jetzt eintretende Klosterbruder. „Die Berge treten in den Spiegel des Sees.“

„In diesem Lande werden noch viele Wetter heraufziehen“, erwidert doppelzünftig der Legat.

„Er ist gerettet. König Konrad selbst hat ihn herausgehauen“, spinnt der Bruder das Gespräch weiter. „Es war ja auch unverschämt von den schwäbischen Grafen, meinem Bischof die schönsten Besitzungen wegzunehmen.“

„Beruhige dich, mein Bruder! Kein Vasall des Königs wird fúrderhin wagen, seine Hand nach kirchlichem Besitz auszustrecken.“ Aegelis tritt vom Fenster zurück und setzt sich an den reich mit Schnitzereien verzierten eichenen Tisch, vor sich einen Stapel von Pergamenten ausbreitend. Mit großer Befriedigung betrachtet er die sorgsam gemalten Schriftzeichen.

Der Klosterbruder bringt dem hohen Gast einen Becher würzigen Seewein und stellt sich ehrfurchtsvoll hinter den Stuhl des Legaten.

„Kapitulariensammlung des Aegisus, von Benediktus

Levita ergänzt“, liebt Achgelis zufrieden schmunzelnd. „Das Päckchen Papier wiegt schwerer als zehn Kaiserkrone“, triumphiert der Legat. „Und diese neunzig Blätter erst!“

Achgelis läßt Blatt um Blatt durch seine Finger gleiten. „In den Pergamenten sind Jahrhunderte wieder lebendig geworden. Und die Jahrhunderte fordern ihr Recht. Das sind die Dekretalen der alten Päpste, jener frommen Männer, die der Allmächtige für würdig befunden hat, Stellvertreter Christi auf Erden zu sein und den Stuhl des heiligen Petrus einzunehmen. Die Dekretalen sind das große Vermächtnis, das zu verwirklichen wir berufen sind.“

Eine ehrfürchtige Scheu beschleicht den Klosterbruder. Er hat noch nie etwas gehört von einem Vermächtnis oder gar von Aufzeichnungen der alten Päpste. „Auch wir haben Schriften von frommen und gelehrten Männern“, sagt er mutig. Er geht zu der Truhe und entnimmt ihr ein Bündel Papiere.

Wichtig reicht er sie dem Gast. „Hier die Schriften von dem Bruder Gottschalk. Ich glaube, es war ein sächsischer Mönch. Hier von Eginhard und diese hier sind von Johannes Skotus.“

Interessiert nimmt Achgelis die Bücher und Schriften aus der Hand des Mönches. „Germanische Freigeisterei“, lautet barsch und scharf sein Urteil.

„Freigeisterei?“ fragt mit fassungslosem Blick der Bruder.

„Sagt ihr noch mehr solche seltsame Schätze“, will der Legat wissen, die Frage des Bruders überhörend.

„Aber der Bischof Claudius von Turin war doch ein frommer Mann, auch wenn er hier schreibt: ‚Niemand soll sich auf das Verdienst der Märtyrer oder ihrer Intercession verlassen.‘ Claudius hat doch in dieser Frage recht.“

„Das ist sündiger Irrglaube“, fallen die flammenden Worte des Legaten dazwischen.

Doch der Mönch wird mutiger. „Jeder, wie er's versteht. Claudius war ...“

„Ein Ketzer und ein Verräter der heiligen Sache.“ Achgelis wird wild vor Zorn. „Claudius hat ja auch geschrieben, die Macht des heiligen Petrus sei nicht an einen bestimmten Ort gebunden.“

„So empfinden wir es allerorts in deutschen Landen“, bekennt der Bruder frei heraus.

„Mit einer solchen theologischen Schwarmgeisterelei ist's jetzt vorbei“, poltert bissig der Legat des Papstes. Papst Johann X. soll mit ihm zufrieden sein. „Meint ihr wohl, in Germanien kann jeder glauben, was er mag? Da seid ihr auf dem Holzwege. Die Wische, die du hier hast, hat die Synode in Paris schon längst verdammt. Mit Irrlehren sollen die Priester nichts zu schaffen haben.“

Der Mönch steht in der Brandung der Meinungen. Warum soll nun auf einmal Bischof Claudius ein Ketzer und Verräter sein? Warum Skotus, Gottschalk und Eginhard?

„Die Dekretalen der heiligen Väter zeigen die Richtung. Den Weg bestimmt der Stellvertreter Christi selbst.“ Aehgelis spricht laut und eindringlich.

„Warum kommen die heiligen Schriften erst jetzt zum Vorschein?“ fragt der Mönch neugierig weiter. Er läßt sich von dem Geschrei des Legaten nicht einschüchtern.

„Weil sie die Kirche jetzt braucht“, gibt Aehgelis lakonisch zur Antwort.

Der Mönch kann dieser rätselhaften Auskunft eben nicht gerade folgen, und der Legat mochte fühlen, daß er diesem deutschen Tölpel das Geheimnis über diese Bücher auch nicht anvertrauen kann. Aehgelis beeilt sich drum aufzuklären: „Weil die Bücher erst jetzt gefunden wurden.“

Und der Klosterbruder bedauert gläubig: „Schade, im Kloster hätten sie uns von Nutzen sein können.“

„Alles zu seiner Zeit“, tröstet der Legat das ehrliche Bedauern des Bruders. Er hat mit ihm nur darum ein Gespräch begonnen, damit ihm die Zeit des Wartens nicht zu lange wird. Aber jetzt denkt er an seine Aufgabe und er wird mittheilhaftig: „Betrachte dir die Sache genau! Um diese hier verankerten Gesetze wird noch ein Kampf entbrennen, der durch die Jahrhunderte zittert.“

Eine widerwillige Scheu erfasst den Mönch. Er will fragen, warum nun Kampf sein soll, da doch die Kirche in Frieden ihr Werk vollenden muß. Aber der Bruder unterdrückt seine suchende Neugier.

„Um diese Sätze wird ein Kampf entbrennen, der die Welt in Brand setzt.“ Der Legat spricht mit feurigem Pathos. „Oder zweifelst du etwa daran? Nur ein paar Sätze will ich dir vorlesen, dann wirst du verstehen, warum diese Bücher jetzt gefunden werden mußten.“

Und Aegelis liest: „Der Kaiser darf nimmermehr einen Bischof richten. In allen Bedrängnissen sollen die Bischöfe gemäß dem Gebot der Apostel und ihrer Nachfolger zu dem Stellvertreter des heiligen Petrus als dem Haupte der Kirche ihre Zuflucht nehmen. Nur in einer unter apostolischer Autorität versammelten Synode darf über Bischöfe zu Gericht geseffen werden; das eigentliche Urtheil kommt dem römischen Stuhle zu, der dieses vom heiligen Petrus als ein erbliches und für alle Zeit festzuhaltendes überkommen hat.“

„Das Urtheil steht dem Heiligen Vater zu“, wiederholt in satter Zufriedenheit Aegelis die inhaltschweren Worte.

„Und was sagt der König dazu?“ fragt der Klosterbruder, der recht wohl die Bedeutung dieses kirchlichen Gesetzes ermessen konnte.

„Der König?“ Ein geringschätziges satanisches Lächeln umspielt das Gesicht des Legaten. „Der König muß froh sein, wenn er seine Krone behalten kann. Der Babenberger hat ihm manche schlaflose Nacht bereitet. Schwer genug ist er mit ihm fertig geworden. Der junge Heinrich von Sachsen will seine Herrschaft nicht anerkennen. Im schwäbischen Land rebellieren die beiden Kammerboten. Arnulf von Bayern hält's mit den Aufständischen. Der König hat seine Sorgen. An einen Kampf mit den räuberischen Ungarn kann er überhaupt nicht denken. Muß er in einer solchen Lage nicht froh sein, wenn wenigstens noch die Bischöfe zu ihm halten! Eine Hand wäscht die andere. Die Treue der Bischöfe muß er sich kaufen. Der Kaufpreis ist nicht unbillig. Die alten Kirchenväter haben ihn bestimmt.“

Die Machtgefühle, die des Legaten Brust durchziehen, machen ihn trunken. Zu schwindelnder Höhe führt der Weg der Kirche. Auf seinem Hockersitz kann der Papst in Unfehlbarkeit regieren und herrschen, er kann heiligsprechen und verdammen, er kann binden und lösen. Kaiser und Könige wer-

den ihm untertan sein. — Kühn stürmen die Gedanken des Legaten, als wäre das irdische Hozziel der Kirche bereits erreicht.

„Du verstehst doch, mein Bruder“, wendet er sich nach seinem überheblichen Sinnen an den scheu in Andacht verharrenden Klosterbruder

Doch der Bruder schweigt. Der kalte Eiseshauch der Worte des Legaten drückt sein Herz. Ist es nicht ein Unglück, wenn der König gegen aufständische Grafen und selbstherrliche Herzöge zu Felde ziehen muß, während die wilden Horden der Sunnen Jahr um Jahr über die Grenzen des Reiches brechen, Gehöfte und Klöster verbrennend, Männer und Weiber mordend und mit reicher Beute beladen wieder zurückfluten! Jahr um Jahr kommen sie, und niemand gebietet ihnen Einhalt. Wenn es hoch kommt, setzen sich ein paar Markgrafen zur Wehr. Nicht aber der König, gegen den sich die Großen des Landes verschworen haben. Und darüber freut sich der Legat? Das ist dem Klosterbruder unverständlich.

Er tritt ans Fenster und blickt hinaus auf den See, dessen Gestade von einem paradiesischen Land umschlossen werden. So recht ein Garten Gottes, denkt er. Wenn in diese Gesilde die Sunnen einbrechen würden . . .

„Du bist wohl nicht erfreut über meine Botschaft?“ sagt der Legat, dumpf und abwesend, dabei eifrig in seinen Pergamenten blätternd. „Das wird sich schon geben.“ Seine Stimme wird wieder kalt und schneidend. „Auch in Deutschland wird man künftig glauben, was die heiligen Väter sagen.“

„Wir glauben . . .“ Weiter kommt der Klosterbruder nicht.

„Rebellen seid ihr! Rebellen gegen die Kirche, Rebellen gegen Gott, Rebellen gegen den Stellvertreter Christi, Rebellen gegen den König, nicht besser als jene, die der König jetzt zu züchtigen gezwungen ist.“ Die schwere Anklage hallt durch die Gemächer des Bischofs.

Da dringt Pferdegetrappel herein. Näher und näher, eilend und hastig.

„Der Bischof kommt!“ ruft der Klosterbruder und eilt seinem Gebieter entgegen.

Bischof Salomon und der päpstliche Legat Adgelis stehen einander gegenüber. Salomon weiß um den großen und wichtigen Auftrag des Legaten; der Bischof ist nicht nur mit den päpstlichen Maßnahmen einverstanden, er gehört sogar zu den Dienern der Kirche in Germanien, die den Papst zu diesem Schritt veranlaßten. Freilich, nach der Meinung des Bischofs von Konstanz gibt es immer noch Dummköpfe unter den deutschen Priestern, die ihren Vorteil nicht sehen und begreifen wollen. Für sie haben die großen Gelehrten der Kirche die Dekretalen gemalt, fein säuberlich auf vergilbtem Pergament, damit sie den Stempel der Echtheit tragen. Aber . . .

Einem drohenden Schreckgespenst gleicht dieses große „Aber“. Schwere Sorgen drücken den Bischof.

„Der König ist geschlagen“, stammelt Salomon in dumpfer Verzweiflung.

„Was macht's, mein Freund?“ hält ihm zuversichtlich Adgelis entgegen. „Wenn in Altheim im Ries die Bischöfe tagen, kann der König nicht klein genug sein.“

„Die rebellierenden Grafen werden uns auseinanderjagen“, meint besorgt der Bischof von Konstanz. Er kennt die Fäuste der schwäbischen Kammerboten. Ist er nicht in harter Fehde unterlegen? Nur dem König hat er sein Leben zu danken. Aber selbst Konrad mußte die Belagerung des Hohentwiel aufgeben, weil der Sachsenherzog Heinrich in das Frankenland eingefallen ist. „Sie stecken ja alle unter einer Decke“, zischt grimmig der Bischof. „Die Großen des Landes sind unsere Feinde; sie sind die Feinde der Bischöfe, sie sind die Feinde der Kirche.“

„Ganz klein werden sie bald sein“, beruhigt der Legat.

„In dem Lande glaube ich an keine Wunder.“ Die verlorene Schlacht des Königs drückt den Bischof.

„Wir werden den Tölpeln den Wunderglauben schon beibringen.“ Der Legat hat keine Anteilnahme an dem Schicksal des deutschen Königs.

„Die Rebellen haben Oberwasser“, fällt ihm der Bischof ins Wort. „Einen schwachen Tagesritt von hier, in den Wäldern bei Stockach, wurden die Haufen des Königs vernichtet.“

„Ich war der Meinung, der König belagert den Hohen-
twiel“, fragt der Legat.

„Kann der König das Frankenland dem Räuberherzog von
Sachsen preisgeben? Dem Grafen Berchthold wäre gar bald
der Atem ausgegangen.“ Bei dem Gedanken an eine Ge-
fangennahme Berchtholds strafft sich die zusammengesunkene
Gestalt des Bischofs wieder. „Er war gut verschanzt auf
seinem felsigen Nest. Doch der Hunger hätte ihn auf die
Knie gezwungen. Kaum waren wir abgezogen, da setzte uns
der Graf nach. Des Königs Hauptleute kannten weder Weg
noch Steg. Meine Männer wurden als Führer gar nicht
gehört. So verzettelten sich die Haufen des Königs in den
Wäldern bei Stockach. Berchtholds Reiter hieben uns jäm-
merlich zusammen. Kaum der König konnte sein Leben durch
die Flucht retten.“

„Bei Stockach, sagtest du, stehe der schwäbische Graf?“ fragt
der Legat nach einigem Nachdenken.

„Einen schwachen Tagesritt von hier ist die Walstatt.“ Der
Bischof denkt daran, daß nun dem Grafen Berchthold der
Weg nach Konstanz offen stehe. „Der Graf wäre ein Narr,
würde er die Lage nicht nutzen“, fährt ängstlich der Bischof
Salomon fort.

„So sind wir hier nicht mehr sicher?“ Achgelis befällt auf
einmal eine beklemmende Unruhe. „Wir müssen nach Alt-
heim!“ drängt der Legat.

„Wenn uns der Weg noch frei ist“, gibt ihm resigniert
der Bischof zur Antwort.

„Auf unsern Schultern ruht das große Werk. Wir müssen
durch!“ Den Legaten drückt die dumpfe Luft des Gemachs.
Er öffnet das Fenster und stiert über den See. Die Sonne
ist in schwarze Wolkenberge gekrochen. Eine hange Schwüle
lagert über dem Wasser. Am Horizont zucken Blitze.

„Zur Not können wir uns auf die Verteidigung einrichten.
Ein großer Teil meiner Knechte liegt zwar erschlagen in
den Wäldern. Aber dem Grafen fehlt das Belagerungsgerät.
Bis er es herbeigeschafft hat, kann sich das Blatt wieder
wenden.“ Bischof Salomon sucht krampfhaft nach einem
Ausweg.

„Dem Zufall trau' ich nicht. In Altheim treffen wir das Konzil der Bischöfe. Dort sind wir eine Macht. Es wäre für uns wenig rühnlich, von einem schwäbischen Kammerboten in irgendein finsternes Burgverlies geworfen zu werden. Wer sollte denn sonst den harrenden Bischöfen die Dekretalen des Heiligen Vaters bringen?“ Achgelis denkt an seine Aufgabe, die er trotz der Gefahr vollbringen will.

„Wenn Berchthold mich erwischt, ist es aus mit mir.“ Der Bischof erinnert sich seiner Gefangenschaft, aus der ihn Konrad befreit hat. Mit den Kammerboten sind noch viele Rebellen im Bunde. „Wohin wir auch unsere Schritte lenken, wir sind überall in Gefahr. Der Weg nach Altheim führt an mancher feindlichen Burg vorüber.“

„Wir brechen auf. Sofort verlassen wir Konstanz!“ Immer aufgeregter wird der Legat.

„Der mordende Graf hängt an meinen Fersen“, wehrt Salomon ab.

„Der Graf soll das Nest leer finden. Wir fahren über den See“, wirft Achgelis dazwischen.

„Wo wir das Land betreten, steht der Feind“, zweifelt der Bischof.

„Die Gewitternacht wird uns schützen. Was sollen die Bischöfe in Altheim, wenn sie die wichtige Kunde des Heiligen Vaters nicht vernehmen? Sucht auch der König jetzt Bundesgenossen, kann er sich auch auf die Treue der deutschen Bischöfe stützen, gar bald wird er vergessen, daß sie es gewesen sind, die ihm Thron und Krone erhalten haben. Von dieser allgemein menschlichen Vergesslichkeit sind auch Könige nicht verschont. Er muß auf dem Konzil in Altheim die Dekretalen des Stellvertreters Christi beschwören. Vor den Dienern unserer Kirche gibt's keine Ausflüchte. Die Kirche hat nur gehorsame Knechte oder Feinde. Ein beschworener Vertrag ist ein heilig Ding. Sollen die, die nach ihm kommen, den Vertrag anfechten? Sollen sie zweifeln an der Echtheit der Gesetze! Der Bannstrahl wird ihren königlichen Stolz treffen. Wehe dem Bischof, der einen geächteten König unterstützt.“ Achgelis übersieht die kommende politische Entwicklung. Kampf wird sein zwischen

den künftigen deutschen Königen und dem Papst. Siegen wird der Heilige Vater. Wird ein deutscher König widerspenstig, einen Kontinent kann die Kirche gegen ihn mobilisieren.

In die rauhe Wirklichkeit reißt den Legaten der Bischof. „Wir müssen den brüchigen Kahn mit den vier Riemen besteigen. Dort hinten, wo der Staub in den Himmel steigt, reitet Graf Berchthold mit seiner Meute.“

„So fahren wir durch das Gewitter über den See. Der Allmächtige wird uns beschützen. Von Lindau aus schafft uns das Gold den Weg nach Altheim.“

„In Gottes Namen für die heilige Kirche“, entschließt sich der Bischof.

Als Graf Berchthold an die Tore pocht, ist das Nest leer.

Der geheimnisvolle Magnet

Heinrich I., den sie den Finkler nannten, ist nicht ins römische Garn gegangen. Von seinem Gegner Konrad berufen, regierte er von 919 bis 936, kraftvoll und umsichtig, wie ein Gutsherr, Besitz und Macht mehrend. Das fränkische Vorbild der Kaiserkrönung durch den Papst lehnte er ab.

Seinem Sohne Otto hat er eine reiche Wiege bereitet, wie später Friedrich Wilhelm I. Friedrich dem Einzigem. Doch mit der Schlange der Zwietracht hatte Otto zu ringen wie einstens Armin und die anderen Großen. Eigensüchtige Fürsten neideten dem Sachsenkönig seine Kraft. So mußte er erst mit dem Schwert im eigenen Hause Ordnung schaffen. Nach dem widerlichen häuslichen Streit schlug er am Lech die Ungarn und befreite mit dieser Tat das Reich von einer schweren Plage.

Das sächsische Königsschwert baute sich selbst das Haus für die neue Königsgewalt. Aus den Händen des Königs empfangen die Bischöfe ihr Lehen; dem König waren sie zur Treue verpflichtet. Wie alle die weltlichen Großen, schwuren die Bischöfe der Krone zu. In Rom ließ Otto sich salben wie der fränkische Karl. Aber in gefälliger Demut brachte der Pontifex das Salböl. Und als der Papst der Treue vergaß, die er beschworen, wurde er kurzerhand abgesetzt. Um den Kaiser scharten sich die besten Männer des deutschen Episkopats: sein Bruder Bruno von Köln und Willigis von Mainz. Sie wollten mit gläubigem Herzen sich lösen von Rom und dem deutschen Gottglauben einen artgemäßen Tempel bauen. Sie werkten kraftvoll an der deutschen Form und zogen mutig das Schwert für den Kaiser. War es notwendig, daß sich Otto auf das römische Blatteis begab? Gar oft wird heute die Frage gestellt; aber

selten richtig beantwortet. Es war nicht die Krone, die lockte; auch Machtgier trieb die deutschen Kaiser mit ihren Rittern nicht über die Alpen. Politische Nothwendigkeit war es, die Pässe der Alpen zu beherrschen. Denn nur das Schwert starker Arme reichte in die Lombardische Tiefebene und hielt dort Ordnung, die für das Reich unerlässlich war.

Bis zum Jahre 973 führte Otto der Große das Zepter als Kaiser und Beschirmer der Kirche aus eigener Kraft. In Cluny aber züngelten bereits die Flammen des Widerstandes und fraßen am morschen Gebälk der Kirche. Konnten die Nachfolger Ottos ahnen, daß die cluniazensische Lohe sich gegen das Reich wenden würde?

Wie von Geisterhänden gezeichnet springt die Silhouette der Felsenburg Montefeltre in den lauen Nachthimmel. Der Frühling ist über die zerklüfteten Gänge des Apennin gezogen, die düstere Einöde verklärend. Im Unverstand haben die Römer und ihre Nachkommen einst den Wald geschlagen; nun liegen die Berge fahl und wüstengleich.

Die Nacht ist ruhig. Das Klirren der Waffen klingt kriegerisch durch die Stille des fremden Landes. Berengar hat sich in die felsige Burg geflüchtet und trotz dem Heere des Kaisers Otto. Nur der Hunger kann die Gefolgsmänner Berengars auf die Knie zwingen. Bis jetzt schlug der verwegene und schlaue Langobardenfürst alle Angriffe des kaiserlichen Heeres mühelos ab. Doch der Kaiser läßt nicht nach. Er will Ordnung schaffen in diesem verlotterten Lande; er will die Wege des Handels sichern, die von Italien nach Deutschland führen. Der Kaiser vertraut nicht den heiligen Schwüren der Römer; aber er ist zufrieden, wenn sie sein Schwert fürchten.

Vor ihrem Zelt sitzen der eiserne Gero, Luidolf, des Kaisers Sohn, Burchard, der Herzog von Schwaben, Erzbischof Bruno von Köln, des Kaisers Bruder, Markgraf Otbert und Germann Billung.

„Der Kaiser schläft“, murmelt gelangweilt der Herzog Burchard. „Strecken auch wir unsere müden Knochen.“ Der Herzog erhebt sich ächzend und geht schweren Schrittes in das Zelt. Von den Männern folgt ihm keiner.

„Die Luft ist so dick. Manchmal ist mir, als ob das Stein-geröll der Berge auf meiner Brust liege. Ich mag nicht schlafen“, brummt Markgraf Gero vor sich hin.

Luidolf lacht: „Bekommt es Markgraf Gero mit der Angst zu tun?“

„Es ist mir unheimlich bei den Welschen“, bekennt Gero. „Wenn ich nur erst dieses Land wieder im Rücken hätte.“

„Bald genug wirst du wieder in deinen sumpfigen Wäl-dern stecken und dich mit Wenden und Slawen raufen“, wirft Bruno, des Kaisers Bruder, ein. „Aber du hast recht, Gero. Die Luft ist dick. Es riecht hier allerorts nach Ver-wesung und Dreck. Und die Menschen können dir nicht in die Augen sehen.“

„Warum liegen wir überhaupt in den verfallenden Ber-gen?“ fragt Gero.

„Damit wir Abwechslung haben“, lacht Billung. „Aber wenn der Tag graut, lasse ich satteln. Der Kaiser hat mich entlassen.“

„Laß deine Scherze“, läßt sich ungläubig Markgraf Otbert vernehmen.

„Er hat mich entlassen. Er braucht mich nicht mehr. Die aufständischen Stämme im Osten sollen wieder meine Faust spüren. Meine Arbeit dort ist ja weit wichtiger als der blöde Handel um diese Sabichtsnester.“ Der Markgraf Billung hat das römische Land immer für eine Mausefalle gehalten; nun ist er froh, daß er ihm den Rücken kehren kann.

„Jeder auf seinem Platz!“ spricht bedächtig des Kaisers Bruder. „Der Kaiser hat wohl recht. Eine Handvoll von unsern Panzerreitern genügt, um die Römer im Zaum zu halten.“

„’s ist schade um jeden Tropfen Blutes, der hier ver-gossen wird“, wirft Geo unwirsch ein. „Das Land taugt für uns nichts. Und die Kaiserkrone hätte er sich auch in Aachen oder in Quedlinburg oder in irgendeiner andern Pfalz aufs Haupt setzen können. Zu der Krönung braucht man keinen Papst.“

„So siehst du die Sache, der du dich ein Leben lang im Osten mit den Wenden und Slawen herumgeschlagen hast“,

entgegnet Bruno dem grimmigen Gero. „Über an der Krone hängen nicht nur ein paar funkelnde Edelsteine.“

Bruno von Köln blickt hinauf zum gestirnten Himmel, der sich in blauschwarzer Kühle über den bizarren Felsen wölbt. Vielleicht mag er daran denken, wie von diesem Lande aus die Legionen der Römer hinausziehen in die Welt, die Völker des Erdkreises unter das Liktorenbündel zwingend. Seltsam genug sind die Schicksale der Völker. In Trümmer liegen jetzt die Triumphbögen der Cäsaren. Wo einst die gepanzerten Legionen marschierten, reiten germanische Reiter. Seit vielen Jahrhunderten. Der Erzbischof Bruno und Herzog von Lothringen wandert durch die Zeiten. Er erinnert sich, wie auf diesem Boden die tapferen Goten gestanden sind und wie sie ein meuchlerisches Ende gefunden haben. Gätte des alten Theoderichs Werk Bestand gehabt, das Gesicht der Welt würde andere Züge tragen. Doch unerforschlich ist der Ratschluß Gottes, der sich von uns kleinen Menschenkindern nicht in die Karten blicken läßt.

„Muß denn der franzische Karl nachgeäfft werden?“ unterbricht Gero wieder das Schweigen. „Unser Platz ist im Osten, in Slawien und Böhmen. überhaupt Böhmen! Böhmen ist das Herzstück der deutschen Gawe. Nach Böhmen und in den Osten müssen unsere Ritter verpflanzt werden. In Italien haben sie nichts verloren.“

„Wir wollen nicht rechten über des Kaisers Beschlüsse“, verweist Bruno den unbequemen Nörgler.

„Recht hat mein Freund!“ bekräftigt Billung die Worte seines Kampfgenossen Gero.

„Wer will sagen, der Kaiser wandle auf falscher Fährte?“

„Nein!“ meint Bruno. „Auf den Häuptern der deutschen Ritter lassen sich keine feurigen Kohlen sammeln. Sie sind und bleiben die geschworenen Feinde der Kirche. Niemals anerkennen sie deren Macht und deren weltlichen Besitz. Kolonisieren wollen die Ritter, kolonisieren, um ihre Macht zu vergrößern, um gegen den Kaiser stehen zu können. In ihrem eigensüchtigen Streben zwingen sie den Kaiser zur Kirche. Und der Eigennutz der Herzöge treibt den Kaiser zum Papst. Die Fürsten haben nicht begriffen, was die Bischöfe

in Altheim im Ries beschlossen haben. Hat sich auch König Heinrich den Teufel um diese Beschlüsse gekümmert, und denkt auch Otto nicht daran, sich ihrer zu erinnern — ein einziger schwacher Mann auf dem deutschen Kaiserthron und der Papst triumphiert über Kaiser und alle Vasallen. Durch dick und dünn müßten die Herzöge mit dem Kaiser gehen; aber ihr Eigennutz blendet sie.“

Der Erzbischof Bruno sucht nach einer Erklärung: „Seit Jahrhunderten fließt aus den Ländern des Südens der Lebensstrom. Der Kaiser muß sehen, daß die deutschen Gaue nicht abgeschnürt werden . . .“

„Über Gebirge und Grenzen hat das Geld immer seinen Weg gefunden“, unterbricht Luidolf seinen Onkel.

„Der Kaiser sieht nur die Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes“, sagt hart der Erzbischof. „Ist etwa Rom das Ziel gewesen, als wir vor einem Jahrzehnt zum erstenmal über die verschneiten Pässe der Alpen gestiegen sind? Wer politisch denkt, darf nicht nur für den Tag und für den Augenblick denken. Der Langobarde Berengar war gerade daran, eine italienische Großmacht jenseits der Alpen zu schaffen. Er wurde geworfen und als Lehnsherr verpflichtet. Die Alpenpässe, die Zufahrtsstraßen nach Deutschland, wurden ihm abgenommen. Warum dieses lebenswichtige Territorium wieder verlorenging, wißt ihr selbst.“

Luidolf will nicht an die Tage des Verrats erinnert werden, als er zusammen mit Konrad dem Roten seinem Vater nach dem Leben trachtete. Er hat für diese unselige Tat gebüßt. Das Herzogtum Schwaben wurde ihm genommen und an Burchard gegeben. Ein Jahrzehnt ist vergangen; aber die Wunde schmerzt noch wie am ersten Tag.

„Erst als Berengar den Lehnseid brach, als er seine Hände auf ganz Italien legte, als der Papst meinen Bruder rief, sind wir nach Rom gezogen. Und warum sollte Otto die Kaiserkrone nicht annehmen?“ fragt sinnend Ottos Bruder.

„Der Papst besudelt den päpstlichen Stuhl“, hält der Markgraf Otbert dem Erzbischof von Köln entgegen.

„Du hast recht. Der Papst führt ein lasterhaftes Leben.“

Aber was braucht es uns zu kümmern, wen er in sein Schlafgemach nimmt? Politik wird nicht im Bett gemacht. Nahezu ein Jahrtausend ruht auf dem päpstlichen Stuhl. Gegen die Größe dieses Baues verblaßt das lasterhafte Leben eines Mannes.“ Bruno hält inne. Er besinnt sich, daß es ja gar keinen Zweck hat, mit den Herzögen und Markgrafen die großen Fragen der kaiserlichen Politik zu besprechen. Diese Ritter werden nie über die Ringwälle ihrer Burgen hinausblicken. Die Herzöge wollen nur sehen, wie ihr Land wächst; um das Schicksal des Reiches kümmern sie sich nicht.

Billung und Gero erheben sich und verlassen den Kreis am Feuer. Sie wollen ihre steifen Knochen bewegen. Die Burg Montefeltre schläft in trutziger Ruhe. Unverwandt spähen die Wachen nach dem schmalen, steil abfallenden Zugang, der mühelos von ein paar beherzten Männer verteidigt werden kann. Aber ein Ausfall ist nicht zu fürchten. Berengar trotz und vertraut der Zeit.

Aus der Ferne hört man das Getrappel von Pferden. Laut hallt der Aufschlag wider in den felsigen Tälern.

Markgraf Otbert will das Gespräch mit des Kaisers Bruder weiterführen: „Ein italienischer Kaiser, der den Papst beherrscht, wäre eine große Gefahr für uns geworden.“

„Darum zogen wir nach Rom. Wenn das des Kaisers Freunde und Vasallen endlich begreifen wollten!“ jammert Erzbischof Bruno.

Der Reitertrupp biegt in das Lager ein. Hastig ist das Drängen; aber langsam geht der Ritt in der Dunkelheit. Fackelschein geistert über den Wald der Zelte. Bewehrte Wachmänner eilen dem Trupp entgegen.

„Wer hat's denn da so eilig mitten in der Nacht?“ wendet sich Gero an Hermann Billung.

„Die aufgeblasene Bande hier hat's immer eilig.“ Billung haßt die wichtigtuersischen Welschen. Ihm will es ganz und gar nicht einleuchten, daß der Kaiser nach Rom gezogen ist, um sich von dem verkommenen Papst Johann XII. zum Kaiser krönen zu lassen. Hat er nicht der schönen Witwe seines Dienstmanns die wertvollsten Kostbarkeiten aus dem Schatz des Petrus zum Geschenk gemacht? Aus Furcht vor

seinen Gelüsten kann es kaum noch eine Frau wagen, an den Schwellen der Apostel zu beten. Billung würgt der Ekel. Dieser Papst hat König Otto zum Kaiser gekrönt! Zwar hat sich der Kaiser selbst die Krone aufs Haupt gesetzt. Otto ließ sich nicht übertölpeln wie weiland der französische Karl. Answard, Ottos Schwerträger, stand mit feurigen Augen hinter dem Kaiser. Und Answard hätte den Papst niedergehauen, wenn er sich angemast hätte, dem König die Kaiserkrone zu reichen. Aber Rom ist Rom. Und in Rom fließt der alles Leben tötende Strom der Fäulnis. „Was kümmert uns das welsche Geschmeiß?“ Mit diesem Knurren verscheucht er die ihn bitter würgenden Gedanken.

„Wir ziehen wieder heim. Im Osten halten wir für den Kaiser die Wacht“, bestätigt Gero des Freundes Ansicht.

Inzwischen sind die Reiter herangekommen. Voraus die mächtige Gestalt Answards.

„Was bringst du für ein seltsames Gespann?“ Herzog Billung grüßt lachend den alten Recken.

„Ab und zu ist es ganz nützlich, in die versteckten Bäume der römischen Füchse zu schleichen“, gibt Answard trocken und ernst zurück.

Jetzt, da die Fackeln der begleitenden Wachmänner den kleinen Zug voll beleuchten, erkennen Billung und Gero den merkwürdigen Transport. Zwischen zwei Panzerreitern gehen zwei Priester. Fahl sind die von der Angst verzerrten Gesichter der Pfaffen. Auf ihre Rücken sind ihre Hände gebunden; durch die Sattelgurten der Pferde ist der fesselnde Strick geschlungen. Dahinter kommen zwei Pferde, die neben ihren Reitern noch zwei gefesselte Bauern tragen. Der Gewandung nach müssen es Bauern sein. Ein Panzerreiter, der eher einem Riesen als einem Menschen gleicht, beschließt den Zug.

„Ist der Kaiser in seinem Zelt?“ fragt Answard.

„Willst du ihm diese Gesellen zur Unterhaltung schicken?“ Gero kennt Answard als einen überaus zuverlässigen Soldaten. Aber sein ewiges Mißtrauen, das er allen Menschen gegenüber hegt, hat ihm schon manchen Streich gespielt. So

glaubt Gero auch heute, der übereifer Answards habe diesen geheimnisvollen Fischzug in der nächtlichen Stunde gezeitigt.

„Der Kaiser wird von meiner Botschaft nicht erfreut sein“, meint Answard, langsam von seinem schäumenden Pferde steigend.

„Warum so viel Umstände? Sind deine Gefangenen Verräter, so knüpfe sie auf“, wendet sich Herzog Billung an Answard.

„Sie sind zu wertvoll für den Kaiser.“ Answard befiehlt den Knechten, die Gefangenen von den Pferden loszubinden. Zur Stunde noch will er die geheimen Botschafter des Papstes dem Kaiser vorführen.

„Laß sehen, Answard, was du bringst“, richtet sich jetzt fragend der Erzbischof Bruno an des Kaisers Schwertträger.

Answard greift in seine Satteltasche: „Diese Briefe bedürfen keiner Erklärung.“

Bruno von Köln nimmt die stark zerknitterten Pergamente. Er glättet sie ohne Hast und liest im Scheine der Fackeln. Die Knechte läßt er mit den Pferden zurücktreten. Im Kreis der Großen des Reiches stehen die päpstlichen Kuriere, zwei Priester von Rang und zwei Patrizier aus Rom, als Bauern verkleidet.

„So sag doch endlich! Was soll der Spuk?“ drängt Gero.

„Der Papst hat den Vertrag gebrochen, den er dem Kaiser vor kaum zehn Tagen beschworen hat“, antwortet Bruno nach einer mit Spannung gefüllten Pause, dabei angestrengt weiterlesend.

„Mit dem Papst schließt man keine Verträge“, zürnt Gero. „Vollends nicht mit einem, dem das Laster und die Lüge aus den Augen springen.“

„Römische Eide sind federleicht. Das sollten wir nun wahrhaftig begriffen haben“, unterstützt Herzog Billung seinen Freund Gero.

„Jedes Schwert wird stumpf, wenn es in ein Bündel von Pergamenten haut“, läßt sich Marktgraf Otbert in seiner tiefen Stimme vernehmen.

„Papst Johann sucht Bundesgenossen gegen den Kaiser“,

spricht Bruno in den Zorn der Männer. „In den gefundenen Briefen ruft er die Feinde meines Bruders zu Hilfe.“

„Warum verfahren wir so sanft mit der verräterischen Brut?“ Geros faßt drückt den Knauf seines Schwertes.

„Wir wollen den Kaiser wecken“, mahnt jetzt Answard.

„Die Botschaft hat Zeit bis zum Tage“, wehrt des Kaisers Bruder ab. „Im klaren Licht des Tages sehen die Dinge nicht halb so wild aus als jetzt im Scheine der Fackeln. — führt die Gefangenen ab und bewacht sie gut. Ihr Leben ist wertvoll.“ Nicht die geringste Spur der Erregung ist dem Erzbischof von Köln anzumerken. „Ist der Bischof Wido von Modena im Lager?“

„Bischof Wido hat sich zur Ruhe gelegt“, gibt der Markgraf Otbert Auskunft.

„Er soll kommen!“ befiehlt Bruno. Harte Gedanken furchen das markige Gesicht des kaiserlichen Bruders.

Die Gefangenen werden abgeführt und in Fesseln vor ein Zelt der Knechte gelegt. Luidolf sucht nach ein paar trockenen Holzresten und wirft sie in das Feuer. An Schlaf ist nicht mehr zu denken. So strecken sich die Männer wieder um das Wachfeuer nieder.

„Was wiegt eine Kaiserkrone, die ein verräterischer Papst verschenkt?“ Die aufreizenden Worte brechen in das Behege der schweren Gedanken.

„Es kommt darauf an, wie schwer ein Kaiser die Krone bewertet“, gibt Bruno zur Antwort. „Zwingt der Kaiser den Krummstab unter das Zepter, diktiert er dem Papst die kirchlichen Gesetze, ist die Krone leicht zu tragen. Für schwache Könige ist die Krone immer eine Last.“

„Schwache Fürsten werden unter der Last der Krone erdrückt“, sinnt Luidolf, der wohl im Augenblick wieder daran denken mochte, daß auch er die Stärke des königlichen Armes spüren mußte.

„Ziehen wir nach Rom und setzen den Papst ab!“ Dem Herzog Billung ist das Bedächtige und Zögernde in der Politik fremd; er sieht alle Fragen gerade und löst sie auf gänzlich unkomplizierte Weise. Sein Schwert verliert in Pergamenten nicht die Schärfe.

„Auch die Kirche hat ihre Gesetze, die selbst ein Kaiser nicht verletzen darf“, setzt Erzbischof Bruno dagegen.

„So darf ein Zurenbube die Gesetze des Staates mißachten, kraft seiner angeblich von Gott verliehenen Macht?“ Dem Markgrafen Gero ist dieser nichtsnutzige Disput zuwider.

„Die Gesetze der Kirche sind in Jahrhunderten gewachsen“, fährt Erzbischof Bruno fort, den Einwand Geros überhörend. „Die Kirche ist heute die stärkste Stütze des Staates. Nur muß sie immer Stütze bleiben, nie darf sie nach dem Haupte des Reiches zielen. Ewig weiter wächst diese Säule. Die Form der Kirche nun immer mit einem lebendigen Geist zu erfüllen im Dienst des allmächtigen Gottes, ist unsere heilige Pflicht. Indem wir der Kirche dienen, dienen wir dem Kaiser.“

„Daraus werden selbst die Apostel nicht Flug. Die Priester sagen, sie dienen dem Kaiser und horchen doch auf den Papst“, unterbricht Herzog Billung den Erzbischof.

„Wenn der Papst dem Kaiser dient, wie wir ihm, so ist doch alles in Ordnung.“ Bruno spürt wieder die tiefe Kluft, die sich aufgetan hat zwischen den Vasallen des Kaisers und den Bischöfen. Wie läßt sich dieser Abgrund noch überbrücken? Bruno denkt an die Zukunft. Es wird der Tag kommen, da sich der Papst der verblendeten Fürsten gegen den Kaiser bedient. Dann muß das Prinzip der kirchlichen Herrschaft über der kaiserlichen Majestät triumphieren. An diesem Tag wird das deutsche Kaisertum beerdigt, und ausgeträumt ist der deutsche Kaisertraum. Vor dem Richterstuhl der Geschichte werden die eigennützigen Herzöge und Fürsten als Angeklagte stehen und neben ihnen die nur romhörigen Kirchenfürsten. Bruno schüttelt sich fröstelnd. Er mag nicht an die Zukunft denken. Aus seinem Sinnem reißt ihn die Wetterstimme Geros:

„Was tun die Bischöfe, wenn der Papst rebelliert?“

„Ein rebellierender Papst ist nichts, wenn alle Diener des Kaisers die politischen Notwendigkeiten des Reiches erkennen“, seufzt Bruno.

In den Kreis der Männer tritt jetzt Bischof Wido von

Modena, der sich von dem Langobardenfürsten Berengar losgesagt und dem Kaiser den Lehenseid geleistet hat. Er ist nicht gerade erbaut über die nächtliche Störung. Als er nun vollends hört, wie hier am Lagerfeuer die alte Mähre der Dogmen und Prinzipien geritten wird, gerät er sogar in Zorn. Aber Erzbischof Bruno beruhigt den bischöflichen Kriegsmann und übergibt ihm die Briefe, die das päpstliche Siegel tragen.

„Was, ein Brief an Adalbert? Berengars Ältester ist doch verbannt? Und hier ein Schreiben an Berengar selbst!“ Bischof Wido lacht. „Die Zustellung dieser Post ist allerdings nicht ganz einfach.“ Widos Augen wandern die steilen Wände hinauf, wo über den Zinnen der Felsenburg der Nachthimmel verbleicht.

„Der Kaiser von Byzanz, der seine Herrschaftsansprüche auf dieses Land noch immer nicht aufgegeben hat, wäre über diese Botschaft zweifellos erfreut gewesen“, sagt ernst der Erzbischof von Köln. „Und die päpstliche Ermunterung an die Ungarn? Die Hunnen wären wohl gerne wieder in das Reich eingebrochen, solange der Kaiser in Italien weilt.“

„An den Galgen mit dem Gauner!“ Maßloser Zorn faßt Gero, als er hört, daß der Papst Botschaft an die geschworenen Feinde des Reiches schicken wollte.

„Er wird gerichtet“, beruhigt Bruno den zornigen Markgrafen.

„Adalbert weilt doch in Korsika?“ fragt Bischof Wido.

„Vielleicht hat ihn der Papst auch schon nach Rom gerufen.“ Bruno von Köln gibt zaudernd diese die Lage recht erschwerende Möglichkeit zu.

„Und die beiden Priester sollten die Ungarn auf das Reich hegen?“ fragt mit ungläubigem Gesicht der Bischof von Modena weiter.

„Es gibt immer noch Menschen, die den Priestern glauben“, läßt sich Gero wieder vernehmen.

Bruno von Köln schenkt den zornigen Aufwallungen Geros keine Beachtung mehr. Mit dem Bischof von Modena, dem angesehenen Kirchenfürsten in Italien, bespricht er alle Formalitäten des nach Rom einzuberufenden Konzils,

durch das der Papst Johann XII. in aller Form und vor aller Welt vom heiligen Stuhl verstoßen werden soll. Zwar ist dieser Vorgang unerhört und die beiden hohen Priester der Kirche erschauern selbst vor dem gewaltigen, die abendländische Welt erschütternden Beginnen. Aber beide Bischöfe sind zu sehr Politiker, als daß sie die staatspolitischen Notwendigkeiten der Stunde nicht erkennen würden. Dem Kaiser jedoch wollen sie die Möglichkeit geben, das Papsttum durch die kaiserliche Macht zu fesseln.

Stolz und kühn ist der Plan, dem Gehirn eines deutschen Kirchenfürsten entsprungen. Die Päpste sollen künftig nur mit Zustimmung des Kaisers gewählt werden.

Die Größe dieses Plans beherrscht die hohen Priester und Kriegsmänner. Wieder eine wichtige Phase in der bedeutungsschweren Auseinandersetzung zwischen dem deutschen Kaisertum und der angemasteten Gewalt der Kirche. Ist die Kaiserkrone, in Rom empfangen, nicht doch nur ein verhängnisvoller Magnet? Dem Erzbischof Bruno von Köln, der vom Kaiser zugleich zum Herzog über Lothringen gesetzt ist, kommen wieder Zweifel über die Richtigkeit seines Beginns. — Es kann nur eine Macht in Europa geben, die das Triebwerk der Geschichte bedient. Und diese Macht ist Deutschland.

So übersieht des Kaisers Bruder das verwickelte Streben der Kräfte inmitten der Völker Europas. Kolonisieren im Osten — Jawohl! Die Elbe muß auf ihrem ganzen Lauf durch deutsches Land fließen. Böhmen, das ihren Ursprung umschließt, ist das Herzstück der germanischen Welt. Aber der Bogen der kaiserlichen Macht muß sich von den dänischen Landen bis Sizilien spannen, von Franzien weit über Böhmen hinaus. Vielleicht zeigt uns der Himmel zum letztenmal den Weg: „Entweder formen Germanen das Gesicht der Kirche, oder für alle Zeiten werden die Römer ihren Saß durch die Kirche nach uns spritzen.“ Mit diesen Worten schließt der Erzbischof seinen kühnen Gedankenflug ab.

„Das größte Unglück für die Kirche wäre ein schwacher Staat“, ergänzt der Bischof Wido von Modena.

„So ist's. Das Schwert muß stärker sein als das Kreuz.“

Bruno von Köln sieht seinen Weg; er wird ihn mit seinem Bruder, dem Kaiser, gehen.

Und als die Wachfeuer im hellen Frühlicht erloschen, als der weckende Hörnerschall in den felsigen Tälern widerhallte, als die Knechte die Pferde an einen nahen, trägen Bach zur Tränke führten, trat Kaiser Otto aus seinem Zelt.

Herzog Billungs Gefolge hatte schon gesattelt. Marktgraf Gero wollte mit seinen Mannen sich anschließen. Die Waffen-gefährten begeben sich mit den Bischöfen zum Kaiser.

In Ruhe liest Kaiser Otto die verräterischen Briefe des Papstes, die ihm von Bruno gereicht wurden. Die Gefangenen werden vorgeführt. Der Kaiser vernimmt sie selbst. In seinem stechenden Adlerblick zerflattern die gewundenen Ausflüchte, die sich die päpstlichen Kuriere zurechtgelegt hatten. Waren die Briefe schon aufschlußreich genug und bewiesen sie eindeutig das schändlich verräterische Verhalten des Papstes, die Kuriere enthüllten darüber hinaus alle Anschläge, die Papst Johann gegen den Kaiser bereits eingeleitet hatte. So erfuhr Otto, daß Adalbert, Berengars Sohn, mit einem starken Gefolge in Rom seinen Einzug gehalten habe und daß Papst Johann mit dem langobardischen Fürstensproß die kaiserliche Macht in Italien brechen wolle, um sich der kaiserlichen Fessel zu entledigen. „Eher leiste er den Normannen den Lehenseid als dem deutschen Kaiser“, soll er geäußert haben.

Otto weiß genug. Zum großen Erstaunen seines gesamten Gefolges gibt er die päpstlichen Kuriere frei. Zwar hatten sie den Tod verdient, denn die Tragweite ihres verräterischen Handelns mußte ihnen wohl klar gewesen sein. „Aber sie waren ja doch nur die Werkzeuge jenes großen Verräters, der als Führer der abendländischen Christenheit gelten will“, sagt Otto zu dem verständnislos murrenden Gero.

Herzog Billung wendet sich in Sorge an den Kaiser: „Gero wollte mit mir nach Hause reiten; aber wir bleiben.“

Den Kaiser freut die Aufmerksamkeit seiner Getreuesten; seine Beschlüsse ändert er jedoch nicht. „Hab Dank, Billung! Mit diesen Hasenkleppern werde ich alleine fertig. Auch in Deutschland brauch' ich jetzt zuverlässige Männer. Ihr reitet!“

„So laß den faulen Zauber und reit mit uns“, mischt sich jetzt Gero ein. „Wir schaffen im Norden und Osten neues Land. Den eroberten Boden düngen wir mit unserem Blute. Stündlich und täglich müssen wir das Land neu gewinnen. Aber aus der mit unseren Schwertern gepflügten Erde wächst unsere Kraft. Dort schlagen wir Wurzel, dort trotzen wir den Stürmen der Zeit, dort wächst im Tod ein neues Leben, dort bauen wir für die Ewigkeit, dort ist unsere Heimat. Was soll uns das südliche Land, wo die Sonne das Gebein dörret und wo der Wind den Gifthauch des Todes trägt?“

Gero hat leidenschaftlich gesprochen; in gespannter Aufmerksamkeit hörte ihm der Kaiser zu. Die Gedanken des tapferen und treuen Markgrafen sind ihm freilich nicht neu. Wahrscheinlich denken noch viele seiner Vasallen so. Selbst König Heinrich, des Kaisers Vater, der ja die kirchliche Salbung ablehnte und nicht über die Alpen zog, hat diese Auffassung vertreten. Doch für den Kaiser Otto, für den Beherrscher des Abendlandes, ist die Lage so einfach nicht, wie sie der aufrechte Markgraf Gero gezeichnet hat.

„Bevor ich wieder über die Alpen nach Deutschland reite, muß Ordnung sein in diesem Lande“, spricht jetzt mit wägendem Bedacht der Kaiser. „Glaubt ihr, einer funkelnden Krone zuliebe bin ich über die steilen Pässe der Berge gestiegen? Glaubt ihr, das Katz- und Maus-Spiel mit den rebellischen Granden sei für einen Soldaten ein Vergnügen? Oder meint ihr etwa, ich will den Schutt von den Palästen der Cäsaren wegräumen und im Staube der Jahrhunderte nach Altertümern graben? Ich habe so wenig Sehnsucht nach diesem Lande wie ihr. Und tausendmal lieber wollt' ich mit euch in die nordischen Wälder ziehen und Wege bauen und Siedlungen und Städte. Aus dem Norden fließt die Kraft, die der Süden verzehrt.“

Der Kaiser hält inne, als müßte er nach Worten suchen für eine einleuchtende Erklärung seines Handelns. „In Rom sitzt das Oberhaupt der kirchlichen Macht, das Oberhaupt der Bischöfe, die mir zu Lehen und mir dienstbar sind. Kann ich es dulden, daß der Träger des päpstlichen Purpurs mir

in die Quere kommt? Kann ich es dulden, daß die Langobarden die Handelsstraßen nach Deutschland besetzen? Verträgt denn Europa einen italienischen Kaiser? — Auch wenn ich es nicht wollte, ich muß in diesem Lande die deutsche Kaisergewalt sichern.“

„Schad' um das Blut, das für den Kaisertraum fließen muß“, fällt Herzog Billung dazwischen.

„Schad' um das deutsche Blut, das hier fließt. Du sagst es recht, mein Freund“, gibt ihm Otto warm zurück. „Darum muß auch das Werk mit dem kleinsten Einsatz vollbracht werden. Pandulf von Capua übergebe ich das Herzogtum Spoleto für seine Treue; Otbert setze ich zum Markgrafen über ganz Italien. Berengar“ — der Kaiser blickt die steilen Felswände zur Burg hinauf — „Berengar werde ich nach seiner Unterwerfung nach Deutschland führen. Glaubt mir, meine Freunde! Politik nach unpolitischen Gesichtspunkten ist immer schlecht. Die Geschichte rächt die großen wie die kleinen Fehler. Weil ich mußte, habe ich nach der Krone gegriffen, nicht weil ich wollte. Wir sind nicht allein auf der Welt. Von dem Neid gar mancher Vasallen und Fürsten will ich nicht reden. Aber an unser Reich grenzt das von Byzanz. Die Ohnmacht Franzien ist nicht unser Verdienst. An den Grenzen drohen die Normannen; die Ungarn sind noch da, auch wenn wir mit ihnen abgerechnet haben. Was will es besagen, daß mir Boleslav zinst und daß er mir am Lech gegen die Ungarn Waffenhilfe leistete? Im Norden stehen die Dänen, und die slawischen Stämme habt ihr noch lange nicht bezwungen. Nein, meine Freunde! Wir sind nicht allein auf der Welt. Unser Sein ist Kampf, Kampf um unser Leben und Kampf ist unsere Zukunft.“

Billung und Gero, die harten Recken, stehen stumm. Ihr Denken steht im Schatten der großen Pläne des Kaisers.

„Der eidbrüchige Papst stört mich nicht“, fährt Otto in seiner Betrachtung fort. „Ich werde ihn absetzen und einen andern, mir genehmen Mann, wählen lassen. Dazu bedarf ich eurer Hilfe nicht. Reitet nach Hause und kämpft dort, wo ich es von euch fordere.“

Die Freunde verabschiedeten sich von ihrem Kaiser mit

wehem Herzen. Der Kaiser aber hämmert Pläne mit seinem Bruder, dem Erzbischof von Köln. Kaum hatten Billung und Gero das Lager verlassen, gibt Otto den Befehl, den größten Teil der Zelte abzubrechen; nur ein kleiner Haufen solle Berengar in seinem Nest bewachen. Pandulf von Capua schickt der Kaiser mit einer stattlichen Schar über Spoleto nach Rom. Otto selbst wählt mit seinem Gefolge die südliche Straße über Perugia. Sollten Adalbert und Papst Johann noch Zuzug erhalten, so ließen sich diese Verstärkungen ohne Mühe abfangen.

So denkt der Kaiser, als er sich mit seinem Bruder an die Spitze seiner gepanzerten Reiterhaufen setzt. Heiß brennt die Sonne in die zerklüfteten Täler des Apennin; schwer drücken die Panzerhemden in der ungewohnten südlichen Glut. Da die Straße schlecht ist, lahmen gar bald viele Pferde. Zu langsam geht dem Kaiser der Vormarsch. Von den Höhen blicken die gesicherten Burgen der Grundherren hernieder. Man weiß nicht, wie diese römischen Granden gesonnen sind. So ist es ein Ritt durch ein Spalier gefährlicher Tücke.

In Perugia hemmt das jubelnde Volk den Weg. Kleine Mädchen streuen Blumen und die Höhen der Stadt entbieten dem Kaiser Gruß und Trank.

„Man soll dem Pöbel nicht vertrauen“, meint Answard, des Kaisers Schwertträger, dessen mächtige Gestalt auf einem großen Rappen den Kaiser und dessen Bruder überragt.

„Suldigungen sind billig; sie können ein trügerischer Mantel für Verrat oder für Liebe sein“, sagt Bruno von Köln.

„Bei dem Spiel, das ich jetzt spielen muß, ist der rauschende Willkomm des Volkes nicht ohne Wert“, bemerkt nebenbei der Kaiser, der in Ruhe die überschwenglichen Grußworte der welschen Würdenträger über sich ergehen läßt.

Nach kurzer Rast verläßt das Heer des Kaisers wieder die festen Tore von Perugia. Die Straße wird besser. Otto kann seine Haufen zur Eile treiben. Wer mag nicht schon auf dieser Straße gezogen sein? — Die Legionen der Römer,

die Scharen Marichs, die tapferen Goten Theoderichs, Witichis und Teja, die oströmischen Heere, Karl von Franzien mit glänzendem Gefolge, als er sich zum erstenmal vom Papst die Kaiserkrone aufsetzen ließ. Der Schatten einer gewaltigen Geschichte liegt auf diesem Wege. Würde Karl von Franzien seine Finger von Italien gelassen haben, kein deutscher König hätte nach ihm über die Alpen reiten müssen, denkt Otto, des deutschen und alten römischen Reiches Kaiser.

Abgehetzte Kundschafter kommen und melden, Papst Johann halte zusammen mit Adalbert die heilige Stadt besetzt. Otto kümmert sich wenig um diese Nachrichten. Wie Adalbert kann auch er mühelos sein Heer vergrößern. Ernster ist die Kunde, Pandulf von Capua habe in Spoleto harte Kämpfe zu bestehen gehabt. Pandulfs Gegner haben sich jedoch zurückgezogen, als sie erfuhren, der Kaiser habe seinen Weg über Perugia gewählt. Demnach gewinnt wieder die Mär an Wahrscheinlichkeit, die besagt, auf den Kaiser sei ein Landstreich geplant, bei dem der Kaiser gemordet werden soll.

Bruno kann seine Befürchtungen nicht unterdrücken: „Ohne die Haufen Pandulfs ziehen wir nicht vor Rom!“ warnt er seinen Bruder.

Der aber bezeichnet die wilden Gerüchte als Ammenmärchen. „Eine Handvoll meiner zuverlässigsten Reiter und ich treibe die feigen Burschen zu Paaren“, gibt er lachend und zuversichtlich zurück.

Als der vierte Marschtag zur Neige ging, als im Dämmerchein des Abends die Türme von St. Peter grüßten, stieß mit stattlichem Gefolge der Protoscinarius Leo zu dem kaiserlichen Heere. Und während sich die Haufen lagerten und die Zelte richteten für die Nacht, einigten sich die Bischöfe, nach dem Wunsche des Kaisers, Leo zum Papst zu wählen. Zwar mußte Leo noch zum Priester ordiniert werden, ehe er zur Tiara gelangte; aber mit der Wahl konnte er vom Vatikan Besitz nehmen.

Daß in jener Nacht ein staubbedeckter Reiter im Lager eintraf und dem Kaiser berichtete, Berengar habe den Ring der Belagerer durchbrochen und sei mit seinem Gefolge

ebenfalls auf dem Weg nach Rom, erfuhr neben dem Kaiser niemand. Otto fürchtet den von Felsenhorst zu Felsenhorst flüchtenden Langobarden nicht.

Mit Sonnenaufgang setzt sich der Kaiser zu Pferde. Answard mit kleinem, erlesenem Gefolge folgt ihm. In den Vorstädten der heiligen Stadt wie in all den Orten, durch die sein Weg ihn führte, pflanzt sich der Jubelsturm fort von Haus zu Haus. Über die Tiberbrücke nach St. Leo will der Kaiser reiten.

Da bricht der Sturm der Freude jäh ab. Statt der Blumen fliegen Steine und Speere. Des Kaisers Pferd, getroffen und wild erschreckt, steigt in die Höhe. Der starke Arm Ottos zügelt den erregten Hengst. Auf der Höhe der Tiberbrücke sperren Barrikaden den Weg. Ein Hagel von Speeren fliegt den Reitern entgegen.

Otto spornt seinen zuverlässigen Hengst. Answard setzt sich an seine Seite. Jetzt brandet auch im Rücken der kleinen Schar der Aufruhr. Eingeschlossen, gefangen also. Der Handstreich der feigen Römer wäre geglückt.

Ein mit großer Wucht geworfener Speer trifft Answard. Der Alte wankt im Sattel. Aber nur einen Augenblick. Er ist nicht verwundet. Sein fast mannslanges Schwert schwingend, reitet er, den Kaiser deckend, die Barrikade an.

Unter den Bögen der Brücke fließt träge der Tiberstrom. „Lebend bekommen mich die Schurken nicht“, knurrt Otto grimmig zu seinem Schwertträger, der, der Gefahr nicht achtend, die breite Barrikade überreitet, mit seinem Schwert eine Gasse bahndend. Und der kampfsgeübte Kaiser folgt dieser blutigen Bahn. Verblüfft starren die Feinde auf die Recken. Das Gefolge stößt nach. Der Ausgang der Brücke ist frei.

Und im Rücken rauscht neues Kampfgetöse auf. Bruno von Köln raffelt mit den schweren Reitern heran. Sie pirschen durch die Straßen, sie dringen in die Häuser. Groß wird die Zahl der gefangenen Römer. Und bevor der Kaiser noch über das Schicksal der Rebellen bestimmt, spricht Bischof Wido von Modena das Urteil. Auf der Tiberbrücke, wo sie den Kaiser morden wollten, werden sie mit dem Schwert gerichtet.

„Der Papst wird die Pranken des Löwen spüren“, wendet sich Luidolf an Bruno.

„Die Häupter der Verschwörung sind geflohen“, entgegnet müde der Erzbischof von Köln. „Leo wird noch heute im Vatikan einziehen.“

Bruno steigt von seinem Pferd. Das Getöse des Kampfes verebbt gleich einem Strohfeuer.

„Die Verschwörer geflohen — neue Kämpfe dämmern herauf“, sagt der Erzbischof von Köln, starr und feindlich die Augen auf St. Peter gerichtet.

*

In der Abtei des Klosters Cluny sitzt der Abt Majolus und schmiedet ein neues Regelmäß der heiligen Kirche. Augustin von Sippon steigt aus seinem Grabe und wird streiten gegen die Macht der Fürsten und Könige. Eisern hämmert der Abt die neue Form der Kirche. Im römischen Feuer wird diese neue Form gegossen.

Unter den Nackenschlägen des Krummstabes

Von Cluny aus wurde der Feuerbrand in das Reich geworfen mit dem Ziel, dem Pontifex auf Petri Stuhl die Macht auf Erden zu erobern. Nicht Kaiser, nicht Könige, nicht Fürsten sollten herrschen, wie es die damalige Weltordnung vorgesehen hatte, herrschen sollte allein der Papst. Hildebrand hatte als Gregor VII. im Jahre 1073 den päpstlichen Stuhl bestiegen und herrisch forderte er vom König — dem jungen Heinrich IV. — sich aller geistlichen Stellenbesetzungen zu enthalten. Aber das Ottonische Staatsgefüge ruhte gleichermaßen auf dem Lehenseid der weltlichen und der geistlichen Großen. Auf die geistliche Stellenbesetzung verzichteten, wäre einer völligen Aufgabe der Macht gleichgekommen.

Heinrich gab dem Papst die einzig mögliche Antwort. Eine Synode der deutschen Bischöfe, von dem König nach Worms berufen, sprach die Absetzung des Papstes aus. Der finstere Mönch Hildebrand aber antwortete mit dem Bann und sprach alle Großen und Untertanen ihres Eides gegen den König ledig. In Tribur begab sich darauf im Jahre 1076 das für die deutsche Geschichte schändlichste Schauspiel: Fürsten und Bischöfe fielen von dem König ab. Sie dachten an ihre Lehen, an ihre Macht, an ihren Besitz; nimmermehr dachten sie an das Reich. Der Streich des cluniazensischen Mönchs gegen das erbliche Kaisertum war geglückt. Männer deutschen Blutes sind es gewesen, die das Gebäude der päpstlichen Hierarchie zimmerten, und die die Kirche in ihrem Machtkampf führten. Indem der Papst die Investitur verbot, richtete er den Dolch gegen die Ottonische Verfassung des Reiches.

Heinrich zog nach Italien. Vor Canossa wand er dem

Papst die Bannwaffe aus der Hand. Die Großen aber, völlig ihres Eides vergessend, hatten Rudolf von Rheinfelden zum König der Deutschen gewählt. Heinrich war wieder König. In der Schlacht bei Merseburg verlor der treulose Rudolf von Rheinfelden Schwurhand und Leben.

Aber die Ruhe kehrte nicht ein in den deutschen Gauen. Wieder ritt der Haß über die Straßen. Aufgegangen war die päpstliche Drachensaat. Schwer hatte Heinrich IV. unter seiner Kaiserlast zu tragen. Aber er war der Größten einer, sich nimmermehr dem Pontifex beugend. Die Nackenschläge des Krummstabes konnten den Salier nicht zerschmettern.

Wir kommen zu spät. Abgetrieben sind die Pferde. Der Troß kann nicht mehr folgen.“ Konrad, der Waffengefährte des Herzogs von Schwaben, mahnt inständig seinen Gebieter, Mannschaften und Tiere zu schonen. Aber Friedrich von Bären, der sich auf dem schwäbischen Jurafelsen, der Hohenstaufen genannt wird, eine neue feste Burg erbaut hat, will nichts von Säumen hören.

„Ich hab’ dem König mein Wort verpfändet. Er rechnet auf mich. Ich bin zur Stelle“, brummt Friedrich, seinem müden Hengst die Sporen gebend, daß er sich zornig aufbäumt.

Über das thüringische Land ist die Nacht hereingebrochen. In dem herbstlich verflammenden Wald rauscht der Regen. Zu einem reißenden Strom ist die sonst so sanfte Elster angeschwollen.

Der Einstieg in das von den Fluten unterhöhlte trügerische Ufer ist schwierig. Auf der Hinterhand rutschen die Pferde in den aufgeweichten Grund. Die schmutzigen Hochwasserfluten drücken auf die Leiber der Tiere.

Sindurch! Nach dem Übergang stapfen die Kasse über überschwemmte Wiesen. In dem schmutzigen Wasser flimmert das Licht aus irgendeiner Behausung. Die bewehrten Männer reiten dem düsteren Scheine nach. Es ist schwer genug. Mancher Reiter stürzt ob der spiegelgleichen Wassergräben.

Friedrich von Staufen reitet dicht an das beleuchtete Fenster der Hütte heran. Sein Schwert poltert gegen den durchlöcherten Holzladen. In der hellen Öffnung zeigt sich der

struppige Kopf eines Bauern, der über die nächtliche Störung nicht gerade erbaut zu sein scheint. Mißtrauischen Blickes mustert er die eisernen Reitermänner.

„Wir sind gut königlich, Alter! Wo führt der Weg nach Hohen-Mölsen?“ fragt Friedrich.

„Immer der Nase nach“, brummt mürrisch der Alte.

„Du könntest wohl freundlicher sein. Wir dienen dem König“, mischt sich Konrad ein.

„Welchem König?“ murrte der Bauer wieder aus seinem Fenster, die Zurechtweisung durch den Kriegsmann nicht beachtend. „Es gibt heute mehrere Könige. Und zwischen den großen Herren dreh' ich die Hand nit 'rum.“

„König Heinrich ist dein Herr so gut wie der unsere“, hält ihm Friedrich von Hohenstaufen in Ungeduld entgegen. „Doch was kümmert's dich? Zeig uns endlich den Weg!“

„Knechte des Verdammten seid ihr also“, räuspert sich der Bauer hohnlachend.

„Verdammt ist der, der keine Treue kennt.“ Konrad drückt sein Pferd ganz nahe an die Brüstung des Fensters.

„Weiß' uns endlich den Weg!“ Friedrichs Schwert hüpfte ungeduldig auf seinen Eisenschienen.

„Oder deine brennende Hütte wird uns die Straße beleuchten“, droht Konrad.

„Kaus, Alter — aber rasch!“ Friedrich reitet über den dunklen Hof nach der Haustüre. Widerwillig tritt der Bauer unter das Tor.

„Glaub's wohl. Soldaten sind bei euch Bauern unbetene und nicht gern gesehene Gäste.“ Friedrich wird freundlicher. „Aber wir müssen heute noch nach Hohen-Mölsen zum König.“

„Meinen Segen habt ihr. Wenn ihr ihn noch unter den Lebenden trefft, ist's gut“, meint gelassen der Bauer. Er nimmt einen dicken Eichenprügel und setzt sich an die Spitze des Reiterzuges.

„So ist die Schlacht schon geschlagen?“ fragt Konrad erschrocken.

„Was soll das Gerede?“ will Friedrich wissen.

„Der Bannstrahl des Heiligen Vaters ist der Tod.“ Überlegen, wissend lacht der Bauer. „Der Apostelfürst hat es dem

Heiligen Vater selbst verkündet, König Heinrich müsse sterben, bevor das Jahr zu Ende gehe." Der Bauer spricht die Worte mit einer Betonung, die verrät, daß diese Weisheit nicht auf seinem Mist gewachsen ist.

So fragt ihn Friedrich: „Woher kommt dir diese Kunde im Lande der Thüringer?“

„Wie die Geuschrecken ziehen die Mönche durch das Land, von Stadt zu Stadt, von Gehöft zu Gehöft, von Haus zu Haus. Die frommen Männer tragen die Worte des Heiligen Vaters. Verdammt sollen alle sein, die noch zu dem gebannten König halten.“ Der Bauer spricht geradeaus in die finstere Nacht hinein.

Die rauhen Männer des Krieges schweigen. Schwarz wie die Nacht ist die Zukunft. Kein Lichtblick in dem wechselvollen Ringen der Gewalten. — Bergauf führt wieder der Weg. Im Wald flatscht der Regen auf die ausgedorrten Blätter. Die Pferde keuchen. Friedrich von Staufen kennt kein Verweilen.

„Über dem Berg liegt Hohen-Mölsen“, gibt der Bauer dem Führer des Zuges Bescheid. Der verdrossene Bauer will nicht mehr weitergehen in der regnerischen Oktobernacht.

„Und wie lang reiten wir noch?“ fragt Friedrich.

„Ihr seid lange dort, bevor der Tag graut.“ Damit tritt der Bauer auf die Seite und läßt die Reiter vorbeieilen.

Als der Trupp die unheilswangere Finsternis des Waldes verläßt, zerreißt das Regengewölk und durch die Wolken blickt verstoßen der Mond. Frei ist jetzt der Blick. Friedrich fürchtet nicht mehr, etwa zu spät am Platze zu sein.

Sie reiten schweigend in die Nacht hinein. Die Mannen hängen ihren eigenen Gedanken nach.

„Hart sind die Tage, mein Lieber“, wendet sich Friedrich an Konrad. „Wer mag wissen, was uns der morgige Tag bringt.“

„Kommt der Tag, bringt der Tag“, meint Konrad. „Du weißt ja, wie es im Jänner bei Mühlhausen gegangen ist.“

„Das war kein schlechter Streich des Rheinfelders. Er versteht sein Handwerk. Das muß ihm der Neid lassen.“ Mit Schauern denkt Friedrich an den blutigen Winterkampf bei

Mühlhausen, da König Heinrich gegen seinen großen Gegenspieler Rudolf von Rheinfelden unterlag.

„Weder Freund noch Feind konnte man unterscheiden. So stark war der Schneesturm“, bläst Konrad in das Feuer der Erinnerung. „Und doch stehen wir wieder im Feld.“

„Heute fehlen uns die bei Mühlhausen erschlagenen Böhmen“, meint nachdenklich der Staufer. „Wäre der Rheinfelder nicht wohl gerüstet, er würde den Kampf nicht wagen.“

„Aber diesmal wird ihm kein Schneesturm helfen und die Pfaffen werden nicht wieder von himmlischen Wundern faszeln können“, hält Konrad dagegen.

„Die Menschen sind dumm. Jeden Dreck halten sie für ein himmlisches Wunder“, meint Friedrich bekümmert. „Was in diesen Jahren an Wundern zusammengelogen wurde, das geht wahrhaftig auf keine Kuhhaut. Vertilgen sollt' man die lügnerische Pfaffenbrut.“

„Ausgerottet gehören die Burschen, aufgeknüpft die Setzer und Verräter.“ Konrad steigert sich in helle Wut, wenn er an das dunkle, wühlerische Treiben der Priester und Pfaffen denkt.

„Viele tausend Mönche ziehen durch das Land; viele hundert kommen allein aus Girsau. Das sind die Kampftruppen des falschen Papstes, der sich anmaßt, Richter und Herrscher über Könige und Fürsten zu sein.“ Viel lieber wäre Friedrich nach Italien gezogen, um den Papst herauszuholen aus seinem Nest.

„Dem surrt eine Hummel im Hirn. Er hat den Größenwahn.“ So lautet Konrads Urteil über Papst Gregor VII.

„Und ist's gleich Wahnsinn, was der Vermessene tut, so hat dieser Wahnsinn doch einen Sinn“, bricht es zornig aus Friedrich hervor.

„Bei meinem Schwert! Ich weiß recht wohl, wie die Sendboten des Papstes im Lande umherziehen; ich weiß recht wohl, wie sie das Blaue vom Himmel herunterlügen, wie sie den König schmähen, wie sie jeden Mann mit der ewigen Verdammnis bedrohen, der Heinrich als seinen rechtmäßigen Herrn anerkennt.“ Konrad wird wild. „Ich weiß recht wohl wie diese Schlangenbrut in unserem eigenen Neste nistet.“

Papst Gregors Schergen stehen in Schwaben genau so fest wie in Sachsen, oder wie in Franken oder in Bayern. Die Brut brütet in den Städten. Und die Bischöfe . . .“

„Schweige mir von diesen Himmelskrämern“, fällt Friedrich dem zornigen Konrad ins Wort „Die deutschen Bischöfe tragen schwerste Schuld. Sie trifft der ewige Fluch der Geschichte.“

Friedrich von Hohenstaufen, der bislang auf seinem Schloßchen in Büren gefessen ist, hat sich nicht sonderlich eingehend mit den Sündeln dieser Welt befaßt. Er dachte an sich und sein Haus wie viele Dutzend anderer Grafen. Aber er sah doch hinaus über die Mauern seiner festen Burg. Größer und größer wurde die Fernsicht, je länger er droben saß auf dem steilen Jurafelsen. Ihm wurde klar, daß das Reich zugrunde gehen muß, wenn jeder der Vasallen seine eigenen politischen Ziele verfolgt. Ihm wurde klar, welch große Schuld die deutschen Bischöfe hatten und mit ihnen die deutschen Fürsten, denen der König zuviel König war. So kam die Tragödie von Tribur, wo unter der leidenschaftlichen Führung des päpstlichen Parteigängers, des Bischofs Hermann von Metz, die fürstlichen und kirchlichen Rebellen in trauter Einigkeit zusammengefunden haben. Und als die päpstlichen Legaten die Politik des deutschen Reiches bestimmten, da kehrten die Bischöfe von Mainz, Straßburg und Trier reumütig in den Schoß der Kirche zurück.

„Die Verräter trifft der ewige Fluch der Geschichte“, meint Friedrich in seiner Selbstbetrachtung.

„Wenn nur der Lothringer noch das Leben gehabt hätte“, fällt Konrad ein.

„Gottfried von Lothringen war der einzige Mann, der den Streit gegen den herrschsüchtigen Papst führen konnte.“ Er hätte der Vormund des jungen Königs sein müssen, denkt Friedrich.

„Im entscheidenden Augenblick wurde er von seinem Diener ermordet“, setzt Konrad mit besonderer Betonung hinzu.

„Ein Knecht machte Weltgeschichte!“ lacht Friedrich höhnisch. Was er weiter denkt, bleibt unausgesprochen. Aber für

ihn ist es sicher, daß der Lothringer, der mächtigste und entschiedenste Gegner des machttrunkenen Papstes, durch einen vom Papste gedungenen Meuchelmörder aus der Welt geschafft wurde.

„Vielleicht wird der Knecht bald heiliggesprochen oder erhält einen Kardinalshut“, bricht Konrad in die Gedanken Friedrichs ein.

„Man sollt' es wahrhaftig nicht für möglich halten, wieviel Gemeinheit und Lumperei man begehen kann — zur Erhöhung der heiligen Kirche“, seufzt der Staufer grimmig.

„Hast du in Canossa die Papsthure gesehen?“ fragt jetzt unvermittelt Konrad den Freund.

„Du meinst die Markgräfin Mathilde?“ Friedrich ist wohl im Bilde. Aber er mag nicht an jene entwürdigenden Szenen denken.

„Eben die“, beharrt Konrad.

„Reden wir nicht über die Schande von Canossa!“ Friedrich drückt seinem müden Pferd die Schenkel in die Weichen, daß es zitternd aus der Reihe springt. Der Staufer war vor drei Jahren einer der wenigen Begleiter, die mit dem König über die Alpen zogen, um vom Papst die Lösung des Bannes zu erhalten. Schande über Schande! Ein deutscher König unter den Nackenschlägen des Krummstabes. Habgier der Fürsten, Verrat und Treulosigkeit der Bischöfe und Vasallen haben Heinrich auf den Weg nach Canossa gezwungen. Wer mag an die Stunden denken, da Gregor mit der Markgräfin von den Fenstern des Schlosses auf den geächteten König niederblickte! Warum sind wir dem Drängen der Langobarden nicht gefolgt und haben das Schloß mit seinen Insassen den Flammen übergeben? Bannstrahl hin — Bannstrahl her. Das Schwert muß stärker sein als der Krummstab.

„Wir werden die Schmach von Canossa rächen“, spricht Konrad fest, das erinnernde Grübeln des Staufers unterbrechend.

„Der Schandfleck muß weg von unserem Schilde!“ Friedrich reitet voraus, als triebe ihn die Scham in die dunkle Nacht hinein.

Neben den Reitern rauscht wieder die hochgehende Elster.

Aus dem Dunkel der Nacht flackern Lichter. Irrlichtern gleich. Der Lichterglanz säumt den gegenüberliegenden Sang.

Friedrich zügelt sein Pferd und läßt seine Gefolgsmänner herankommen. „Dort ist des Königs Lager.“ Sein Schwert weist hinüber zum Sang.

„Ist's nicht Wahnsinn, ein Lager zu schlagen, mit dem Fluß im Rücken“, kritisiert Konrad, die Zahl der Lagerfeuer abschätzend und im Dunkel das Gelände abtastend.

„Der König steht nicht in der Verteidigung. Er greift an“, spricht bestimmt der Staufer. Und mehr zu sich selbst: „Gar mancher seiner Gefolgsmänner wird besser zu streiten wissen, wenn ihm der Rückweg versperrt ist.“

„Richtig ist's. Wir stehen alle im Schatten des päpstlichen Bannes. Was nützte nun dem König der Gang nach Canossa?“ Konrad sieht nur den Verrat und die Schande, woraus dieser unglückselige Bruderkrieg erwuchs. „Der Henker soll den Papst auf dem Hockstuhl des Heiligen Stuhles holen!“

„Ach was! Heiliger Stuhl. Sonderbare Heilige sitzen auf dem Stuhl der Apostel. Sonderbare Heilige geben sich als Stellvertreter Christi aus. Schmutzige Machtgelüste treiben den Papst.“ Im Gegensatz zu den andern Fürsten weiß Friedrich ganz genau, worum sich der Streit in Deutschland dreht. „Hat der Papst nicht den Anhängern Rudolfs den apostolischen Segen erteilt und die gebannt, die zum rechtmäßigen König stehen?“

„Und hat er nicht behauptet, Petrus sei ihm erschienen und habe ihm gesagt, noch heuer werde Heinrich im Kampfe mit dem Rheinfelder sterben“, orakelt Konrad weiter.

„Nun tragen die Pfaffen und Mönche diese Mär durchs Land. Die Menschen sind dumm genug und glauben solch faustdicke Dummheit“, wettet Friedrich.

„Für Dummheiten und Gemeinheiten finden sich leicht immer willige Ohren“, räuspert sich Konrad. „Mit dem Schwert müssen wir die Schlangenbrut ausrotten.“

„Salt!“ gebietet aus dem Dunkel eine Stimme. Friedrich von Hohenstaufen ist mit seinem Gefolge an eine brüchige Brücke herangekommen, die über die hochgehende Elster führt. Das Lager des Königs Heinrich ist erreicht.

„Ist hier das Lager des Königs?“ fragt Friedrich in die Nacht hinein, in der Dunkelheit nichts weiter sehend als ein paar Speere, die sich über der Brust seines Pferdes kreuzen.

„Wenn ihr Freunde des Königs Heinrich seid, ja“, wird ihm von einem baumlangen Kriegsknecht entgegnet.

„Der König hat mich gerufen. Sagt König Heinrich, der Herzog von Schwaben ist da!“ Die Speere geben den Weg frei. Ein paar Knechte mit Fackeln eilen dem Schwabenherzog entgegen. Vorsichtig stolpern die müden Pferde über die hölzernen Planken der Brücke und den sanften Gang hinauf, wo inmitten des Waldes der Zelte das königliche Banner im Scheine eines mächtigen Feuers flattert.

Unter dem Zeltingang steht König Heinrich IV. Kraftvoll und königlich, die Schultern nicht gebeugt unter den Schlägen des Schicksals. Sein Vater hatte drei Päpste eingesetzt und abgesetzt. Viel zu früh für sein Werk ist er aus dem Leben geschieden. Für den unmündigen Königssohn haben eigensüchtige Ehrgeizlinge das Ruder des Staatschiffes mißbraucht. So wuchs die Schlange der Zwietracht, von ehrgeizigen Männern gezüchtet. Aber in beharrlicher Unbeugsamkeit kämpft der König für sein Recht. Die Krone, die er sich nach seiner Rückkehr von Canossa in Ulm wieder aufs Haupt setzte, darf ihm, dem deutschen König, kein Vasall und kein Pfaffe entreißen.

„Ich wußt, daß du kommst.“ Fest drückt der König dem Herzog von Schwaben die Hand.

Friedrich springt vom Pferd und steht gerade und entschlossen vor seinem hohen Gönner. „Ein Schwabe hält sein Wort, mein König.“

„Würden sie alle so denken wie du, es stünde besser um Deutschland.“ Die Müdigkeit der heimlichen Verzweiflung überschattet die Worte Heinrichs.

„Die Welt braucht den Verrat, auf daß die Treue sich bewähre.“ Friedrich von Staufen ist voller Zuversicht, seit er den König wieder sieht.

„An die Treue zu glauben hab' ich verlernt. Aber ich sehe, daß in den deutschen Landen noch Männer leben, die auch das Los eines Unglücklichen teilen können.“ Im Flammenschein

des Feuers sind Heinrichs Züge seltsam versteinert und von einer Härte, wie sie nur bei einem Menschen sein können, der voll Verachtung auf seine Mitmenschen herabblickt.

„Es gibt noch Männer genug, die die betörenden Schälmeien des römischen Oberhirten nicht hören und die sich nicht unter den Krummstab beugen“, meint ermunternd der Staufer.

„Die Zahl derer ist größer, die um des eigenen Vorteils willen die Fahne nach dem Winde hängen“, schwächt Heinrich den gutgemeinten Zuspruch Friedrichs ab.

„Allzumenschliches darf nicht schwer gewogen werden. Auf deiner Seite steht das Volk.“ Hart und bestimmt wendet sich der Staufer gegen die lähmende Resignation, die am Vorabend des entscheidungsvollen Kampfes kein gutes Vorzeichen wäre.

„Du denkst an die paar Knechte und städtischen Bürger, die es mit mir halten? Sprichst du von den paar Pfaffen, die sich nach dem vom Papst erlassenen Jölibat nicht von ihren Weibern trennen mögen?“ Der König versucht zu scherzen.

„Achte ihre Treue nicht gering, mein König“, hält ihm Friedrich ernst entgegen. „Oder hast du vergessen, daß die Bürger von Mainz dem Rheinfelder die Tore der Stadt versperret haben? Ist Worms nicht dem Beispiel von Mainz gefolgt? Hast du vergessen, wie er in Augsburg von seinen neu geworbenen und von den alten Truppen verlassen wurde? Das Volk steht zu dir und nicht zum Rheinfelder. Der Bischof Embrico von Augsburg hat ihn buchstäblich nach Sachsen gejagt. Nicht einmal Sigmaringen konnte er mit seinen schwachen Kräften bezwingen. Die Burggrafen von Regensburg und der Pfalzgraf Kuno, die geschworenen Feinde des Welfs, sind auf deine Seite getreten.“

„Einmütig stehen die Sachsen hinter ihm. Sein Heerbann ist größer als der meine“, wirft der König dazwischen. „Doch warum stehen wir hier? Willst du nicht in meinem Zelte ruhen, bis uns der Tag zu blutiger Arbeit ruft?“

Heinrich geleitet seinen Gast in das Zelt. Auf rohen Holzpflocken stehen noch einige Kannen Weins. In einer Ecke schnarcht der Bischof Embrico, selbst im Schlafe sein mäch-

tiges Schwert nicht aus der Hand legend. Neben ihm liegen der Pfalzgraf Kuno und sein junger Sohn. Der Burggraf Aribon von Regensburg schläft mit schwerem Trunk dem Morgen entgegen. Friedrich legt die drückende Rüstung ab und wirft sich müde auf einen Futtersack.

„Das Katz- und Maus-Spiel ist zu Ende. Morgen soll die Entscheidung fallen.“ Heinrich spricht von seinen letzten Verhandlungen mit dem Papst, wie er bis zur Stunde nach einer Verständigung gesucht habe, nur um das Blutvergießen zwischen den deutschen Stämmen zu vermeiden. Der König bezeugt, daß er nur den endlichen Frieden suche und nur auf das Wohl seiner Untertanen bedacht sei. „Doch der Papst neidet mir mein friedvolles Werk. Die römische Kirche glaubt, das deutsche Königtum und das deutsche Volk mit Füßen treten zu können. Will es der Himmel, daß ich untergehe, dann soll die Erde auch meinen Gegner verschlingen.“

Friedrich von Hohenstaufen hört nicht mehr die Anklage des deutschen Königs an das Weltgericht. Der Schwabenherzog schläft. Unruhig brennt das Talglicht nieder. Auf dem Dache des Zeltes trommelt unaufhörlich der Regen.

Der König wacht. Und mit ihm wachen seine Sorgen, die sich drückend mit den Schatten der Nacht vermählen und, übermächtigen Gewalten gleich, auf ihn einstürmen. Den Ruhelosen stört der sorglos gesunde Schlaf seiner Getreuen. Er verläßt sein Zelt und blickt über die düster verglimmenden Wachfeuer. Er geht dahin und dorthin, er spricht mit den Franken und mit den Bayern, mit den Böhmen und mit den Burgundern. Der vom Schicksal gezüchtigte König kann keine Ruhe finden in der Nacht vor der Entscheidung.

*

Während der rechtmäßige deutsche König in ahnungsvoller Kummernis durch die Gassen seines Lagers wandert, sitzt Rudolf von Rheinfelden in seinem Zelt und neben ihm der päpstliche Legat Rodrigo und der Bischof Hermann von Metz.

„Und wenn ich siege, die Besiegten werden mir doch nicht gehorchen“, spricht Rudolf von Rheinfelden verzweiflungsvoll zu seinen Ratgebern.

„Das wird sich geben. Mit dir ist der Heilige Vater“, flößt ihm ermutigend der Legat ein.

„Mit dir ist die ganze heilige Kirche“, unterstützt der Bischof von Metz die Worte des Legaten.

„Die Lauchschwänze und Buscklepper springen dem anderen nach. Wir haben's doch erlebt! Ohne die Sachsen könnt' ich schon heut die Krone in den Rauch hängen.“ In Rudolf rebelliert gewaltig das soldatische Gewissen. Seinem nahen Anverwandten, dem rechtmäßigen deutschen König, hat er den Treueid einst geleistet. Aber immer, wenn es zu einem Waffengang zwischen ihm und dem König gekommen ist, lähmten ihn die Zweifel über sein Tun.

Seine schwarzen Freunde halten ihm den Nacken steif. „Du scheinst immer noch nicht begriffen zu haben, um was der Kampf geht“, raunt der päpstliche Legat Rodrigo wieder. „Es handelt sich ja gar nicht um euer deutsches Königtum — es geht um die Macht . . .“

„Es geht um die Macht und im Kampf um die Macht bin ich nur euer Werkzeug“, gibt der Rheinfelder spitz zurück.

„Wir alle sind Werkzeuge Gottes und des Heiligen Vaters“, sagt kalt der Priester, der aufdämmernden Erkenntnis des deutschen Gegenkönigs nicht achtend. „Werkzeuge sind wir alle. Unser Leben ist nichts und wertlos. Es gewinnt nur an Wert, wenn wir es zur Ehre Gottes der heiligen Kirche weihen.“

„Der Teufel sitzt auf dem deutschen Königsthron. Gregor hat ihn verstoßen und darum muß er weg!“ bohrt der Bischof von Metz weiter. „Sie müssen alle vertilgt werden, die den Arm erheben gegen die Kirche!“ Über die Methoden der Vertilgung hat der Bischof von Metz seine eigene Meinung. Sätze der Herzog von Lothringen noch das Leben gehabt. . . Doch über diese Affäre spricht man nicht mehr.

„Die Welt muß sehen, daß auf Erden Kaiserreiche und Königreiche, Fürstentümer und Herzogtümer, Grafschaften und Markgrafschaften und alles, was die Menschen besitzen, nach ihren Verdiensten von der Kirche genommen oder verliehen werden kann“, spricht mit Pathos der päpstliche Legat.

Rudolf von Rheinfelden schluckt. Er bringt kein Wort her-

vor. Hat er nicht auch aus der Hand der Kirche seine Krone empfangen? Was will er nun sagen gegen die Priester, die noch weit schlimmer als seine Feinde sind?

Weiter zischelt der Legat: „Da du von Gott durch den Heiligen Vater zum deutschen König berufen bist . . .“

„Erst wenn Heinrich nicht mehr ist, kann ich König sein“, fällt der Rheinfelder dem Legaten ins Wort.

„ . . . zum deutschen König berufen bist, wirst du den für alle Zeit gültigen Vertrag unterschreiben.“ Damit gibt Rodrigo dem Rheinfelder ein sorgsam bemaltes Pergament in die Hand.

„Um mein Königtum muß ich streiten, solange Heinrich lebt“, weicht Rudolf aus, das Schriftstück angewidert und doch neugierig überfliegend.

„Der Heilige Vater hat dein Schwert gesegnet“, vermittelt Bischof Hermann, dem klar ist, daß man einen Glücksspieler um alles in der Welt nicht aus seiner Ruhe bringen darf.

„Hat nicht Petrus selbst dem Papst Gregor verkündet, daß der Gebannte noch in diesem Jahr durch dein Schwert umkommen soll?“ Rodrigo spricht überlegen. „Genügt dir etwa dieser höchste Beweis göttlicher Gnade nicht? Eine solche himmlische Schuld verpflichtet. Unterschreib' drum den Vertrag!“

Ganz still ist's nach diesen Worten im Zelt. Trotz des nassen Frühwindes, der kühl durch das Tal der Elster streicht, wird es Rudolf schwül. Er blickt durch den Vorhang hinaus in die langsam weichende Nacht. Die Wachfeuer im Lager seines Gegners scheinen niedergebrannt zu sein. Will er etwa überraschend angreifen, wie im Januar bei Mühlhausen? Aus Schwaben ist neuer Zuzug eingetroffen. So haben ihm seine Kundschafter gemeldet. Der neue Herzog von Schwaben soll es sein.

Otto von Nordheim tritt geräuschvoll zu der schweigsamen Kunde. Der Regen hat ihm die Nacht aus den Augen gewaschen. „Es wird Zeit, daß wir das Lager abbrechen“, drängt der Nordheimer.

„Ich denke nicht daran. Aus dieser Stellung wird mich

niemand locken“, erklärt Rudolf dem Kampfgenossen mit abgewendetem Blick.

„Im Angriff liegt unsere Stärke“, erwidert der Nordheimer. „Wer den Angriff fürchtet, hat schon halb verloren.“

„Verstärke die Wachen! Wenn der Tag angebrochen ist, wollen wir sehen.“ Rudolf legt wieder seufzend das Pergament auf die Seite.

„Unterschreibe!“ Ein ungnädiger Groll klingt aus der Stimme des Legaten. Bedeutungsvoll mißt ihn Rudolf.

„Der Papst will also fürderhin darüber bestimmen, wer König und Kaiser sein soll?“ fragt langsam Rudolf, jedes Wort in seiner ganzen Schwere fallen lassend.

„Wie er auch bestimmt, wer Bischof und Erzbischof sein soll. Ihm ist alle Gewalt gegeben, er kann bannen und heiligsprechen, er kann binden und lösen, verfluchen und segnen. Ihm sind untertan alle Könige und Fürsten der Erde. So steht's geschrieben in den Schriften der heiligen Väter.“ Wieder ist es still im Zelt, nachdem Rodrigo den Inhalt des Vertrags auf diese kurze Formel gebracht hat.

Der Bischof von Metz will dem Rheinfelder noch Klar machen, wie verdienstvoll er für die heilige Kirche handle, so er als erster deutscher König dem Statthalter Christi die unumschränkte Macht zuerkenne. Schließlich sei seine Unterschrift ja doch nur eine Formsache. Aber Rudolf hört nicht mehr hin. „In der eigenen Schlinge gefangen. So erfüllt sich das Schicksal eines Verräters.“

Und seine schwertgewohnte, schwere Hand zittert, als sie ungelent, dick und unkenntlich seinen Namen auf das Pergament malt. Er ahnt die Schwere des Fluchs der Geschichte, der nun auf ihm lasten wird. Er hat das deutsche Volk der Willkür des Papstes ausgeliefert.

Der päpstliche Legat Rodrigo faltet befriedigt das Blatt. Da er am Ausgang des Kampfes stark interessiert ist, hat er durch zuverlässige Kundschafter die Stärke der beiden Heere erforschen lassen.

„Du bist für den Kampf weit besser gerüstet als dein Gegner“, sagt Rodrigo. „Deine Haufen sind stärker und mit deinen Waffen ist Gott.“

„Bei Mühlhausen sollt' auch der Herrgott den Richter spielen“, gibt Rudolf zurück.

„Bist du etwa undankbar? War er nicht mit dir? Der Schneesturm verbarg deine Scharen. Das war ein sichtbares Zeichen des Himmels. Deine Feinde haben sich selber erschlagen“, ermuntert der Legat den zweifelnden Kriegsmann.

„Richtig. Das Feld war mein. Aber wieder steht mir Heinrich gegenüber, nicht schlechter gerüstet und auf sein Recht pochend. Ich bin der Krieg — Heinrich verkündet den Frieden. Mir fluchen die Mütter und Bräute, ihn segnen sie.“ Der Rheinfelder weiß, daß der kommende Tag die Entscheidung bringen muß.

„Solch seltsame Gefühle kennt die heilige Kirche nicht.“ Aus Rodrigo spricht grausamer Sadismus. „Was brauchst du dich um die zu kümmern, die in dem Streit erschlagen werden? Seid allezeit untertan der Kirche und — ihr habt den Frieden.“

„Wann die Edelsten ermordet sind, dann wird Friede sein.“ Rudolf mag die Unterhaltung nicht mehr weiterführen. In seiner Brust wühlt der Verrat, den er begangen hat.

Langsam schwindet die Nacht. Fahl brennt im Osten ein Frührot. Der Himmel hat sich ausgeregnet. Über die Berge des Thüringer Landes steigt der junge Tag.

Vor des Rheinfelders Zelt erhebt sich lärmender Streit. „Der König ist nicht zu sprechen“, donnert eine Stimme.

„Ich muß zum König“, hört man draußen erregt rufen.

Rudolf schiebt den Vorhang des Zeltes beiseite. Ein Reiter übergibt ihm ein vom Regen aufgeweichtes Blatt.

„Was soll der Wisch?“ schnarrt der Rheinfelder den Kundschafter an.

„In der Nacht waren Weiber im Lager, die haben die Zettel verteilt“, antworte der Soldat.

„Und ihr habt sie nicht gegriffen?“ schreit Rudolf.

„Das schon. Aber wir ließen sie wieder laufen.“ Verlegen stottert der Kriegsmann.

„Esel!“ Der Rheinfelder läßt ihn stehen und geht wieder zurück in das Zelt.

„Da haben wir die Bescherung.“ Rudolf poltert befriedigt

die beiden Diener der Kirche an. „Der Papst, der den rechtmäßigen König angreift, ist ein Feind der Christenheit.“

„So kann nur ein Teufel lügen“, entgegnet Rodrigo gefaßt.

„Das Geschwätz der Ketzer ist für uns Luft“, fällt der Bischof von Metz ein. „Des Papstes Beschlüsse sind göttlich und kein Mensch darf es wagen, sie zu kritisieren.“

„Aber dieser Peter Crassus tut's doch“, höhnt der Rheinfelder. „Wieder ein Bundesgenosse Heinrichs und dazu kein schlechter.“

Mißachtend der Legat: „Ich versteh' deine Aufregung nicht. Wer kann schon lesen unter deinen Haufen? Was will ein solcher Fezzen gegen euer Schwert?“

„Was will der päpstliche Bannstrahl gegen Heinrichs Schwert?“ bricht Rudolf den Einwand.

„Der Bannstrahl ist der Todeshauch der Ewigkeit. Durch ihn straft Gott in seinem Zorn.“ Der Legat steht auf und verläßt das Zelt. Verächtlich blickt er auf den Gegenspieler Heinrichs, der in seiner eigennützigen Verblendung dem Papst sein Schwert geliehen hat.

*

Sin und her wogt der Kampf bei Hohen-Mölsen nun schon den ganzen Tag. Die Oktobersonne narret mit ihrem fahlen Schein die hitzigen Streiter. In verbissener Wut greifen die Haufen Heinrichs an. Im wildesten Kampfgetümmel finden wir den Augsburger Bischof Embrico, der weit besser das Schwert zu führen weiß, als das Wort Gottes zu verkünden; in wollüstigem Grimm haut er auf die Gregorianer ein. Neben ihm streiten Heinrichs Freunde. Todesmutig, Stunde um Stunde. Der König selbst schont sich nicht. Wo die Reihen wanken, greift er ein, die Weichenden wieder ins Treffen führend. Er kennt die Stärke seines Gegners; über Sein oder Nichtsein fällt die Entscheidung.

Jedoch auch des Rheinfelders Scharen sind von der gleichen verbissenen Kampfeswut besessen. Otto von Nordheim, der den linken Flügel führt, gewinnt immer mehr an Boden. Schwer hat er bereits den Böhmen zugesetzt. Blutig rot färbt

sich das Wasser der Elster. Deutsches Bruderblut fließt wieder in deutschen Landen, Bruderblut fließt, wie seit vielen Jahrhunderten, wie in den Tagen, da der Giftstrom der römischen Falschheit in die dunklen Wälder floß. Deutsches Bruderblut fließt wie in der Zeit, da Kaiser Karl, der Franken König, dreißig lange Jahre in den sächsischen Gauen um des Kreuzes willen mordete. Und diejenigen, die sich einst mit ihrem ganzen Sein gegen das römische Kreuz stellten, sind heute seine treuesten Verteidiger. Deutsches Bruderblut läßt der Statthalter Christi in Rom um seiner machtpolitischen Ziele willen vergießen.

Die Sonne geht in den schwarzen Wolken eines drohenden Herbstgewitters unter. Dunkle Schatten fallen über die Walstatt. Zwar ist die Entscheidung noch nicht eindeutig gefallen; aber des Rheinfelders Haufen gewinnen immer mehr an Raum. Zu groß sind auch die Verluste des Königs, zu stark sind seine Reihen gelichtet.

Friedrich von Hohenstaufen sieht Heinrich in wildem Gedränge. Sorgenvoll blickt er in einer Minute des Verschnaufens nach dem König. Ist die Schlacht verloren? Soweit sein Auge schweift, sieht er die Haufen des Königs zurückweichen. Für die Reiterei war überhaupt keine Möglichkeit zum Einsatz. Der Tag geht zur Neige — die Schlacht ist verloren.

Zu dem König schlägt sich der Staufer durch. Der wird hart bedrängt. König Heinrich wird die Helmszier herabgeschlagen. Friedrich fürchtet für des Königs Leben.

„Zurück!“ ruft der Staufer Heinrich zu.

„Wer will zurück? Wo der König steht, ist Deutschland!“ schreit Heinrich. Seine Stimme übertönt das Getöse des Kampfes.

Sächsische Reiter preschen heran. Bald sinkt die Nacht hernieder und Freund und Feind sind nicht mehr zu unterscheiden.

Wieder ruft der Staufer dem König einen Warneuf zu.

„Da ist der Verräter!“ schreit der König. Der Gefahr nicht achtend gibt er seinem Gaul die Sporen, daß er in mächtigem Satze vorwärts schießt.

Auch Rudolf von Rheinfelden hat König Heinrich erspäht.

„Die Stunde der Abrechnung ist da!“ zischt Heinrich.

Des Rheinfelders schwertgewohnte Hand zittert. Nur einen Herzschlag lang. „Der Ketzer flieht!“ brüllt Rudolf den Seinen zu. In der Tat, des Königs Gefolgsmänner bleiben zurück. Die Schlacht ist verloren.

Durch den wirren Knäuel von Menschen und Pferdeleibern haut sich Friedrich von Hohenstaufen. Ist die Schlacht schon verloren, dann soll auch der Verräter nicht die Früchte seines Sieges ernten. Selbst aus vielen Wunden blutend, wirft er mit ganzer Kraft seine Lanze nach Rudolf. Krachend fährt sie durch die Ringe des Panzers in dessen Brust.

Rudolf wankt im Sattel. Dem Stauer wird sein Hengst zusammengestoßen. Das stürzende Pferd begräbt ihn. Heinrich füllt selbst die Lücke. Wenige Getreue sind noch hinter ihm. Auch der Augsburger Bischof mäht weiter seine blutige Mahd. Über Leichen und gestürzte Pferde springt des Königs Pferd. Ein Schwertschlag — des Rheinfelders rechte Hand rollt in den blutgetränkten Boden.

Starres Entsetzen lähmt die Umgebung Rudolfs, der langsam aus dem Sattel sinkt. „Der Verräter ist gefallen. — Unser ist der Sieg“, ruft der König über das Schlachtfeld hin.

Seine versprengten Scharen halten an. Die hereinbrechende Dunkelheit setzt dem weiteren Blutvergießen ein Ende. Auf einer Bahre von Lanzenstäben tragen sie den Rheinfelder aus dem Gewühl. Neben den Trägern reitet Heinrich. Hinter ihm gehen Friedrich von Hohenstaufen und Konrad. Des Bischofs Embrico blutiges Schwert ruht auf der Mähne seines Kappen. Viele treue Freunde fehlen, die am Morgen den harten Kampf für den König begonnen hatten.

Leblos liegt der massige Körper Rudolfs auf der Speerbahre. Ab und zu ein röchelndes Stöhnen. Es geht zu Ende mit ihm. Unter Bäumen legen die Träger behutsam die Last auf die Erde nieder. Totenfaceln leuchten.

Rudolf von Rheinfelden richtet die verlöschenden Augen auf den König. Aus dem abgebundenen Armstumpf rinnt unaufhörlich das Blut.

„Das war die Hand ...“ Rudolf setzt ab. Der brennende Schmerz nimmt ihm die Stimme. Nach einer kleinen Weile:

„Das — war — die — Hand ... die dir Treue geschworen.“
Der Rheinfelder keucht aus blutender Brust.

Erschauernd läßt Heinrich den Richterspruch einer gerechten, göttlichen Weltgeschichte über sich ergehen.

„Die — meineidige — Schwurhand — — — hab' — ich — dem — Papst — geliehet.“ Matt röchelt der Sterbende.
„Er — hat — sie — mißbraucht.“

König Heinrich ist keines Wortes mächtig. Er fluchte dem treulosen Rheinfelder, der sich von verräterischen und volksvergessenen Vasallen und Bischöfen zum König wählen ließ; er fluchte Rudolf, der namenloses Unglück über die deutschen Lande brachte. Den Sterbenden kann er nicht verdammen. Und die harten Männer, die in stummer Ehrfurcht das Speerlager Rudolfs von Rheinfelden umstehen, sehen, wie der vom Schicksal geplagte König voll Mitleid auf den Sterbenden niederblickt.

„Du — bist — der — König — der — Deutschen“, preßt Rudolf zwischen Blut und Schaum durch die Zähne. Dann brechen seine Augen.

Eine kurze Weile verharrt der König an der Bahre seines Gegners. Die Totenfackeln flackern und leuchten den heimziehenden Seelen über der Walstatt.

Dann ruft die Gegenwart den König zu neuer Arbeit.

„Der Kampf geht weiter! Auf nach Rom!“

Des Kaisers Wille ist Gesetz

Friedrich der Rothbart, der kraftvolle Staufer, führte vom Jahre 1152 bis 1190 das Erste Reich, die abendländische Welt mit dem Glanze mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit ausfüllend, strahlender und herrlicher als in der Zeit des Frankenkaisers Karl. Aber um das Jahr 800 waren die Vertreter Christi auf Erden noch gefügig; in mehr als drei Jahrhunderten haben sie ihre Kräfte erkannt und genutzt. In Cluny wurden die morgenländischen Dogmen Augustins gehärtet. Zusammen mit den großen Fälschungen erwiesen sie sich als gefährliche Waffen, die gegen das Kaisertum und gegen die Reichsidee benützt wurden.

So war auch das Dasein des großen Staufers ausgefüllt mit dem Kampf gegen die Päpste, gegen den verschlagenen Hadrian IV. und Alexander III. Der Staufer folgte den Spuren der Ottonen. Und sein Kanzler Reinald von Dassel, der Niedersachse, träumte wohl, wie einst Willigis von Mainz, auf deutschem Boden eine nationale Kirche zu errichten. Vielleicht wäre dem klugen Manne, der der lateinischen Dialektik durchaus gewachsen war, sein Vorhaben auch gelungen, wäre er nicht auf der Höhe seines Wirkens vom heimtückischen Fieber hinweggerafft worden. Es war ein lärmendes Ringen zwischen Kaiser und Pontifer. Ausgereift waren im abendländischen Raum die *N a t i o n a l s t a a t e n*; in ihrer kräftigen Eigenwüchsigkeit sprengten sie die Idee des Weltreichs, wie sie der Staufer verwirklichen wollte. Dabei blickte er in die Vergangenheit und vergaß die Zukunft.

Da Heinrich der Löwe dem Kaiser die Heerfolge weigerte, mußte der Staufer Frieden schließen mit dem Papst. Des Löwen nordisches Reich aber wurde zerstückelt. Die

Bischöfe fraßen sich voll an den gut verwalteten Landen. Über der Eigenmächtigkeit eines Vasallen triumphierte des Kaisers Wille, der Gesetz war. Tragisches deutsches Schicksal umschließt der Kampf zwischen Staufer und Welfen. Wie mochte sich der Pontifex über den Ausverkauf der welfischen Lande gefreut haben?

Wieder ein Tag dahin und wieder hat er sich nicht entschieden“, brummt der harte Wittelsbacher vor sich hin, die schwere Weinkanne zu sich herziehend, als wolt' er seinen Unwillen im Weine ersäufen.

Vor dem knisternden und traulich leuchtenden Kamin liegt ein Garfner, ein Straßensänger, wie sie jetzt haufenweise durch das Land schwärmen. In den Burgen suchen sie Unterschlupf vor dem nahenden Winter.

„Sauf und sing!“ fordert Otto von Wittelsbach den Sänger auf. Langsam erhebt sich der Fahrende von seinem angewärmten Platz und schlürft mit müden Schritten nach des Wittelsbachers Tisch. Und er trinkt in langen, gurgelnden Zügen.

„Singen? Wie kann man singen, Herzog, wenn der Wind durch das schäbige Gewand pfeift?“

„Du sollst singen, Bursche!“ befiehlt der Wittelsbacher barsch.

„Hier ist die Luft so stickend. Mir nimmt's den Atem.“ Der Sänger schneidet Grimassen.

„In der Stube eines Weibes singst du zu jeder Stunde“, reizt Otto.

Der Garfner quittiert des Herzogs Spott mit Lachen. „Die Freuden in den Armen der Herrin sind mir lieber als die in der Simmelsburg.“

„Das ist menschlich und dagegen hat der Herrgott auch nichts einzuwenden.“ Aber ungeduldig drängt Otto von Wittelsbach: „Greif endlich in die Saiten!“

„Hörst du den Ton, Herzog?“ Der Garfner geht zum Fenster und drückt den Laden zurück. Ein kalter Regenschauer schlägt ihm entgegen.

Gespannt spitzt der Herzog die Ohren. „Entweder du phantasierst oder du hörst das Geläute der Engel.“

„Oder war's das Brüllen der Hölle.“ Der Sänger schließt den Laden. Und wieder rasseln die Ketten im Hofe.

Herzog und Sänger tauschen jetzt wissende Blicke. „Mein Gesang paßt schlecht zu dieser Musik.“ Stumm schleicht der Sarfner an seinen warmen Platz am Kamin.

Otto von Wittelsbach stemmt die Weinkanne. Seine Gedanken springen. Weit zurück in die Vergangenheit. Der Himmel hat es gut mit ihm gemeint. Wieder versucht er die Erinnerungen wegzuspülen. Aber sie sind mächtiger als der starke Wein. Er denkt an die Nacht in der kaiserlichen Burg in Trezzo, als die wütenden Mailänder den Kaiser in die Adda stürzen wollten. Und wie war es in Rom, als das ritterliche Meer vor der Seuche flüchten mußte? Wie war es damals, als unsere besten Männer der heimtückischen Seuche zum Opfer fielen? Wie war es in der Veroneser Klause, als mein Schwert dem Kaiser das Leben rettete? — Dann kam der kalte Märztag in Partenkirchen, als Friedrich fußfällig die Hilfe des Vasallen ersuchte.

Otto von Wittelsbach greift nach dem Weinkrug. Legnano, das blödsinnige Scharmützel, brachte den Stein ins Rollen. „Der Größenwahnsinnige ist gefallen — das Klirren seiner Ketten liegt mir in den Ohren“, läßt halblaut der Herzog seine Gedanken vernehmen.

Obwohl der kalte Novembersturm über das Land fegt, hat die Stadt Erfurt noch keine Ruhe gefunden. In den Schenken sitzen weinfrohe Ritter; das Spiel der fahrenden Sänger erfüllt die Nacht. Nur im Palast des Kaisers ist eisige Stille. Lautlos gehen die Boten aus und ein. In den Kellern liegt der Löwe mit seinen Vertrauten. Der stolze Heinrich der Löwe, der große Gegenspieler des Staufers, ist der Gefangene des Kaisers Friedrich I. Nie konnte es der Löwe verwinden, daß ihn die Geschichte auf den zweiten Platz gestellt hat.

Otto von Wittelsbach muß wieder an den langen Weg denken, den er in Treue an der Seite des Kaisers zurückgelegt hat, nicht nach Lohn und nach Würden heischend, ein

Weg, der oftmals beschwerlich war. Nach der Niederwerfung des Löwen soll seine Zingabe bezahlt werden! So denkt jetzt der Wittelsbacher.

Stürmisch wird die Türe aufgerissen. Ein Bote ruft den Herzog zum Kaiser.

Friedrich ringt mit seinem Kanzler. Zwei Tage und zwei Nächte schon. Der Kanzler, Christian von Buch, will nichts von der Zerschlagung des welfischen Besitzes wissen. Zwar ist er für die Absetzung Heinrichs; zugleich aber auch für eine Fortsetzung von des Löwen Werk. Nach des Kanzlers Meinung soll der Wittelsbacher Heinrichs Besitz ungeschmälert übernehmen. Herzog Otto habe sich in Treue bewährt; ihm könne man ohne Sorge die gewaltige Macht in die Hand geben. Aber der Kaiser, der nach dem Tode Reinalds von Dassel, des trefflichsten Mannes, den das deutsche Episkopat hervorgebracht hat, Christian von Buch wählte, ist zum erstenmal nicht mit seinem Kanzler einig.

So drehen der Kaiser und der Kanzler die entscheidende Frage: Soll das Land des Löwen zerrissen werden oder nicht?

Der Kaiser hat Gründe für die Zerschlagung. Er spielt seine Trümpfe aus. Blutenden Herzens. Treulose Vasallen haben die deutschen Kaiser zur Ohnmacht verdammt. Treulose und nur auf ihren eigenen Vorteil bedachte Fürsten und Herzöge haben die Macht der Kaiser und des Reiches untergraben. Wenn der Papst den Krummstab über dem deutschen Volke schwingen konnte, so war das die Schuld der deutschen Fürsten. Es gab wahrhaftig Kaiser genug, die die Päpste bezwungen haben.

Was soll der Kanzler gegen diese bitteren Wahrheiten sagen? Die Eigensucht der deutschen Fürsten hat schweres Leid über das Reich gebracht. Wer wollte behaupten, das Schuldbuch der Fürsten sei nicht voll? Das der Vasallen und der Bischöfe? Sie haben sich nur dann den Herrschaftsgelüsten der Päpste entgegengestellt, wenn ihnen die harte Faust eines Kaisers im Nacken saß. Aber gerade weil der Kanzler die Unzuverlässigkeit der Fürsten kennt, weil er weiß, wie schwer eine solche Vielzahl unter einen Hut zu

bringen ist, deshalb wehrt er sich gegen eine Zertrümmerung von Heinrichs Lande.

„Willst du dir untreu werden?“ fragt Christian von Buch den Kaiser.

Der blickt hinaus in die stürmische Nacht, abwesend, als wäre die Frage an seinen Ohren vorbeigegangen.

„Was dein Kanzler Keinald von Dassel dir sagte, bleibt ewig wahr: Nur wer sich selbst treu bleibt, kann Treue erwarten.“

„Bin ich mir etwa nicht treu geblieben?“ entgegnet Friedrich, ohne seinen Kanzler anzublicken. „Hat Heinrich mich nicht verraten in einer Stunde, da ich seine Hilfe am nötigsten brauchte? — Dem Verräter die Strafe!“

„Dem Verräter die Strafe“, bestätigt der Kanzler. „Aber die Sache bleibt von dem Verrat unberührt. Oder willst du etwa erleben, daß statt eines Verräters zwei, drei, vier oder noch mehr aufstehen? Du weißt, wie es ist, wenn die Vasallen die Politik nach ihrem Sinne machen, wenn sie nur an ihr Haus denken und nicht nach dem Kaiser fragen. Heinrich hat gefehlt. Er muß büßen. Seine Länder aber bilden das Herz des Reiches. Zerreiße sie, so wächst aus den Burgen der Vasallen eine neue Saat der Zwietracht.“

Der Kanzler spricht eindringlich und beschwörend. Friedrich spürt jedoch seine kaiserliche Kraft. In den Gewölben des Palastes liegt sein Vetter in Ketten, Heinrich der Löwe, der Herzog von Sachsen und Bayern, der Beherrscher des Ostens und Nordens, der Mann, den seine königliche Machtstellung zum Verrat getrieben hat. „Nur schwache Herrscher können die Köpfe der Vasallen nicht bezwingen“, beruhigt Friedrich.

„Dein Leben währet nicht ewig. Was du baust und was du schaffst, was du gründest und was du zeugst, ist nicht für den Tag“, hält der Kanzler in Geduld seinem Herrn entgegen.

„Der Kaiser ist ewig.“ Friedrich steht auf und schreitet mit festen Schritten in dem Gemach umher.

„Der Kaiser ist ewig. Doch sein Werk ist nur dann ewig, wenn er auch für die Ewigkeit denkt“, wendet Christian von Buch festen Mutes ein, wohl

wissend, wie wenig Friedrich gegen diesen fundamentalen Satz seiner Staatsauffassung einen Widerspruch ertragen kann.

„Das Morgen ist mir immer über das Gestern gegangen und — ich nütze den Augenblick.“ Friedrich stellt sich vor seinen Kanzler, und seine Augen brennen in denen seines treuen Rates. Weich klingt seine Stimme, als er fortfährt: „Du kennst mein Wollen und mein Ziel. Der Himmel hat mir Männer an die Seite gestellt, die mir treffliche Helfer waren. Vor mir mußte ein deutscher König beim Papst um seine Krone betteln. Allen Widerständen zum Trotz wurde er zum gewaltigsten Kämpfer gegen die frech sich erhebende päpstliche Hierarchie. Sein Waffengang mit den unzähligen finstern Gewalten ließ die Welt erzittern. Und ich will arbeiten an Kaiser Heinrichs Werk!“

Friedrich hält inne. Draußen heult der Sturm seine Melodie zu dem Bekenntnis des Staufers. „Die Kirche sei untertan dem Staat für alle Zeit; die Kirche hat dem ewigen Kaisertum zu dienen. In die Fußstapfen Kaiser Heinrichs bin ich getreten. Mit meinem und meiner Ritter Schwert wollt' ich die Kirche bezwingen. Und mein Freund Dassel und du, ihr waret meine treuesten Waffengänger. Nicht in Rom darf das Oberhaupt der Kirche sitzen. Wir haben es oft genug besprochen. Meinetwegen in Mainz oder in Köln oder in Würzburg; jedenfalls aber immer greifbar meinem Arm.“

Der Kanzler hört mit unbewegter Miene den Kaiser an. Und Friedrich wieder: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Um diesen Kampf zu bestehen, mußst' ich in Deutschland Ordnung haben. Meinem Vetter Heinrich gab ich das Herzogtum Bayern zu seinen sächsischen Landen. Ich wußte, daß er mit dem Schwert eine blutige Bahn nach Osten brach; ich sah, wie er ein mächtiges Reich des Nordens schuf. Sein Werk hat mir die Kraft zum Kampfe gegeben; sein Werk war die Voraussetzung für die Durchführung meines Zieles. Glaubst du, ich hätte sonst dulden können, wie er der Reihe nach die Bistümer beräuberte? Wie er Köln und Bremen bedrängte, wie er Magdeburg zerschlug, wie er sich Hoheitsgebiete anderer Vasallen aneignete? Der Klagen waren ohne Zahl

gegen den Löwen. Ich hört' die Flüche seiner Gegner und ließ ihn doch gewähren; ich ließ ihn gewähren, weil ich auf seine Treue baute. Wär' ich auch nur ein einziges Mal gegen ihn eingeschritten, ich wäre mir untreu geworden."

Der Kaiser ringt nach Atem. Das Bekenntnis wird ihm schwer, doppelt schwer in dieser Stunde. „Da kam der Tag, da ich des Löwen Hilfe bedurfte. Doch, warum soll ich weiter erzählen? Du warst ja der Gefährte meiner trübsten Stunden, als das Kaisertum die große Schlappe einstecken mußte. Sage es selbst: wer den Kaiser im härtesten Augenblick verläßt ..."

„Der ist ein Verräter“, fällt der Kanzler dem Kaiser ins Wort. „In diesem Fall kennt die Verweigerung der Gefolgschaft nur eine Strafe, und ich bin gewillt, diese Strafe vollstrecken zu lassen.“

Dem Kaiser schaudert vor der unerbittlichen Konsequenz seines Ratgebers. Muß er nach den Gesetzen seinen Vetter richten? Muß er sein Blut dem Richter überantworten. „Er ist mein Vetter“, sagt der Kaiser tonlos.

„Und wär's dein Bruder, wär's dein Sohn. Der Welfe hat den Kaiser verraten. Drum muß er sterben.“

Wie Lanzenstiche dringen dem Kaiser die Worte Christians in die Brust. „Er soll in die Verbannung gehen. Zwei Jahre nur. Dann mag er Brandenburg verwalten“, weicht der Kaiser aus, dem die Auseinandersetzung mit seinem Kanzler hart zusetzt.

„Es geht nicht um die Person des Löwen — es geht um die Sache. Heinrichs Länder müssen von einer Hand regiert werden“, bohrt Christian von Buch weiter. „Setz den Wittelsbacher ein. Er wird in seiner Treue die stärkste Stütze deines Kaisertums sein!“

Friedrich schweigt. Dem Wittelsbacher hat er Bayern zugedacht. Die Bistümer Köln, Bremen, Halberstadt, Minden und Magdeburg sind von dem Welfen ausgeraubt worden. Sie sollen wieder entschädigt werden, zumal diese Bischöfe in dem Kampf mit dem Papst auf der Seite des Kaisers standen.

Christian von Buch kennt die Gedankengänge seines Herrn.

„Sinter den Bergen droht der Krummstab. Wie wird sich der Statthalter Christi freuen, wenn du die Länder des Löwen zerschlägst! Wie werden die Langobarden jubeln, die mit dem Papst deine Feinde sind! Eine deutsche Kirche wolltest du errichten, eine Kirche, die nicht auf einen römischen Oberhirten hört. Das Ziel entschwindet in nebelgraue Fernen, so du dem Reiche den stärksten Schwertarm nimmst.“

„Du hast anscheinend vergessen, daß ich den mächtigen Besitz der Großgräfin Mathilde den Klauen des Papstes entrissen habe“, wendet der Kaiser ermattet ein.

„Dein Verdienst. Mir braucht niemand zu sagen, von welcher Bedeutung diese Aneignung gewesen ist. Die dem Papst bereits geschenkten Güter hätten ihn zu einem mächtigen weltlichen Fürsten gemacht. Aber Toscana ist weit vom Reich. Es liegt am Rande. Die ständige Bedrohung dieses Gebiets durch die Langobarden macht den Wert des neuen kaiserlichen Besitzes recht fragwürdig. Im deutschen Raum liegt deine Kraft, die du in Italien nur nutzlos vertust“, sagt Christian von Buch mit Nachdruck.

Sat sich der Kanzler zu weit vorgewagt? Haben Christian und sein Vorgänger Keinald von Dassel dem Kaiser nicht schon oftmals ähnliche Wahrheiten ins Gesicht geschleudert?

Friedrichs Augen blitzen. Unmut umwölkt die hohe Stirne. „Ich bin niemals aus Vergnügen nach Italien gezogen, und die vor mir den Weg über die Alpen gefunden haben, waren auch keine leichtsinnigen Abenteurer. Kaiser Heinrich, der gewaltigste Mann, der jemals auf dem deutschen Kaiserthron saß, hat sein Leben diesem Kampf geopfert.“ Messerscharf kommen die Worte aus dem Munde des Kaisers. Ruhiger fährt er fort: „Das deutsche Kaisertum muß den deutschen Menschen von den römischen Fesseln erlösen; der deutsche Kaiser muß herrschen über den Papst!“

„Der deutsche Raum trägt den Kaiser“, fällt der Kanzler ein.

„Ohne Italien fehlt uns das Licht“, troht Friedrich.

„Wir haben es noch nicht versucht, im eigenen Raum zu leben. Der Osten und der Norden rufen uns. Bleiben wir auf

den Wegen Heinrichs. Im Osten bauen wir Städte und Burgen, in denen deutsche Ritter stehen, in denen keine römischen Schlangen nisten. Ist in Italien unsere Macht nicht täglich in Frage gestellt? Versperren uns die Langobarden nicht die Alpenpässe, wann es ihnen paßt?" Gar oft hat der Kanzler dem Kaiser diese Wahrheiten schon gesagt.

„Gerade weil uns die Langobarden bekriegen und weil sie sich mit dem Papst gegen mich verbünden, muß ich nach Italien. Mich locken keine Abenteuer und mich blendet nicht die südliche Sonne. Aber wenn uns die Langobarden die Handelsstraßen sperren, muß ich das Schwert ziehen.“

„Meinetwegen“, fällt Christian dem Kaiser ins Wort. „Du magst recht haben. Aber gerade weil wir nach Italien ziehen müssen, dürfen im Rücken nur verlässliche Vasallen sitzen. Je weniger es sind, desto besser ist's.“

Es klopft. Polternd tritt der Wittelsbacher herein. Der Wein sitzt ihm in den Knien. Erleichtert atmet Friedrich auf.

„Wir haben nicht das Los geworfen über die Lande des Löwen, wenngleich ich gerne mehr verteilt hätte, als eigentlich vorhanden ist“, empfängt Friedrich den treuen Waffengeführten.

Christian von Buch will dazwischenschlagen. Aber ein flammender Blick des Kaisers verschließt ihm den Mund.

„Ich will deine Treue mit dem Herzogtum Bayern belohnen“, fährt schnell der Kaiser fort.

Vor Freude sinkt der Wittelsbacher auf die Knie. Seine Dankesworte sind nicht vernehmlich. Friedrich zieht den treuen Mann zu sich herauf. „Du brauchst vor mir nicht zu knien. Ich bin kein Gott. Zwar hab' ich als Kaiser schon vor einem deutschen Herzog gekniet ...“

Aus dem dunkeln Hof dringt wieder das Rasseln der Ketten. Die Gefangenen mahnen.

Der Kanzler und der Wittelsbacher ziehen sich zurück, mit düsteren Sorgen im Herzen der eine, mit freudiger Zuversicht der andere.

Friedrich will seinen Vetter sehen. Seit dem Tag der Gefangennahme kam er ihm nicht mehr unter die Augen. Man

soll ihm die Ketten abnehmen und ihn heraufbringen, befehlt der Kaiser.

Und vor Friedrich steht der Löwe. In erhabener Größe und Güte der Kaiser, in königlicher Haltung Heinrich. Wie ganz anders ist es heute als an dem kalten Wintertag in Partenkirchen, da der Kaiser vor dem stolzen Herzog auf den Knien um Hilfe flehte.

„Deinem Arm bin ich verfallen. Richte mich, aber quäl' mich nicht!“ Düster blickt der Löwe über den Kaiser hin. Entschlossene Festigkeit spricht aus seinen eisernen Zügen.

Der Kaiser schweigt. Was nützt es, wenn er dem Löwen das übervolle Schuldbuch aufschlägt? Was nützt es, wenn er ihm Kapitel für Kapitel vorhält? Mögen des Löwen Verdienste auch noch so hoch sein, hat er auch ein starkes Bollwerk gegen die slawische Flut errichtet, hat er auch das deutsche Blut in den Osten gelenkt — er hat das ewige Kaisertum verraten.

„Du schweigst“, murret der Herzog zu dem einstigen kaiserlichen Freund.

Friedrich hört das heimliche Goffen in der Stimme Heinrichs. Aber über dem Kaiser steht das Kaisertum, über dem Kaiser steht das Reich. Vor der kaiserlichen Idee zerfließt menschliches Schicksal.

„Das Urteil ist gesprochen.“ Aus trockener Kehle würgt Friedrich die harten Worte.

„Ich höre“, spricht der Löwe fest. „Der Schimpf war groß genug, als du mich in Ketten legen ließest. Särter kann die Strafe auch nicht sein.“

„Auf Hochverrat steht der Tod“, fällt dem Löwen jetzt der Kaiser kalt ins Wort.

„Der Tod ist nichts. Er kann Anfang oder Ende sein.“ Nur mühsam kann Heinrich seine Erregung verbergen. „Über das Grab hinaus wächst mein Werk in die Ewigkeit.“

„So denkt ein eigensüchtiger Schwärmer“, fällt ihn der Kaiser grollend an, froh, daß er nun mit der Gewalt seiner Stimme sein pochendes Gewissen überschreien kann. „Du denkst an dein Werk und nicht an das Reich; du hast zusammengerafft, was überhaupt greifbar gewesen ist, für

dich, für dein Haus, für dein Herzogtum. Du gingst über Leichen, ich aber ließ dich räubern. Nur um dein Haus zu festigen, zogst du nach Osten. Du wähtest dich stark genug, dem Kaiser die Gefolgschaft aufzukündigen. Immer dachtest du nur an dich, niemals an das Reich.“

„Solange ich mein Herzogtum baute, arbeitete ich für das Reich“, hält der Löwe der Anklage des Kaisers entgegen. „Aber wir drehen uns im Kreise. In Partenkirchen ...“

„Erinner' mich nicht an den Tag, an dem ich vor dir gekniet bin“, schreit Friedrich. Der Zorn läßt seine Adern schwellen. „Wie einst Kaiser Heinrich vor dem Krummstab sich beugen mußte, so muß' ich vor meinem Vasallen betteln.“

„So knie ich heut' vor dir.“ Der stolze Löwe beugt das Knie vor seinem Freund und hält den Nacken gesenkt, als ob er den Todesstreich empfangen wollte.

„Zu spät erkennst du die Gewalt des Kaisertums an“, spricht Friedrich versöhnlicher. „Zu spät. Das Urteil ist gesprochen.“

„Der Tod ist hart“, murmelt Heinrich.

„Nicht zu hart für einen treulosen Vasallen.“ Der Kaiser zügelt seine Gefühle, um jetzt nicht weich zu werden.

„So lasse wenigstens meine Gefolgsmänner frei. Sie haben weiter nichts verbrochen, als daß sie mir die Treue gehalten haben.“ Ergebungsvoll blickt der Löwe zum Kaiser empor.

„Schwören sie Urfehde, steht das Tor ihnen offen“, bekennt Friedrich nach kurzem Zögern.

Leise öffnet sich die Türe. Das rufende Licht geistert in der Zugluft. An die hölzernen Läden klatscht der Regen. Die Kaiserin Beatrice, die dem Löwen schon so oft eine großmütige Fürsprecherin gewesen ist, tritt mit ihrem Gefolge in das Zimmer. Einen Augenblick bleibt sie vor Heinrich stehen, läßt schmerzvoll ihre Augen auf der königlichen Gestalt des Löwen ruhen, wendet sich dann langsam und geht wieder aus dem Gemach. Der schwache Funken der Hoffnung auf Gnade, der in des Löwen Brust ausleuchtete, erlischt wieder. Auch sie verurteilt mich, denkt er bitter.

„Du gehst in die Verbannung“, sagt nach einer bangen

Pause der Kaiser dumpf. „Zu deinem Schwiegervater Heinrich Plantagenet.“

Der Löwe versteht nicht. In die Verbannung soll er gehen? Zu dem stolzen Plantagenet? „Und mein Werk?“ fragt er den Kaiser.

„Braunschweig magst du behalten, wenn du nach zwei Jahren heimkehrst. Wärest du nicht Heinrich der Löwe, dein Haupt wäre lange unter dem rächenden Schwert der Gerechtigkeit gefallen. Indem ich so glimpflich mit dir verfare, ehre ich dein Werk.“

„Und meine Länder?“ fragt tonlos der Löwe wieder.

Der Kaiser will sich mit Heinrich nicht auf die gleiche Auseinandersetzung einlassen, wie er sie mit seinem Rat Christian von Buch gehabt hat. Er ruft nach den Wachen. „In der Nacht noch verläßt du die Stadt. Zu deiner Begleitung kannst du dir mitnehmen, wen du willst. Deine Gefolgsmänner sind frei.“

„So laß meinen Erben meine Schuld nicht entgelten“, wagt der Löwe nochmals einzuwenden. „Du brichst mit dem überkommenen Reichsrecht.“

„Des Kaisers Wille ist Gesetz“, sagt der Kaiser scharf und wendet sich ab von dem Manne, dem er einst vertraute wie sich selbst. Die Wachen kommen und führen den Löwen hinaus.

„Des Kaisers Wille ist Gesetz.“ Die schweren Worte hallen im Raume nach. Allein ist Friedrich mit seiner Kaiserlast. Die schwere Hand greift nach dem Federkiel, und während von des Löwen Gliedern die Ketten fallen, schreibt er sein Vermächtnis: „Zwei Feinde hat das deutsche Kaisertum, den Papst und die Eigensucht der deutschen Vasallen. Kraftvoll kann das Kaisertum nach außen nur sein, wenn es die Kirche und die Vasallen an die Kette legt. Nicht nach Glück, nach Größe hat der Herrscher zu streben ... Es ist ein gedanken- und verständnisloses Geschwätz, wenn gesagt wird, der deutsche Lebensraum trage die deutsche Kaiseridee. Später einmal. In dem Augenblick aber, in dem heute ein deutscher Herrscher nicht mehr die Kraft hat, die Alpen und Italien unter seine Macht zu zwingen, wird das Reich Jahrhunderte

lang ohnmächtig sein. Im Chaos fischen die Fürsten und aus dem Chaos kann sich kein Reich formen. Seit sich in Italien politische Kräfte konsolidieren, wünschen die Päpste diesen für die Kaiseridee verderblichen Ablauf der Geschehnisse. Diese Erkenntnis verpflichtet zum Handeln . . .“

Über die Giebel Erfurts dämmert fahl der Morgen, als der Kaiser müde sich erhebt.

Ist auch grau die Zukunft, grau wie der Novembermorgen: des Kaisers Wille ist Gesetz.

Zwölftes Kapitel

Wo der Neid frist . . .

Durch den Verlust von Aikon im Jahre 1291 mußte das katholische Christentum seine Offensive im Süden gegen den Orient abbrechen. Die verschiedenen Kreuzzüge waren ja der verhängnisvollste Aderlaß für unser Volk. Nach dem letzten Fehlschlag fiel dem Deutschritterorden die Aufgabe zu, die römische Papstidee im Norden gegen das Morgenland vorzutragen. In harten, blutigen Kämpfen wurde das Pruzzenland unterworfen. Von den Ufern der Ostsee verschwand das griechische Doppelkreuz.

Dort im Osten trieb dann das Mutterland im Ordensstaat die ungeheure Kraft der mittelalterlichen Kultur ans Licht. Zwei Jahrhunderte schufen einen sichtbaren Ausdruck ihrer weltbeherrschenden Gewalt. Dome, Kirchen, Paläste und Burgen erstanden; aber nicht in der himmelstürmenden Kraft der rheinischen Dome, nicht als freies Spiel des schaffenden Blutes treten uns die Bauten des Ostlandes entgegen. Sie sind in nordischen Nebel getaucht; sie sind rauh, wie der Wind der russischen Ebene.

Derjelbe Orden nun, der gegen die „Heiden“ ausgesandt wurde, unterliegt zwei Jahrhunderte später nicht nur den vereinigten Polen und Litauern allein, sondern auch den Völkern des nahen Orients. Er wurde von Rom geopfert, als Jagiello, der litauische Großfürst, die schöne Hedwig von Polen heimführte und so den polnischen Thron bestieg. Polen, vereint mit Litauen, war das Bollwerk der römisch-katholischen Christenheit gegen Byzanz. Die schwarzenweißen Ritter sind überflüssig geworden.

Im Jahre 1410 wurde die blutige Schlacht bei Tannenberg geschlagen. Heinrich von Plauen sammelte das zage Häuflein und schürte mit Kraft die

Flamme des Widerstandes, daß sie zu mächtiger Lohe emporstieg. Aber kleinliche Weider nahmen dem Feuer die Luft. Im Norden sank die Blüte der Ritterschaft hin, und in Ohnmacht lag das Reich.

Um die Gralsburg der schwarz-weißen Ritter tobt der Kampf. Feuerblutige Lohe schlägt zum Himmel. Beißender Qualm schleicht näher und näher. Weit nach Osten überlagert er Wälder und Ebenen.

Der Ritter Blut fraß die Erde. Bei Tannenberg lagen die Scharen erschlagen, des Hochmeisters Leichnam ward von wilden Gorden geschändet. Mit zagendem Mut flüchten kampfmüde Streiter durchs Land. Nacht muß ihre weißen Mäntel überschatten. Doch die grausige Kunde von der verlorenen Schlacht ist schneller als die gehezten Pferde der Ritter. Verängstigtes Volk aus Dörfern und Städten zieht mit notdürftiger Habe zur festen Burg an der Vogat.

Wer rettet die Burg? Wer hemmt den frevelnden Schritt des Feindes? Wer hat Mut, Mut und Kraft, das verhängnisvolle Schicksal zu fassen?

Auf dem hohen Wehrturm, der über den Wassern der Vogat sich erhebt, steht der Komtur von Schwetz. Er war nicht dabei, als das Ritterheer im Kampfe erlag. Noch kennt er nicht den vollen Umfang der Niederlage, obwohl schon einige Tage verstrichen sind. Nur Gerüchte, ängstlich entmutigende Nachrichten, erreichten bis heute sein Ohr. Der Hochmeister gefallen, gefallen im Kampf mit den Heiden. Mit den Heiden? — So will es des Ordens Regel.

Wenige Brüder fürten ihn zum Statthalter; erst vor einigen Stunden. Jetzt, wo die Sonne erloschen, wo die gemarterte Erde sich bäumt, wo verheerend das Unheil sich naht, jetzt klammern sie sich an ihn.

Gut, dann beugt ihr euch meinen Befehlen! Notzeit kennt keine Lauheit. Was starre Ordensregel nicht vermag, das kann der richtig erfaßte Augenblick nützen! Und sie beugten in Furcht die steifen Nacken.

Marienburg brennt. Auf seinen Befehl. Stählerner Fleiß,

das Erbe fleißiger Kolonistengeschlechter, sinkt flammend im Augenblick hin. Wortlos räumten die Bürger ihre Häuser. Ängstlich schleppten sie kleinlichen Hausrath und wertvolle Schätze in den festen Vorhof der Burg.

Müde tragt ein Fähnlein Versprengter über die Nogatbrücke. Die schwarz-weiße Fahne ist rot von Blut. Roter Feuerschein überzieht die, die über dem Haupte des Komturs im Glutwind sich strafft. Schwarz-weiß-rot. Die Farben reihen sich in schicksalhaft ehernem Gesetz.

In den Kapitelsaal des Hochmeisterschlosses fällt der Blick des Komturs. Ratlos, die letzten Ereignisse besprechend, stehen die Brüder zusammen. Die Gestalt des Komturs wächst. Seine Augen blitzen funkelnd in die Weite. Und was dunkel die rauchgeschwängerte Nacht verhängt, mißt kalt sein Verstand. Jagiello, einst litauischer Großfürst, der durch List die polnische Krone ergaunert hat, führt die weite Welt des Ostens gegen den Orden. Und weil dieser König weiß, daß Deutsche nur durch Deutsche zu besiegen sind, ließ er weit drinnen im Reiche seine Werbetrömmel rühren. Und viele Ritter eilten zu des Polenkönigs Fahne.

Aus der Tiefe dringt das Sämmern und Klopfen der Zimmerer und Maurer. Erdreich wird aufgewühlt. Bollwerke werden geschichtet. Die verrosteten Stücke und Bliden auf die Bastionen gebracht. Pulver und Pech wird beigeschafft. Nicht kampfflos soll die Marienburg den Feinden überlassen werden.

Vom Turmgang herauf tönt schwerer Schritt. Keuchend, zerschunden und zerfetzt, schiebt sich eine Keckengestalt durch die schmale Öffnung. Ritter von Restwitz, einer der tapfersten, war bei Tannenberg dabei. Verglast starren des Ritters Augen in das nächtliche Schauspiel, auf die brennende Stadt.

„Wahnsinn, verblendeter Wahnsinn, Plauen! Du rettetest die Burg nicht mehr. Flutgleich wogen des Feindes Scharen von Osten. Willst du in störrischem Eigensinn noch den letzten Rest des Ordens morden?“

Plauen blickt in die glühende Nacht. „Hast du Mut, Bruder, hast du Vertrauen?“

„Ich kämpfe und ich kann sterben.“

„Es genügt, wenn du sterben kannst. Doch werden es alle Brüder können?“

„Wenn sie müssen.“

„Sie müssen!“

Wie kaltscharfer Schwertstahl ist dieses Wort. Der Ritter wird mit sich selbst uneins. Die Brüder schickten ihn herauf, um den Statthalter zu bewegen, er solle die Burg räumen, sich weit ins Reich zurückziehen, neue Kräfte sammeln, um dann wieder gegen die Polen zu ziehen.

„Soll ich Jagiello die Schlüssel zur Burg überbringen?“ Drohend, zwingend klingt Plauens Stimme. Seine Worte hallen nach und brechen sich an den Wällen und am alten Gemäuer. „Die Tartaren hätten die Stadt mit Freuden angezündet und wir hätten uns die wahrhaft saure Arbeit sparen können.“

Verlegen räuspert sich der Ritter. Dieser Mann hat den Teufel im Leib.

Plauen geht und läßt den Bittsteller stehen.

„Plauen, wir kämpfen, wir wollen . . .“

Der Komtur kommt zurück. Er preßt ihm die Hand mit eisernem Griff.

„Wollen? — Nur unser Wollen rettet das Land!“

Heinrich von Plauen geht schweren Schrittes durch die Gänge des Hochmeisterschlosses. Da und dort kurz seine Befehle erteilend. Im Zimmer des alten Hochmeisters läßt er sich erschöpft in den Sessel fallen. Er nimmt das schwere Schwert aus dem Gehäng und legt es auf den Tisch, den Helm dazu. Nun könnt' er Hochmeister sein, wie die, die vor ihm auf diesem Stuhle saßen, die mit starker Hand die Schwertbrüderschaft zusammenhielten, die die deutsche Ordensfahne mit dem Zollernadler in die sumpfigen und dunklen Wälder Litauens trugen, die aus dem Boden Städte und Dörfer stampften.

Aber die Stunde atmet keine geruhsame Beschaulichkeit und läßt für eine gefällige Selbstbetrachtung keinen Raum. Aus dem Osten fluten plündernd und brennend die Horden des Feindes. — Wo ist nur der Gesandte des Königs Sig-

mund geblieben? Seit Stunden weilt Graf Marquardt in der Burg und wünscht den Statthalter zu sprechen.

Plauen schlägt die Glocke. Sie klingt heute seltsam schrill. Der Bruder Roland fragt nach des Gebieters Begehrt. Graf Marquardt soll gerufen werden. Bruder Roland gibt dem Ritter Tünnen die Türe in die Hand. In lauten Anklagen überschlägt sich Tünnens Stimme: „Die Zucht ist abhanden gekommen, mit einem zuchtlosen Laufen läßt sich der Feind nicht bestehen.“

Plauens Gestalt wächst in dem Sessel. „Wer kämpfend uns stärken kann, ist mir recht.“

„Sie brechen schamlos die Gelübde des Ordens“, begehrt Tünnen weiter auf. „Die Brüder holen sich Dirnen auf ihr Lager und schlafen bei ihnen. Ein solcher Frevel muß geahndet werden.“

„Was soll ich tun?“ fragt Plauen in geheucheltem Erstaunen.

„Die schamlosen Gesellen bestrafen“, bricht es in heftiger Entrüstung aus Tünnen.

„Vor der Schlacht oder erst nachher?“ fragt Plauen in ruhiger Gelassenheit.

„Des Ordens Regel ...“

Weiter kommt Tünnen nicht. „Des Ordens Regel ist ein nutzloser Popanz“, grollt es aus dem Komtur von Schwyz. „Wer fragt im Angesicht des Feindes nach den starren und ausgetrockneten Formen der alten Schwertbrüderschaft? Wer mag in dieser Stunde von Strafe reden? Mir ist jeder Mann recht, der sein Schwert zu schwingen versteht. Nach der Brüder Tapferkeit frage ich in dieser Stunde und sonst nach nichts.“

„Plauen, du rüttelst an den Fundamenten des Ordens“, meint wie aus den Wolken gefallen der Ritter von Tünnen.

„Die Fundamente, von denen du sprichst, hat die Zeit zerstört. Öffnen wir doch das Visier und betrachten uns mit offenem Gesicht die Welt.“ Plauen zögert. Darf er dem Ritter seine bittere Erkenntnis mitteilen? „Nein, Tünnen, die Zeit der asketischen Schwertbrüderschaft ist vorbei. So schmerzlich diese Wahrheit auch für uns klingen mag. Würden sich schon früher die Ritter Dirnen aufs Lager geholt

haben, so hätten sie sich vermählt mit dem Blute dieser Landschaft, hätten sie Weib, Haus und Hof erworben und Kinder dazu, Tünnen, dann wäre uns der Tag von Tannenberg erspart geblieben. Wir lebten auf dem Mond und nicht auf der Erde, wir haben übersehen, wie sich das Gesicht der Welt verändert hat. Und seit sich Litauen mit Polen vereinigte, seit sich Jagiello taufen ließ, ist es aus mit den Kreuzzügen gegen die Heiden. Von diesem Augenblick an hörte auch der Nachschub aus dem Reiche auf. Wollen wir das Land halten, das wir besitzen, dann müssen wir uns mit dem Boden verbinden. So lautet die neue Grundregel des Ordens in dieser Stunde.“

Der Ritter von Tünnen starrt fassungslos den Komtur von Schwetz an, der jetzt auf dem Stuhle des Hochmeisters sitzt. „So willst du also den Orden vernichten ...“

„Ich will die Ritter und das gute Blut des Ordens retten.“ Plauen spricht väterlich warm. Er erzählt von seiner Heimat im Reiche; er erzählt, wie er einst durch die deutschen Gaue geritten ist. Er weint um das Reich, das sich auflöst in kleine Staaten und Ländchen. Auf jeder Burg sitzt ein Souverän. Und der Burgen gibt es viele. Im Kyffhäuserberg schläft der Staufer und träumt den Traum seiner ewigen Kaiserherrlichkeit. Er träumt — und das Volk wartet auf den Mann mit der starken Hand. Aber will einmal einer aufstehen, sogleich fallen ihn die Fürsten und Bischöfe an. Es ist niemand da, der befiehlt, es ist niemand da, der gehorcht. Und zudem quirlen in dem deutschen Brei noch die Städtebünde herum. Jeder will sich seine eigene Suppe kochen. „Ist es da noch zu verantworten, daß des Reiches stärkste Schwertbrüderschaft in blutleerer Askese dahinsiecht?“ beschließt Plauen sein Gespräch.

Der Ritter von Tünnen ist ganz still geworden. Er wagt kein Wort des Widerspruchs mehr. Wie lächerlich dünkt ihm jetzt seine Anklage.

„Wenn wir den Glauben an uns selbst nicht verlieren, werden wir den Kampf bestehen“, sagt Plauen fest.

„Wir werden kämpfen“, erwidert Tünnen, erhebt sich und verläßt den Hochmeister.

Immer stärker schwillt aus dem Hof das Geschrei der Flüchtlinge. Plauen blickt hinab auf das Gewühl und ihm schaudert, wenn er überdenkt, wie er mit einem solchen Ballast eine längere Belagerung aushalten soll. „Doch nur ruhig Blut und klaren Kopf!“ sagt er zu sich selbst und wendet sich dem Abgesandten des Königs Sigmund zu, der mit Bruder Roland den Saal betritt.

„Gott zum Grusse, Ritter von Plauen. Der König bietet euch eine Waffengemeinschaft an. Zieht der Orden sich zurück ins Reich, kann er neu sich sammeln und das Land wieder erobern“, beginnt gar überschnell Graf Marquardt, der Botschafter des Königs.

„Waffengemeinschaft, mit wem?“ fragt kühl der Komtur von Schwyz.

„Mit dem deutschen König Sigmund“, antwortet Marquardt.

„So der König über irgendwelche Waffen verfügen würde, schlage ich selbstverständlich ein solches Angebot nicht aus“, bemerkt mit kaum verhohlener Ironie der Statthalter von Marienburg. „Aber ich fürchte, daß zur Zeit der Orden, auch wenn die Mehrzahl der Ritter bei Tannenberg erschlagen liegt, immer noch die stärkste Macht im Reiche darstellt.“

„Ihr vergeßt die Not . . .“

„Nein, ich denke an die Not“, fällt der Graf Plauen dazwischen. „Entweder uns schweift die Not zu einer unlösbaren Schicksalsgemeinschaft zusammen und wir halten das Land, oder wir gehen unter und das Land ist verloren. Was will ein ohnmächtiger deutscher König an unserem Schicksal ändern?“

„So schlagt ihr die dargereichte Freundeshand aus?“ verwundert sich der Gesandte.

„Versteht mich recht, Graf. Die Hilfe weise ich nicht zurück. Aber heimziehen ins Reich können wir Ritter nicht. Glaub's recht wohl, der Kaiser könnt' uns brauchen. Doch sollen wir in Deutschland gegen Deutsche kämpfen? Sollen wir einen wankenden Königsthron stützen? Zu dieser Arbeit sind wir nicht da. Wir haben im Osten eine Aufgabe. Das haben die deutschen Könige vergessen. Wir gehören

nicht zu den fürstlichen Vasallen, die nur ihre eigenen Scheunen füllen, die König und Reich verraten, nur um ihre eigene kleine Macht steigern zu können. Als das welsche Schlangengezücht den letzten Staufer sproß Konradin in Neapel mordete, als der deutsche Arm nicht mehr über die Alpen reichte, da krochen sie hervor aus ihren Burgen und aus ihren Schlössern und räuberten und plünderten und schändeten das Reich. Inzwischen brannten wir im Osten dahin. Um den Heiligen Stuhl in Rom reißen sich drei Päpste. Jeder behauptet, der Stellvertreter Christi zu sein und jeder macht auf seine eigene Faust Politik. Als Litauen römisch wurde, da wurde der Orden geopfert. Jetzt führen Jagiello und Witowd die Tartaren gegen das deutsche Land."

„Wer so weit absitzt vom Reich, kann nicht klar sehen“, wendet der Graf ein.

„Gerade weil wir nicht unter dem Mahlstein der Kleinlichen und erbärmlichen dynastischen Streitigkeiten liegen, sehen wir klar. Säße ein Staufer auf dem deutschen Königsthron, wir wollten ihm gerne gehorchen. Einem ohnmächtigen König aber können wir nimmermehr unseren Schwertarm leihen. Wir sterben — oder wir halten das Land. Nicht für uns und nicht für den König — wir halten das Land für das Reich.“

„Ist das euer letztes Wort?“ fragte der Graf.

„Ich war doch deutlich“, sagt Plauen. Der königliche Abgesandte verabschiedet sich und geht.

*

„Bevor die Sonne niedergeht, sind sie hier!“ Ein Bruder ruft's und springt vom schaumbedeckten Pferd. „Führt mich zum Statthalter!“

Fressend schwirrt das Gerücht durch die weite Burg, in die Gräben und über die Wälle. „Sie kommen! Wir sind verloren!“

Die Geldengestalt des Statthalters, die der Brüder zage Herzen in den letzten Tagen wieder erstarken ließ, verbleicht ob dieser Meldung. Die alten Sorgen, die alten bangen Zweifel werden wieder laut. Plauen kommt. Furchtsam

ducken sich die Brüder unter seinen durchdringenden Blicken. Er kennt sie.

„Noch steht die Brücke. Frei ist der Weg ins Reich!“

Scheu sehen sich die Ritter um im Kreise.

„In einer Stunde wird die Brücke verbrannt. Wer nicht sterben will, der gehe ...“

— „Wer nicht sterben will, der gehe ...“ hallt es vom Gemäuer wider.

*

Auf dem Vorwerk steht Plauen wie ein Leuchtfeuer im Sturmwind der Zeit. Einst ritt mächtig die Gewalt über die Straßen, jetzt glotzt aus allen Löchern, aus allen Fenstern, aus allen Breschen die Feigheit. Erfaltet und lebensarm ist der Ritter Blut. Müde glühen die Verzückungen asketischer Seelen dahin.

Handwerksmeister kommen und empfangen Befehle. Der ratlose Zeugmeister hält sich an den besonnenen Kopf. Nach allen Seiten dringt Plauens zum Gehorsam zwingendes Wort. Als die letzten Strahlen der Abendsonne brennend die Türme der Marienburg treffen, als zischend die lodernen Balken der Nogatbrücke in den Wassern versinken, da streifen, in wilden Rudeln, die Tartaren vor den Wällen. Brüllend vor Wut stürmen sie den glühenden Aschenhaufen der Stadt, und als sie nichts finden, was ihrem Verlangen entspricht, jagen sie auf das halbfertige, schwachbesetzte Vorwerk.

Pfeile schwirren, Brandfackeln züngeln, Geschrei erfüllt die Luft. Gar klein ist das Häuflein der Verteidiger. Ihre Reihen wanken. Plauen reißt einem sinkenden Ordensbruder die Fahne aus der Hand. Hoch in den Abendhimmel schwingt er das schwarz-weiße Banner. „Brüder, wir sterben für Preußen!“ — — —

„Für Preußen!“

An seiner Seite sicht der Bruder von Kestwitz. „Rache für Tannenberg!“ brüllt er in einem fort gegen den Feind. Warmes, rotes Tartarenblut spritzt ihm ins Gesicht. Weiter — weiter — und die Ordensritter mähen eine blutige Saat.

Nacht wird's, und die Tartaren fluten geschlagen in Haufen zurück, ihre Toten zurücklassend. Plauen steckt die Preußenfahne auf den Wall und geht zu neuer Arbeit.

*

Tod, Hölle und Teufel zum Trotz, mit eisernem Willen hält Plauen die feste. Kein Feind darf schänden der schwarzweißen Ritter strahlendes Heiligtum. Tag und Nacht, fieberhaft arbeitet er. Er gönnt sich weder Schlaf noch Ruhe. Überall, wo man ihn nicht erwartet, erscheint er, die Schwachen wieder notdürftig aufrichtend, die Lässigen auf die zerfetzten Bastionen treibend. Und murren sie auch, schelten sie heimlich, und fügen sie sich jetzt nur noch widerwillig seinen Befehlen, er führt das Schicksal auf die Schwertschärfe der letzten Entscheidung.

Der Löwe von Marienburg wurde er von den Seinen geheißt, und die sich nicht fügten, bekamen seine mächtige Pranke ebenso zu spüren wie seine Feinde. Der Löwe von Marienburg wurde er genannt, weil er mit hundert Sünden das ihm anvertraute Erbe hielt, weil er mit hundert Augen und Ohren der anderen Dasein bewachte und über aller Taten das Richtmaß gemeinsamer Erfolge stellte. Obwohl bei den Rittern das Feuer der Freiheit verglimmte, er schürte immer von neuem die zündende Lohe.

Doch nur den Mutigen hilft Gott. Feiglinge läßt er mit Recht verderben. Im polnischen Lager brach die Seuche aus und Menschen und Pferde wurden langsam von ihr zerfressen. Jagiellos Haufen schwanden dahin wie der Schnee in der Sonne. Von Norden nahte der Großmeister von Livland mit eisernen Rittern. Eines Morgens war das feste Lager der Feinde verschwunden. Still wurde es in der Nacht geräumt.

*

Um den fahlen hohen Turm der Brandenburg jagen die nordischen Winde, brauen weiß und schwer die Nebel. Und die fliehenden Wolken am Himmel vermählen sich mit der gepeitschten See.

Im Moorgrund hinter dem windgeschützten Gass scharren ungeduldig die Pferde. An schlafenden Wachen vorbei schleichen ver mummt Ritter von Kestwitz und Bruder Roland. Hinter dem dornigen Gesträuch treffen sie auf des hohen Turmes mächtige Quadern. Sie kommen zur Türe und müßsen verschrauben.

„Wir reiten mit dem Wind auf unseren frischen Pferden. Das Wetter ist günstig und bis der Morgen graut, sind wir weit“, meint Bruder Roland, sich gegen die Eichentür stemmend.

„Wenn er mitkommt“, knurrt Kestwitz zweifelnd in seinen Bart.

Über eine enge Treppe, durch einen modrigen Gang, kommen die nächtlichen Wanderer in ein geräumiges, spärlich erleuchtetes Gemach. Das rauchende Licht, das auf einem einfachen, klobigen Tisch steht, wirft gespenstisch seinen Strahl auf die fahlen Mauerwände. Auf einer Holzpritsche, von vorspringenden Quadern beinahe verdeckt, sitzt — der Löwe von Marienburg.

„Plauen, du bist frei!“ Kestwitz ruft's und eilt auf den alten Hochmeister zu. „Die Pferde warten, beeile dich zu folgen!“

Plauen winkt mit der Hand. „Ihr kommt, um mich zu entführen? Dank's euch der Himmel. Doch bin ich frei, wenn ich diesen Kerker verlasse, wenn flüchtig mein Fuß über die Erde streift?“

„Du wirst frei sein. Ich selbst werde dich heimführen ins Reich. Gesippen habe ich dort und Freunde. Die werden für dich kämpfen und werden dir die Treue halten. Wir wissen es lange, daß du die Freiheit des Landes bewahrtest, wir wissen es alle, daß du nur für die Freiheit kämpftest. Nimm't dich wunder, wenn neidige Brüder dich mit dem Dreck der Verleumdung bespritzten und sich mit den Widersachern des Ordens verschworen, um dich zu stürzen?“

Plauen atmet tief. „Verraten, vom eigenen Blut verraten. In Burgen, auf Schlössern, in den Städten ward das Gold und der Reichtum gehäuft. Daraus wuchs das Kraut der Zwietracht und aus diesem der Neid. Jetzt hat das Gold

die Sinne und Sprache der Menschen verwirrt. Mir träumte einst, nach meinen Gedanken das Weltbild zu kneten, als ich die Preußenfahne auf die Wälle der Marienburg steckte.“ Plauens Züge werden hart. „Der erkaufte Frieden war schwer. Doch nur solange hätte der Orden den Tribut bezahlt, bis die deutschen Ritter mit dem Boden und dem Volk verbunden gewesen wären. Bis der Tag gekommen, wo in jeder für die Freiheit betenden Hand ein Schwert wäre gewachsen. Aber die Zeit war innerlich krank und faul, und mit ihr der Orden. Wollt ich ihn retten, mußst ich hart sein!“

„Da kamen die Neider, der Feigheit ärmliche Brut, flagten dich des Verrates an, du wollest die Schwertbrüderschaft zerhauen, sie lösen von Rom und frei als König regieren. Alles wissen wir, aber zu lange schon stehen wir hier in diesem Gemäuer und unterhalten uns unnütz von vergangenen Dingen. Nimm diesen Mantel und folge!“

Plauen tut, als hätte er die Worte des Ritters überhört. „Als ich ging, da war der Haß und der Neid nicht gestorben. Sie reiten auch heute noch auf allen Straßen von der Ostsee bis nach Rom. Bauern und Ritter ...“

„Nur deine Tat war hell wie der Tag“, wirft Restwitz ein. Den schwarzen Mantel wirft er ihm über und zerrt ihn von seinem Lager.

„Den Himmel seh' ich lieber als die Gasse, und ich hasse das Niedere und Gemeine. Doch Flucht ist Feigheit. Sie wollen mich richten. Mögen sie es tun. Wenn ich einst glaubte, mit meines Herzens starkem Begehren Berge versetzen zu können — den Orden vermocht ich nicht zu retten.“

„Flieh mit uns, so rettest du ihn!“

„Laßt mich!“ Plauens Hände umkrampfen die sperrenden Gitterstäbe des kleinen Fensters. „Wäre ich frei, so könnte ich heute den Orden doch nicht mehr retten. Ich selbst würde ihn zerschlagen, weil es sein müßte. Die Zeit der asketischen Schwertbrüderschaft ist dahin. Unsere Aufgaben sind vollbracht. Aus Sumpf und Wäldern haben wir ein neues Deutschland an die Sonne gezaubert. Bauern und Handwerker aus dem Reich zogen wir ins Land. Ein Bollwerk gegen die Völker des Ostens haben wir gemauert, aber der Zußtrom

aus dem Mutterland hat lange schon aufgehört. Was noch kam, waren Abenteurer, und mit Abenteurern besiedelt man kein Land. Das herrschende Führertum waren die deutschen Ritter. Doch die Regeln des Ordens haben sich verkrampft, aus dem großzügigen Stil wurde Schablone und das, was man sonst Staatswillen nennt, wurde Eigensinn. So verloren wir das Volk, so bildeten sich die aufrührerischen Bünde, und so mußten wir den vereinigten Völkern des Ostens unterliegen. Geht, überlaßt mich meinen Richtern. Was ich wollte, war kein Verrat. Doch was ich heute will, wäre Verrat an den Gesetzen des Ordens. Geht, ehe der Tag anbricht! Mein Kerkermeister soll euch nicht in dieser Zelle treffen!"

Traurig blickt Kestwitz auf Plauen. Dem alten Kämpfer Kestwitz, der in vielen Schlachten rauh und hart geworden, rinnen die Tränen über die Wangen. Bruder Roland kniet am Boden und umfaßt die Knie des Althochmeisters. Plauen zieht die Getreuen zu sich empor, drückt sie warm an seine Brust und schiebt sie leise zur Türe hinaus.

Der Sturm ist vorbei. Ruhig und glatt liegt die See. Dampfende Pferde stolpern über die Felder. Kestwitz und Roland blicken immer und immer wieder zurück nach dem graufahl im Morgenlicht stehenden Turm der Brandenburg.

„Unsere Zeit ist vorbei. Aber unsere Tage kommen wieder. Den Löwen von Marienburg haben kleinliche Neider gefällt.“

„Mag der Orden vergehen — Preußen bleibt bestehen.“

Und schneller reiten die schwarz-weißen Ritter über das preußische Land.

Dreizehntes Kapitel

Ritter gegen Tod und Teufel

Im entweihten Kemter in Marienburg saßen die Sieger beim Siegesmahl. Zerbrochen war die Macht der schwarz-weißen Ritter. Albrecht Dürer, der Meister aus Nürnberg, grub nach langem Suchen das Sinnbild der Zeit in die kupferne Platte: Trutzig gewappnet verläßt der Ritter seine umfriedete Burg, um den Kampf zu bestehen gegen alle Gewalten der Finsternis. Es ist der deutsche Geist, der antritt zu hartem Turnier; es ist die deutsche Seele, die den Panzer der Überfremdung sprengt; es ist der deutsche Mensch, der, von der Dynamik der Urkräfte getragen, inne wird, daß er als Ebenbild des Schöpfers zu den Sternen greifen darf.

Reuchlin, Erasmus und Melancthon holten sich, gleich den blonden Kolonisten der Frühzeit, den griechischen Olymp auf die Erde. Und im olympischen Glanze wurden wieder sichtbar die germanischen Wälder, wo einst die Götter das ewige „Stirb und Werde“ erfahren mußten.

Für die Freiheit der deutschen Seele traten sie alle an: Luther, Zutten, Sickingen, die Bauern und die Städter. Und ihnen voraus ritt Dürers „Ritter gegen Tod und Teufel“. In der Herzkammer Europas, in Böhmen, brannte das hussitische Feuer; die geknechteten Bauern schwuren zum Bundschuh; der Dominikaner Tegel führte den deutschen Tribut in die päpstlichen Scheuern; Johannes Gutenberg hatte die beweglichen Buchstaben erfunden und dadurch die Mönche arbeitslos gemacht; von Columbus wurde die Neue Welt entdeckt. Kaiser Karl V. trug die Last der halben Welt auf seinen Schultern; Franz I. von Frankreich griff nach der deutschen Kaiserkrone; in Selbstsucht verharrten die deutschen Fürsten. Ulrich von Zutten, im Gefolge des Ritters gegen

Tod und Teufel, träumte mit Sickingen auf der Ebernburg den Traum eines neuen Reiches. Die Häcker Roms hetzten den Fahrenden, der von Maximilian zum Ritter geschlagen und mit dem Lorbeer des Dichters gekrönt wurde, zu Tode. In den Strömen bäuerlichen Blutes spiegelten sich die flammenden Holzstöcke der „Rezer“ und „Serer“. Auf den Straßen aber sang man die Lieder des Ritters gegen Tod und Teufel. „Ich hab's gewagt mit Sinnen und trag des doch kein Reu...“

Soffen wir, daß die Burschen Wort halten, Franz. Sie denken zuviel an sich selbst.“ Ulrich von Gutten wirft ächzend seinen geplagten Körper in dem Lehnstuhl herum und blickt fragend nach dem Freund, der am Fenster steht und über die Wälle seiner stark bestückten Ebernburg ins Tal hinaus blickt. Drunten reiten die Ritter, die er hier auf der Burg versammelt hatte. Einen festen Bund hat er mit ihnen geschlossen, den weder Papst noch Kaiser trennen sollen.

Und als der Sickingen schweigt, hebt Gutten wieder an: „Auf die Ritter allein ist kein Verlaß. Sie schnappen immer nach der größten Wurst, wie die Pfeffersäcke auch. Die Bauern, die Städte und die Ritter mußt du haben! Die freien Städte sind stark.“

„In den Städten sitzen auch keine Männer, die den Römischen die Waage halten“, murmelt dumpf von der Ofenbank Martin Bucer. Er lebt von seinem Haß gegen die Mönche; nur mit Mühe ist er mit heiler Haut den Dominikanern entsprungen.

Der Priester Kaspar Aquila kommt vom andern Ende des weiten Gemachs. Ihn, wie die andern, hält der Winter auf der Ebernburg fest. Zudem ist er auf der Burg sicherer als auf der Straße. In der Gegend von Augsburg hat er für Luther geeifert. Nun haben sie ihn vertrieben. Unstet, wie die Fahrenden, irrt jetzt auch er durch die Gauen. Der Sickingen hält sein Schwert über alle Gehezten. „Mir liegen noch die Worte des päpstlichen Gesandten Meander in den Ohren, die er so freimütig auf dem Reichstag in Worms ausgesprochen hat: Gelänge es euch Deutschen, das römische Joch ab-

zuschütteln, dann würden wir so viel Unfrieden zwischen euch stiften, daß ihr euch selber auffräßet."

"Die Bestie hat uns erkannt", knurrt der dem Kloster entwichene Johann Schwebel.

"Wir sind eingeschlafen und hocken am Ofen wie alte Weiber", ruft Gutten, daß das Gemach widerhallt. „Was soll ich meinen Freunden antworten? Dem Lobanus, Crodus, Germann von dem Busche und dem Keuchlin und wie sie alle heißen? In alle Winde zerstreut, warten sie. Mich aber halten sie für einen Spruchbeutel.“

"Gemach, mein Freund! Alles zu seiner Zeit." Sickingen ist zu dem geplagten Gutten getreten und legt ihm wie beruhigend die Hand auf die fiebernde Stirne. „Es ist noch nicht Zeit. Mit Hausen kann ich nicht kriegen. Und wenn die Hausen nicht folgen können, dann ist es vorneweg nichts. Ich hab' der Feinde viele. Die Bischöfe und Pfaffen blicken mit Haß nach der Ebernburg. Tag und Nacht liegen sie dem Kaiser in den Ohren und sagen ihm, er solle das ketzerische Nest ausbrennen.“

"Als ob dann Ruhe wäre im Land", fällt Johann Schwebel dem Sickingen ins Wort. „Der Scheiterhaufen hab' ich viele gesehen auf meinem gehezten Weg. Kam selbst nur mit Not an den Holzstößen vorbei. Frauen und Kinder, Männer, Kaufleute und Bürger werden verbrannt. Es geht unheimlich zu. Und die Düsternis will aufbrechen.“

"Sie wird nicht aufbrechen, wenn wir am Ofen hocken", bockt Gutten. „Warum machen wir's nicht ebenso wie die Bettelmönche, die von Hütte zu Hütte ziehen, von Türe zu Türe und den Leuten den Kopf verdrehen?“

"Sie predigen, was kein vernünftiger Mensch fressen kann", gibt der starke Schwebel zurück. „Wunder und nochmal Wunder wollen die Menschen hören. Sie wollen nicht mehr glauben, daß es auf der Welt irdisch zugeht. Die tollsten Dinge erzählen die Mönche. Und ihre Worte sind mächtiger als deine Schriften, Gutten. Wer kann denn schon deine Schriften lesen?“

"Für die Bauern hab' ich jetzt wieder eine Schrift geschrieben. Ich mein', es könnt' nit anders sein", sagt Gutten

fast inbrünstig und leise. „Das ganze Volk muß unter einen Hut, die Geschundenen und die Fürsten, die Städter und die Bauern. Aber ich liege hier wie in einer Gruft. Nicht einmal mein Schwert kann ich noch heben.“ Und ganz zu sich selbst: „Man soll nicht ungerecht sein. Unter mancher Kutte schlägt ein deutsches Herz. Die Mönche und die Priester haben der Wissenschaft ein Heim bereitet. In den Bauten schwingt eine deutsche Seele.“ Ganz versöhnlich klingt Gutten's Stimme: „Hab' gar viele Gönner unter ihnen gehabt. Und der Luther ist aus dem gleichen Holz geschnitzt. Aber ...“

„Aber sie mögen es mit Rom nit verderben“, fährt bissig Johann Schwebel dazwischen.

„Unser Geschwätz kann uns keinen Deut nützen. Frei macht uns allein die Tat!“ Gutten ist aufgestanden und geht müde durch den Saal. Er blickt hinunter in den Hof, wo Sickingens Knechte Kriegsmaterial verstauen, und läßt dann schließlich die Freunde allein. Seit Tagen wird nun auf der Burg nur noch von den Pfaffen geschwätzt. Sie werden klein beigegeben, wenn erst einmal die andern einig geworden sind. Die mit Kienspänen erleuchtete Treppe geht Gutten hinab. Auf dem Hof verweilt er bei Franzens Knechten. Sechsendreißig Geschütze stehen hinter den Wällen. Sickingen hat gerüstet, als ob er für den Kaiser streiten wollte.

Die quälenden Gedanken treiben Gutten über den dunklen Hof. In kleinlichem, ehrgeizigem Geplänkel, in Lader und Streit wird die Kraft vertan. Kommt einer und entfacht ein Feuer, so stehen zehn wider ihn auf und löschen. In einem Panzer liegt der deutsche Mensch, gefesselt, gefangen, in einem eisenharten Panzer. Man muß das fremde Gehäuse zerschlagen, dann wird der deutsche Kern sichtbar; man muß die fremde Haut abstreifen, den Schutt wegräumen und den Gläubigen haben an das, was unter der Decke steckt.

An einem heimlichen Ausgang wird Gutten von zwei Bauern erwartet. Gutten zählt zu den Vertrauten der Bauern. Sie kennen ihn durch seine Schriften, die ihnen unter den Dorflinden vorgelesen werden. Was er von den bäuerlichen Botschaftern vernimmt, gibt ihm belebende Kraft. Die Bauern sind bereit.

Doch Sickingen will nicht. Sickingen zögert. Der Kaiser ist weit und Sickingen wartet. Er will mit den Bauern keine gemeinsame Sache machen, der Führer der deutschen Ritterschaft. Er nicht und seine Freunde auch nicht. Sie haben Angst vor dem deutschen Bauernvolk. So deucht es Suttten. Und Luther zaudert ebenfalls. Sie alle wollen keinen großen Brand. Die Fürsten denken nur an sich selbst und nie an das Reich. Käuflich ist die ganze Brut.

Söhn stürzt über die Dächer der Burg. Die Fackeln im Hofe tanzen. Irrlichtern gleich, Irrlichter der Zeit wie die Holzstöße, die jetzt überall in deutschen Landen brennen. Suttten geht wieder zurück in die Burg, schleppt sich müde die Treppe hinauf mit dem bestimmten Vorsatz, heute ein ernstes, entscheidendes Wort mit Sickingen zu sprechen.

Als er zurückkommt, sitzt Sickingen allein am Tisch. Die anderen haben sich zur Ruhe begeben.

„König Franz von Frankreich läßt dich grüßen.“ Sickingen entfaltet einen Brief, den er dem Freunde reicht. „Der Kurier mußte es eilig haben, daß er dich bei mir aufgesucht hat.“

„Ich weiß nicht, womit ich mir die Gunst des ‚Allerchristlichsten Königs von Frankreich‘ verdient haben soll“, gibt Suttten zweifelnd zurück. „Die kirchlich Gläubigen nennen mich ‚Ketzer‘, und wenn du nicht gewesen wärest, dann hätte mich wohl Albrecht von Mainz dem Papst ausgeliefert, wie es Rom verlangt hat.“

„Der französische König bietet dir vierhundert Golddukat, so du an seinen Hof kommst“, lacht der Sickingen.

„Zum Hofnarren fehlt mir der Witz. Und — einen Suttten kann man nicht kaufen. Nach Pfründen stand nie mein Sinn.“

„Du könntest sorglos deinen Leib pflegen. Du wirst wieder gesund und ein frisches Mädchen wirst du haben“, wirst Franz leicht dazwischen.

„Diesen Traum habe ich lange ausgeträumt. Vorbei ist die Zeit geruhnsamen Lebens. Die Deutschen stehen auf; sie warten auf dein Zeichen, Franz.“

„Du bist und bleibst ein Sitzkopf“, poltert der Freund aufgeregt dazwischen. Aber Suttten läßt nicht locker: „Die

Bauern haben sich gefunden. Viele tausend haben zum Bundschuh geschworen. Mit den Rittern hast du einen Bund geschlossen. Der Kaiser ist weit. Jetzt wollen wir einen deutschen Brand entfachen, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat. Reite, Franz! Die Deutschen folgen dir!"

Sickingen erhebt sich. Er wuchtet schwer durch die Stube, so, als ob die Schwere seiner Gedanken seine starke Gestalt niederdrücken würde. „Ich reite — aber nur mit den Rittern.“ Kalt krollern die Worte hin.

„Nur mit den Rittern?“ fragt Zutten traurig. Eine drückende Stille ist in dem Gemach. An den Läden rüttelt der Südwest. Der Sturm bricht des Winters Gewalt. „Du reitest gegen den von Trier? Darum die großen Vorbereitungen. Und wenn du Trier erstürmt, den Kurfürsten verjagt, seine Burgen gebrochen und sein Land verwüstet hast, was dann? Dann wird die ganze Meute über Sickingen herfallen und Sickingen, des Reiches Hoffnung, liegt am Boden. Nein, Franz, das wäre die Politik eines eigensüchtigen Fürsten, nicht aber die eines Sickingen. Denke an den französischen Feldzug, der dir auch kein Glück gebracht hat.“

Sickingen wehrt müde ab. „Du phantasierst, mein Freund. Du siehst Dinge, die gar nicht zu deinem harten Sinn passen.“

„Die Phantasten sind die Väter der großen Dinge. Von den Träumern wurde das Weltbild gezimmert, immer und zu allen Zeiten. Und ist auch oftmals das Wollen dieser Träumer größer als ihr Können — was schadet's? Nichts ist so kühn wie der freien Seele Flug. Nur in dieser Kühnheit formt sich die Welt; in diesem kühnen Schwingen wachsen die himmelstürmenden Dome; die himmlische Ewigkeit vermählt sich mit unserem Sein und in der Freiheit dieses göttlichen Odems wächst ein neues Geschlecht. Nein, die deutsche Seele läßt sich nicht auswägen, wie man Gewürz auf der Krämerwaage auswiegt. Sie hat Höhen und Tiefen und sie gleicht dem Antlitz unserer Landschaft. Aus den bunten Falten der deutschen Erde wächst sie. In einem Lande wie dem unseren sterben die Träumer nicht aus...“

In fiebernder Leidenschaft hat Zutten gesprochen. Der

Freund setzt sich wieder zu ihm und nimmt seine Hand. Sie ist heiß, wie seine Stirne. In Fieberglut verbrennt der franke Leib. „Von der Steckelburg kam Kunde“, hebt Sickingen zagend an. „Dein Vater ist gestorben.“

Gutten schweigt. Denkt er daran, daß ihm die Steckelburg schon lange keine Heimat mehr war? Die Brüder sann auf Macht und Besitz. Mit einem Gebannten mochten sie keine Gemeinschaft haben. „Hab' seit vielen Jahren nur noch eine Heimat, die Deutschland heißt“, sagt Gutten fest. „Ich rufe ins Reich, wo ich auch bin.“

„Wir reiten und du mußt fort“, bringt Sickingen mühsam hervor. „Dort mußt du leben, wo du sicher bist. Dein Leben ist mehr wert als das meine. Und wer mag es wissen, ob ich nach diesem Kriegszug meine Freunde noch schützen kann?“

Gutten starrt in das züngelnde Licht. Draußen heult der Sturm. Neues Leben wird in Wehen geboren. Er widerspricht Sickingen nicht mehr. Die Freunde trennen sich und suchen ihr Lager auf.

*

Auf der Uffenau schreibt Gutten zum letztenmal seine Beichte. Sie sind alle dahin, die Freunde, der Sickingen, der Crutus, der Hermann von dem Busche. Erasmus hat ihn verraten; Luther und Melanchthon haben sich öffentlich von ihm abgewendet. Die Fürsten, die Fürstenknechte und die Pfaffen tragen die Schuld an des deutschen Volkes Unglück. Sie sind ins römische Garn gegangen.

Gutten schreibt mit letzter Kraft und er rief ins Reich, bis er nicht mehr war.

Vierzehntes Kapitel

Päpstliche Schiffe im Sturm

Der Genuese Columbus hatte den Weg nach der Neuen Welt gefunden, und bestätigt wurde die Lehre von der Kugelgestalt der Erde, die das biblisch-magische Weltbild zertrümmerte. Dem Kaiser Karl V. und seinem Sohne Philipp II. fielen so durch des kühnen Seefahrers Tat die Kronen der Erde zu. Doch den Vizekönig von Espaniola legen schnöder Undank und grausame Gabgier in Ketten. Silber- und Goldschiffe suchten den Weg von Espaniola nach Spanien, die Kirche und den spanischen Adel mäystend. Das Gold der Neuen Welt mobilisierte aber weiterhin die spanischen Seeere gegen die „Ketzer“, gegen jene Völker, die den römischen Panzer zu sprengen versuchten. Und für die Rebellen des Geistes sollten die schauerlichen Glocken der blutigen Inquisition das Grabgeläute sein.

Als auf der englischen Insel Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, den Thron bestieg, da waren in England die Tage der Priestermacht gezählt. Zwar hatte sich das katholische Europa Maria Stuart zur Vorkämpferin erkoren. Doch das kezerische Feuer trieb die Stuart zu ihrer Feindin Elisabeth. Im Jahre 1570 sprach Papst Pius V. über Elisabeth den Bann. Er schickte die jesuitische Mission auf das Inselland. Die Politik der damaligen Welt drehte sich um die Gefängnistüre, hinter der Maria Stuart saß, die hoffend auf die Aktion ihrer spanischen und römischen Freunde wartete. Doch die geistlichen und weltlichen Großen des Festlandes, denen es als ein heiliges und Gott wohlgefälliges Werk erschien, „Ketzer“ zu morden, horchten auf, als Elisabeth den Exponenten Philipps, Albas und des Papstes, den Herzog von Norfolk, hinrichten ließ. Nach dem weisen Beschluß der römischen Priester sollte er in das Ehebett der Maria Stuart

steigen, wenn die im Ehebruch gezeugte Elisabeth gemordet wäre.

Als aber im Jahre 1572 in Frankreich Admiral Coligny und seine Freunde in der Bartholomäusnacht hingschlachtet wurden, machte sich der Engländer Francis Drake zum Beherrscher der Meere. Die spanischen Gold- und Silberschiffe wurden die Beute der englischen Räuber und füllten die staatlichen Truhen Elisabeths. Francis Drake führte das englische Volk auf die Schiffe. Auf seinen schnellen Seglern herrschte nicht Feudalismus und Klaffendünkel. Derweil streiften die Häsher der Inquisition um den Thron Elisabeths. Nur der Wachsamkeit ihrer Umgebung war es zu danken, daß der teuflisch ausgedachte Mord nicht ausgeführt werden konnte. Die Maria Stuart aber bezahlte den Anschlag auf Elisabeth mit ihrem Leben. Mit diesem Akt war England für immer von Rom gelöst. Wohl schickte Philipp II. im Jahre 1588 die Armada nach der englischen Küste; aber die päpstlichen Schiffe konnten keinen Sieg ersegeln. Indem die englische Flotte die spanische Armada besiegte, fand England den Weg über die Weiten der Ozeane.

Man sieht nicht auf den andern Tag. Der Boden ist heiß, wie auf einem Vulkan.“ Lord Burleigh zieht die hohe Stirne in Falten und blickt sorgenvoll in das Feuer des Kamins. Er hat die Königin vor der Unterzeichnung des Todesurteils der Maria Stuart gewarnt. Aber des Volkes Wille war stärker als seine und der Königin Meinung. Jetzt rückt der Spanier Philipp mit seiner Flotte heran. Die Holländer mit ihren Barken werden es ihm wohl kaum wehren können. Und ob Francis Drake ...? Der Lord wagt nicht, an das Morgen zu denken.

Der junge Lord Walsinghams teilt die furchtsamen Überlegungen des bedächtigen alten Rates der Königin nicht. Seit ihm der Herzog von Norfolk ins Garn gegangen ist, der im Auftrage Philipps II. von Spanien Elisabeth beseitigen und sich mit Maria Stuart vermählen sollte, bewacht er jeden Schritt der Königin. Und wo sein wachsammer Argwohn Gefahr wittert, packt er unbarmherzig und blitzschnell zu. Ihm war recht wohl bekannt, wie zahllose verkleidete Jesuiten

auf die Insel kamen, wie sie sich bei den Großen des Landes einnisteten, und in den Schlössern des Landadels ihre Zentralen einrichteten, von denen aus sie in Wales, in Schottland und Irland wühlen konnten, wie sie zum Widerstand rüsteten gegen Elisabeth, auf daß das Land sturmreif werde für Philipps Truppen, der ja im Auftrage des Papstes die Ketzerin auf dem Königsthron bekriegen sollte. Alle diese Dinge wußte der junge Walsinghams, der durch ergebene Spione die Wühlmäuse in ihren Gängen aufspürte. Seiner sorgsamten Wachsamkeit verdankt er auch die Gunst Elisabeths, die sich gerne Walsinghams Ratschläge bediente, so daß der alte Lord Burleigh — er hieß ursprünglich William Cecil und wurde seiner Verdienste wegen mit der Lordschaft ausgezeichnet — eifersüchtig wurde.

Aber so war Elisabeth. Sie war von bezaubernder Liebenswürdigkeit zu ihren Dienern. Mit Peitsche und Zuckerbrot, je nachdem, hielt sie die girrenden Männer an der Kandare. Und keiner konnte sich rühmen, mehr als die zu nichts verpflichtende Gunst und ein gewinnendes Lächeln besessen zu haben. Mit ihrem heißen Herzen befeuerte sie ihre Diener zu den höchsten Taten und mit wägendem Verstand münzte sie die leidenschaftliche Glut ihrer Verehrer in die Früchte berechnender Realpolitik um. Sie hielt es mit der Liebe nicht anders, wie mit dem Gebetbuch und mit der Bibel; sie zügelte die strengen Puritaner und war maßvoll gegenüber den Katholiken. Sie dachte an die Zukunft Englands, wenn sie die Bibel aufschlug; sie dachte an die Einigkeit des Inselreiches, als sie dem Herzog von Norfolk den Kopf abschlagen ließ. Sie paarte Strenge mit weiser Mäßigung; sie lebte mit dem Volk, um doch die eigenen Wege ihrer Politik zu gehen.

„Drake wird schon die Spanier verjagen“, unterbricht Walsinghams jetzt das Schweigen.

„Der Heißsporn, er wird die königliche Flotte ins Verderben führen“, hält ihm Lord Burleigh geringschätzig entgegen. „Es handelt sich diesmal nicht um ein paar wehrlose Kähne mit Gold und Silber. Die konnte er mit seinen schnellen Seglern ja leicht aufbringen. Aber einhundertdreißig große Schiffe mit über dreißigtausend Mann Besatzung gehen

gegen uns an. Einhundertdreißig Schiffe — wißt ihr, was das heißt? Das ist die größte Kriegsflotte, die die Welt jemals gesehen hat. Und die Gebete der ganzen katholischen Christenheit blähen ihre Segel."

„Gut schießen ist besser als beten“, lacht Walsinghams den Alten aus, der ob dieser gotteslästerlichen Äußerung unwillkürlich von ihm abrückt und sich betroffen im Saal umsieht, ob nicht vielleicht die Königin die Worte des Frevelers vernommen habe. Walsinghams errät unschwer die Gedanken des Lords, und mit der sicheren Unbekümmertheit seines jugendlichen Selbstbewußtseins lacht er über den vorsichtigen Ersten Rat Elisabeths. „Die Königin hat ihren eigenen Vertrag mit unserem Herrgott und sie ist felsenfest davon überzeugt, daß sie nicht durch meine Gebete vor den Dolchen der Jesuiten gerettet worden wäre.“

„Man hängt der Pflicht keine Schelle um“, wendet sich die eben eintretende Königin zu Walsinghams. Der erhebt sich, trotz der Überraschung, gelassen und begrüßt Elisabeth. Der alte Lord mimt unterwürfige Betroffenheit.

„Ich wollte dem Freunde ihrer Majestät ...“ Elisabeth fährt Walsinghams ins Wort. „Schon gut, meine Freunde. Da die Armada in See gegangen ist, wollen wir uns mit dem Himmel nicht auch überwerfen. Ich habe die Admirale Howard und Drake für diese Stunde gebeten. Jetzt müssen wir eben sehen, wie wir mit unseren schwachen Kräften die Schiffe Philipps bestehen.“

„Ein paar Jahre hätten wir noch Zeit haben müssen“, räuspert sich der alte Lord Burleigh.

„Mit Verhandlungen gewinnt man keine Schlachten, braust Walsinghams auf, der Gegenwart der Königin nicht achtend. „Oder glaubt ihr am Ende, Lord Burleigh, die Spanier treten uns freiwillig die Herrschaft auf dem Ozean ab? Glaubt ihr, Philipp II. schenkt uns huldvoll seinen Kolonialbesitz? Denn will er die Holländer beherrschen, dann braucht er die Nordsee. Den Schlüssel zur Nordsee eber halten wir in den Händen. Nein, Lord Burleigh, kostbare Zeit haben wir verstreichen lassen. Admiral Drake mußte die Spanier bereits vor Coruna aufsuchen und vernichten. Vor

ein paar Jahren schon. Zehn vom Papst gekauften Königinnen hätten wir dann den Kopf abschlagen dürfen, und kein Zahn würde nach uns gekräht haben. Als Santa Cruz, der alte Oberbefehlshaber der spanischen Flotte, gestorben war, hätte Admiral Drake die verlotterten Schiffe der Spanier . . .“

„Was nützt uns die Betrachtung über eine vielleicht verpaßte Gelegenheit?“ wehrt die Königin ab.

„Begangene Fehler sind keine Fehler, wenn man aus ihnen lernt“, wagt sich Walsinghams noch weiter vor. „Majestät, gebt Admiral Drake den Oberbefehl über die englische Flotte gegen die Spanier.“ Dieser vorlaute, freimütige Rat verblüßt die Königin und den alten Lord; sie gewinnen erst die Sprache wieder, als die Admirale Howard und Drake eintreten. Howard breitet die Karten aus und erklärt Elisabeth die vermutlichen Absichten der Spanier. Der Verräter Parsons hat mit dem Kardinal Allen den Operationsplan gemacht und König Philipp hat ihn gutgeheißen“, ergrimmt sich der alte Seebär Howard. „Der Herzog von Medina hat freilich nicht viel Erfahrung zur See. Er verläßt sich nur auf die große Zahl seiner stark besetzten Schiffe, und er denkt wohl ernstlich daran, das Geer des Prinzen Parma, das in den Niederlanden steht, nach England überzusetzen.“

„Der Weg nach Holland soll ihm mit seinen Rähnen lange werden“, wirft Drake leicht hin. Er liebt es nicht, sich in taktischen Vermutungen zu ergehen. Drakes Entschlüsse reifen immer erst aus den tatsächlichen Gegebenheiten. Seine Kühnheit hat schon Wunder über Wunder vollbracht und öftmals Lagen gemeistert, wo Taktik und fluge Bedächtigkeit bestimmt versagt hätten. Die Königin hat ihn für seine tollkühne Weltumsegelung in Dextford zum Ritter geschlagen, eine Auszeichnung, der sich keiner ihrer Günstlinge rühmen konnte.

„Über dreißigtausend Mann haben die spanischen Schiffe an Bord“, unkt der alte Lord Burleigh dazwischen.

„Um so besser, desto mehr können wir ersäufen“, gibt ihm Drake zurück. Diese bedächtigen Hasenfüße verderben ihm bei der Königin immer wieder das Konzept. Was versteht schon eine Frau vom Kriegsführen? Admiral Drake wendet

sich unwillig ab. Am liebsten wäre er wieder draußen auf seinen Rähnen unter seinen Matrosen, die er sich selbst erzogen hat und die mit ihm durch dick und dünn gehen.

„Es steht fest, daß die spanischen Schiffe weit größer sind als die unsrigen“, verweist ihn Elisabeth.

„Was wollen die schwerfälligen Kästen gegen unsere schnellen Segler ausrichten? Mit der Breitseite werden wir den Kampf gewinnen, Majestät“, ereifert sich Admiral Drake.

„Richtig Drake“, begeistert sich Walsinghams, „mit der Breitseite wird sich Albion die Herrschaft der Meere erzwingen.“

„Die Breitseite läßt sich auch leichter entern“, gibt der alte Lord zurück. Unter dem Eindruck dieser Unterredung gibt die Königin keine direkten Befehle, sondern nur vorsichtige Ermahnungen. Der Kampf sei unter keinen Umständen zu suchen, nur eine Landung müsse verhindert werden. So sagt Elisabeth. Sie gibt diese Ermahnungen ganz allgemein, ohne sich an einen der beiden Admirale persönlich zu wenden. Der fluge Howard ist auch Flug genug, die Königin nicht umstimmen zu wollen. Nur Francis Drake kann sein Temperament nicht bändigen. Der Ritter platzt hart dazwischen, als ob er den Kapitän eines geenterten spanischen Schiffes vor sich hätte: „Durch Feigheit kann kein Staat groß werden!“

„Vorsicht ist nicht Feigheit“, entscheidet die Königin. Elisabeth ist jetzt ganz die Herrscherin, nicht das launische Weib, das sie zuweilen auch sein konnte. „Ich will mein Land nicht spielerisch dem Zufall überlassen. Das Glück hat seine Launen, wie“ — dabei lächelt sie wieder gewinnend — „wir Frauen auch. Lord Seymour ... wo ist der Lord? Habe ich ihn nicht auch hierher bestellt?“

Die Frage ist kaum ausgesprochen, tritt der Erwartete ein. Elisabeth zeigt auf die Karte und gebietet wie ein Feldherr: „Lord Seymour segelt in den Kanal und beobachtet die Bewegungen des Herzogs von Parma ...“

„Wir dürfen unsere Kräfte nicht verzetteln“, entgegnet Drake finster. Kaum ist ihm dieser Einwurf entfahren, nagt er auch schon zornig an seinen Lippen, sich selbst über seine Voreiligkeit ärgern. Warum soll er sich auch den Launen

dieser unberechenbaren Frau aussetzen? Gewiß, er liebt Elisabeth. Aber das wilde Meer, so stürmisch es sich auch manchmal bäumt, ist ihm ein weit angenehmerer Aufenthalt als die Nähe der Königin.

Elisabeth tut, als ob sie den Einwand überhört hätte. „Die beiden Verbände der Admirale Howard und Drake stehen unter dem Kommando Howards ...“

Die Königin macht eine Pause und lauert auf die Wirkung ihres Entschlusses. Lord Walsinghams blickt respektlos und höhnisch drein. Die anderen schweigen. Der Admiral Drake hat ganz bestimmt mit dem Oberbefehl gerechnet. Er fügt sich der Entscheidung.

„Angriff oder Verteidigung, das ist die Frage“, läßt sich Walsinghams vernehmen. Er kann und will die vorsichtigen Beschlüsse Elisabeths nicht billigen. Und seine Bemerkung bringt die Königin in eine nicht zu verbergende Unruhe.

Kalt, verlegend ist Elisabeths Antwort: „Das Wohl eines Volkes kann man nicht Hasardeuren anvertrauen. Die größte Kriegsflotte, die das Meer jemals gesehen hat, segelt gegen England. Bis zum heutigen Tage hat die englische Flotte noch nicht bewiesen, ob sie einen überlegenen Gegner bestehen kann. Mut und Kühnheit allein bürgen mir nicht für einen glücklichen Ausgang dieses schweren Kampfes.“

„Nur Mut und Kühnheit haben bis heute die Erde bewegt“, fällt Walsinghams wieder ein. „Entweder wir zerstreuen die spanische Flotte in alle Winde, dann wird ihr das Wiederkommen vergehen, oder wir sehen eben zu, daß sie nicht allzu viel Schaden anrichten kann. Dann kommt sie, und darüber müssen wir uns klar sein, zu einem für sie günstigeren Zeitpunkt wieder. Politische Entscheidungen werden vom Laufe der Geschichte erzwungen. Man kann sie zwar verschieben; aber auf die Dauer kann ihnen kein Herrscher aus dem Wege gehen.“ Das Wort „Herrscher“ sprach Walsinghams mit besonderer Betonung, und Elisabeth hat den Stich des jungen Lords auch richtig verstanden. Die innere Erregung und die Unsicherheit treibt ihr das Blut in den Kopf. „Wie ist die Meinung von Lord Burleigh?“ fragt jetzt die Königin.

Der alte Lord, an derartige kritische Situationen durchaus

gewöhnt, für diesen Fall auch die Schwere der Verantwortung erkennend, unterstützt die Entscheidung der Königin. „Ein aktiver Vorstoß unserer Flotte wird sich ja aus der Kriegslage ergeben“, bemerkt er schließlich vermittelnd. Elisabeth wendet sich an den Admiral Drake und sagt ihm, daß sie ihn in einer Stunde allein zu sprechen wünsche.

Damit wäre diese Besprechung eigentlich zu Ende gewesen. Aber in dem Augenblick, als die Diener der Königin aufbrechen wollten, wird von Kapitän Flemyng, dem Kommandeur des Aufklärers „Golden Hind“ gemeldet, daß die Armada bei Kap Lizzard Aufstellung genommen habe und wahrscheinlich den Versuch mache, die englische Flotte im Hafen von Plymouth anzugreifen. Diese für den Augenblick beinahe lähmende Nachricht löst bei Walsinghams ein geradezu satanisches Lächeln aus. „Die Spanier werden euch in der Bucht von Plymouth erfäufen.“

„Der Wind steht auf den Hafen zu“, bemerkt in sachlicher Ruhe Admiral Howard. „Wenn der spanische Kommandeur jetzt ein Kerl ist, dann können wir die Segel streichen.“

„Wollen wir nun angreifen oder wollen wir warten, bis uns die Spanier einsperren?“ läßt sich Walsinghams mit zynischer Brutalität wieder vernehmen. Sein seemännisches Wissen läßt sich freilich nicht vergleichen mit dem der Admirale. Er wacht nur über das Leben der Königin und sein Kampf gilt dem offenen und heimlichen Treiben der Jesuiten. Aber er hat unter Drake als Matrose gedient. Was er sich unter dem Kommando des Admirals an Kenntnissen angeeignet hat, reicht aus, um die Lage richtig einzuschätzen.

„Die Spanier haben den Wind für sich“, zaudert Lord Howard.

„Kein Wunder, wenn alle Pfaffen der römischen Christenheit blasen“, belustigt sich wieder Walsinghams.

„Es wird Zeit, daß auch wir uns mit dem Herrgott gut stellen“, verweist die Königin den Mutwilligen.

„Bevor der Morgen graut, haben hundert englische Kampfschiffe den Hafen von Plymouth verlassen“, platzt Drake mit Bestimmtheit in die ihm lächerlich erscheinende und nur von der ewigen Sorge beherrschte Diskussion.

„Und dann?“ fragt zögernd Admiral Howard.

Drake zeigt auf die rohe Karte. „Wir nehmen zunächst Kurs auf die Bigburgbucht, segeln gegen den Wind hart an der Eddystonebank vorbei und hängen uns an die Fersen der Spanier.“ Sein Finger beschreibt den Zick-Zack-Kurs, den die englische Flotte gegen den Wind zu wählen hat, um in den Rücken der Spanier zu kommen.

„Die Spanier müssen schon ganz große Esel sein, wenn sie uns die Ausfahrt gestatten“, läßt sich jetzt Lord Seymour vernehmen.

„Sie waren ja auch dumm genug, um zu glauben, ein Land und ein Volk könnten in Ewigkeit vom Gold- und Silberimport leben“, hält ihm Walsinghams entgegen. „Wo Inquisitoren und Jesuiten die Geißel schwingen, gibt es keine Männer mehr von Fleisch und Blut. Ich will mich ohne Salz auffressen, wenn der Operationsplan für den Herzog von Medina nicht von dem Kardinal Allen gemacht wurde. Aber im Kriege entscheidet nicht die geschliffene Sinterhältigkeit der Worte, sondern allein die Tat. Nicht wahr, Drake?“

„Was ein richtiger Seemann ist, denkt nicht anders“, erleichtert sich Admiral Drake, einen kurzen Blick auf den bedächtigen Lord Howard werfend.

„So zeigt, daß ihr tüchtige Seeleute seid!“ setzt Elisabeth hinzu. Und einen freundlichen Blick auf Drake werfend: „Das Geschwader Drake soll den Feind nicht zur Ruhe kommen lassen.“

„Lang lebe die Königin!“ ruft Walsinghams. Und die andern stimmen ein in den spontanen Gefühlsausbruch des jungen Lords. Elisabeth verabschiedet sich von den Männern ihres Vertrauens. Die Admiräle eilen zum Hafen und erteilen ihre Befehle.

Als am 20. Juli die Frühsonne hell über die Bucht von Plymouth lacht, haben die kampfkraftigen englischen Schiffe die Bucht verlassen. Mit größtem seemannischem Geschick wurde die schwierige Ausfahrt vollzogen.

*

„Noch immer keine Nachricht von dem Herzog von Parma eingetroffen?“ fragt nervös der Flottenchef der Armada den zu ihm tretenden Admiral Don Pedro de Valdes.

Admiral Pedro sieht Gespenster, seit sein Flaggschiff von Drake nach einer Savarie genommen wurde. Zwar entkam er mit knapper Not der Gefangenschaft; aber der Verlust der „Rosario“ drückte auf die Stimmung.

„Der Tag ist verflucht, da ich den Oberbefehl über die Armada übernahm“, wirft der Herzog resigniert hin. „Für die Ewigkeit ist mein Name mit dem Untergang der spanischen Seemacht verknüpft. Für die Ewigkeit . . .“ Mit leeren Augen blickt er über das Deck zu den andern Schiffen, die in guter Ordnung im Angesicht von Calais vor Anker gegangen sind. Die Reihen haben sich bedenklich gelichtet. Verdammt knapp ist die Munition geworden. „Wir haben geschlafen“, stellt er weiter schmerzlich fest. „Wir glaubten, wir könnten Seeschlachten schlagen wie ehemals die Römer und Griechen. Wo geentert wird, entscheidet selbstverständlich die Stärke der Besatzung. Aber die Engländer fallen uns wie Haie an. Immer wieder beißen sie zu und reißen uns ein Stück weg. So haben wir jetzt zwanzig Kampfschiffe verloren. Dabei kann ich an einen Kampf gar nicht mehr denken, weil mir die Munition ausgeht. Unsere Schüsse plagen ins Meer. Die englischen Geschütze reichen weiter. Wir haben geschlafen. Jetzt beherrschen die Engländer das Meer und nicht wir . . .“

Der Admiral Pedro de Valdes kennt die Selbstanklagen des Herzogs. Diesen mutraubenden Auslassungen trat er auch immer entgegen; aber was läßt sich gegen diese Tatsachen ins Feld führen? „Parma wird uns Munition und fünfzig kleine Schiffe schicken, mit denen wir entern können wie die Engländer.“

„Wenn ihn die Holländer herauslassen“, zweifelt der Herzog wieder. „Noch habe ich keine Nachricht. Warum blockierte ich nicht einfach den Hafen von Plymouth? Warum habe ich gezögert und ließ die Engländer auslaufen? Warum ließ ich die Vereinigung der Geschwader Howard und Drake zu? Warum? Warum?! — Weil das gegen die Ordre gegangen wäre. — Warum?“ Der Herzog schleudert diese Fragen in

die rollenden Wogen, die das Flaggschiff sanft hin und her schaukeln.

Aber aus der rauschenden Dünung kommt ihm keine Antwort. Und der Admiral Pedro de Valdes hört weiterhin mit zagem Herzen die selbstanklägerischen Worte seines Kommandeurs. „Wenn Kardinäle auf dem Papier Krieg führen, dann muß alles schief gehen“, nimmt der Herzog sein Gespräch wieder auf. — „Immer noch keine Nachricht von dem Herzog von Parma?“ Der Admiral schüttelt den Kopf und blickt angestrengt hinüber nach den Engländern, die in respektvoller Entfernung von den Spaniern ebenfalls vor Anker gegangen sind. Im Westen taucht die Sonne blutig ins Meer, als ob sie die Flut in Brand setzen wollte.

Auf der Luvsseite werden am Horizonte Masten sichtbar. Zehn, zwanzig, dreißig und mehr. Sie segeln mit dem Wind und kommen rasch näher. „Parma schickt Ersatz!“ schreit freudig Admiral de Valdes. Der Herzog springt auf und blickt angestrengt in den dämmernden Horizont. „Parma schickt Ersatz“, wiederholt er freudig und fast tonlos. „So ist der Weg nach Dünkirchen frei. Die Lotsen haben uns falsch beraten. Die Holländer sind verjagt. Parma schickt Ersatz!“

Der Herzog Medina Sidonia sieht wieder Möglichkeiten. Mit Tagesanbruch werden die Engländer angegriffen. Die leichten Schiffe werden sich festhaken an den schweren Kästen der Engländer. „Dann entscheiden meine Soldaten und nicht mehr Howards Geschütze.“ So denkt der Flottenchef der spanischen Armada.

Mit diesem mutvollen Planen setzt er sich zu Tisch. Parmas Ersatz muß gefeiert werden. Die Sonne ist hinuntergegangen. In grünschwarzem Dämmer liegt die See. Die Schiffe sind näher gekommen.

Admiral de Valdes schnürt es die Kehle zu. Sollte das Geschwader am Ende nicht von Parma sein? Die Schiffe sind schnell und elegant, schnittig und wendig, nicht so schwerfällig wie die spanischen. Sie nehmen direkten Kurs auf die englischen Geschwader. „Jetzt ist alles verloren!“ Dem Admiral kommt die fürchterliche Gewißheit, daß... Nein, er wagt den Gedanken gar nicht auszusprechen.

Der Herzog tritt wieder zu dem Admiral an die Reling. „Verstärkung für die Engländer?“ haucht er tonlos. Der Herzog wankt.

„Das Blockadegeschwader von Lord Seymour“, sagt aus der Nacht der Admiral, den die heraufziehenden Schatten der Dunkelheit ängstigen, als ob er von kommendem Unheil Gewißheit hätte.

„Wenn wir nicht beinahe leergeschossen wären, würden wir den Kampf suchen. Es ist besser, ehrenvoll unterzugehen, als langsam zerstückelt zu werden“, sagt mit fester Stimme nach einer langen Pause der Herzog. „Aber die letzten Gefechte haben unsern Bestand geschwächt, ohne daß wir dem Gegner fühlbare Verluste beibringen konnten. So bleibt uns jetzt nur noch übrig, mit allen Mitteln das offene Meer zu gewinnen. Denn schlägt der Wind um, hängen wir erbarmungslos auf den Dünen.“

„Die Engländer sind stark genug, für uns den Kurs zu bestimmen“, meint jetzt auch der Admiral.

„Dann den Kampf!“ entscheidet der Herzog Sidonia.

So reden die beiden Männer in die Nacht hinein. Ihre Sorgen wachsen mit der zunehmenden Finsternis. Sie sprechen über die „Ketzerin“ auf dem Königsthron, von jener satanischen Frau, die sich vom Papst und von Gott los sagte; sie bereden den Fall der Maria Stuart, deren Kopf auf der Waage der Gerechtigkeit ausschlaggebend gewesen sein soll; sie erinnern sich des romgläubigen Parsons, der nur mit Mühe den Häschern entinnen konnte, während Norfolk seine Glaubenstreue mit dem Leben bezahlte. Die Männer graben in dem Bergwerk der Vergangenheit nach gewichtigen Beweisen für die Gerechtigkeit der spanischen Vergeltung und sie glauben, daß auch der Himmel ihr Werk segnen müsse. Denn nur für den Vater der Christenheit ging die Armada in See.

Doch der Herrgott kümmert sich weit weniger um die Sorgen der Menschen als man gemeinhin glaubt. Das Regelmäßige seines unerforschlichen Waltens ist jene innere Gerechtigkeit, die der Weltgeschichte innewohnt. Er steht zu denen, die die Natürlichkeit seiner Ordnung nicht stören und die in rast-

loser Tätigkeit den Webstuhl der Zeit bedienen. Er steht denen bei, die mutig das Dasein bestehen.

Aus den Fluten wachsen Feuerbrände. Sie huschen gespenstisch über die jetzt glatte, ruhige See. In den Flammenspiegeln schaukeln die Kolosse der Armada. Ist's ein Spuk überhitzter Phantasie oder ist's Wirklichkeit? Der Herzog, den die schweren Sorgen auf dem Deck seines flaggschiffes zurückgehalten haben, wischt sich entgeistert die Augen. Von allen Seiten löcken die Feuer heran. Dem Rachen der Hölle gleicht das nächtliche Meer.

„Sie kommen mit Brandern.“ Des Herzogs Atem geht stockend. Noch kann er die Tollkühnheit der Engländer nicht verkraften.

„Sie kommen mit Brandern“, wiederholt tonlos der Admiral de Valdes.

Die gefährliche Lage ist klar. Was nützen lange Überlegungen? Aus seinem lähmenden Entsetzen kommt das Kommando: „Die Anker schlippen!“ Durch die hohle Hand rollen die Worte — „die Anker schlippen!“

„San Salvador“ nimmt das Kommando auf. „Die Anker schlippen!“ echot es durch den Wald der spanischen Masten. Aber da sind die Engländer auch schon heran. Sie winden sich pfeilschnell durch die Gassen. Drei, vier, sechs, acht Brandern müssen es wohl sein. Die Feuerbrände fallen auf die Decks und das Getäue; an den Segeln züngeln die Flammen.

„Die Anker schlippen!“ Das Kommando hallt immer noch über den Ankerplatz. Sanft werden die Schiffe von den Wogen der See hinausgetragen. In verzweifelter Bekümmernis sieht der spanische Flottenschef, wie auch noch durch Savarien folgenschwere Beschädigungen entstehen; er sieht, wie auf sieben Schiffen Brände ausgebrochen sind. Bereits weitab treibt eine brennende Galeasse. Sie kann als verloren gelten. Ebenso eine andere, die anscheinend von den Engländern abgeschleppt wird. Die Verwirrung ist vollkommen. So sehr sich auch der Herzog und der Admiral bemühen, ihren Befehlen Geltung zu verschaffen, die Anordnungen werden entweder in der Aufregung nicht vernommen oder einfach nicht befolgt. Der Herzog sieht bereits die Ver-

nichtung der großen Hoffnung seines Königs und die des Papstes.

Einige Meilen westwärts werfen die Schiffe wieder Anker. Der heraufdämmernde Morgen sieht die spanischen Einheiten zersprengt. Fernab treibt eine Galeasse, deren Einbringen durch die Franzosen von den Engländern verhindert wird. Unweit davon hält das Flaggschiff des englischen Admirals Howard.

Der Herzog Sidonia übersteht schnell die schwierige Lage. Auf der Luiseite lichtet das mächtige und flinke Geschwader des Admirals Drake die Anker. Schon gischten die ersten weitreichenden Achtzehnpfünder ins Wasser. Für vierzig erreichbare spanische Schiffe wird Kampfstellung befohlen. Der Rest von siebzig, zum Teil schwer beschädigten Schiffen, wird auf die Leeseite kommandiert. Drakes Geschwader prescht heran. Howard zögert. Der Kampf beginnt.

Des Herzogs Geschwader rückt den Engländern auf den Leib. Aber Drake operiert gewandt. Seine Geschütze fügen den Spaniern schweren Schaden zu. Dreißig spanische Schiffe bleiben in der Schlacht von *Gravelines*. Die Verluste der Engländer, die am Nachmittag in einer stürmischen Regenbö das Gefecht abbrechen, sind nur gering.

Der Herzog Medina Sidonia sammelt die Trümmer der für unüberwindlich gehaltenen Armada. Ein günstiger Wind läßt ihn das offene Meer gewinnen. Munitionsmangel zwingt zur Vermeidung jeglichen Kampfes. An den felsigen Klippen Schottlands gehen noch viele Schiffe in Trümmer.

Nur fünfundzwanzig Schiffe der von Kardinal Allen beorderten Armada kehren kampfunfähig in die Heimat zurück. Nach England reichte der Arm der Gegenreformation nicht mehr. Das Königtum der Tudor hat sich die Kirche unterworfen und vom Papst die Freiheit erkämpft. Auf dem Festlande aber welkten die Blüten der Renaissance in jesuitischer Düsternis dahin.

Fünfzehntes Kapitel

Sabsburg's großer Verrat

Die Gefänge des wehrhaften Fahrenden, des Ritters Ulrich von Sutzen, die der von Rom zu Tode Gehegte ins Reich gesungen, verstummen. Die Fürsten waren die gelehrigen Schüler des Ignatius von Loyola geworden. Wer zum Gefolge des „Ordens Jesu“ gehörte, mußte in unverbrüchlichem Gehorsam für den Papst streiten. Und wo die Herrschaft dieser sonderbaren Jünger Christi aufgerichtet war, da konnte kein Tasso, kein Dante und kein Calderon singen. Finstere Unduldsamkeit vertrieben Kunst und Wissenschaft, denen Grünwald und Dürer und Eckhart in Deutschland ein Heim bereitet hatten. Nur Elisabeth, die „Kegerin“ auf dem Königsthron, befreite sich aus der römischen Fessel. Über unserem geknechteten Volke aber herrschten eigensüchtige Fürsten. Sie waren die Handlanger des römischen Geistes und sie löschten in Strömen von Blut den Aufstand der deutschen Seele im sogenannten Bauernkrieg und in der sogenannten Gegenreformation.

In ohnmächtigen Dynastien zersplittert lag die alte deutsche Kaiserherrlichkeit. Auf die gleißenden Krücken des spanischen Goldes stützte sich das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“. Als Ferdinand II., der Sohn des Erzherzogs Karl von Innerösterreich und der bayrischen Prinzessin Maria, mit achtzehn Jahren, im Jahre 1596, die Jesuitenuniversität zu Ingolstadt verließ, entließen die Jünger der Gesellschaft Jesu einen folgtsamen habsburgischen Fanghund, mit dem willig und erfolgreich auf „Keger“ zu jagen war. Rudolf II., der in Prag mit Trcho de Brahe und Kepler in der Unendlichkeit des Weltalls die irdische Zukunft erforschen wollte und darüber seine Herrscherpflichten vergaß, und sein Nachfolger Matthias star-

ben kinderlos. Dadurch fielen dem Vetter Ferdinand, der den Süden der habsburgischen Länder verwaltete, die Kronen zu. Mit achtzehn Jahren zog er für die Jesuiten das Schwert und verjagte erbarmungslos die „Ketzer“ aus seinen Landen. In dem blutig düsteren Hintergrunde aber standen der spanische Gesandte Onate und der jesuitische Beichtvater Wilhelm L ä m m e r m a n n. Jene dunklen Hintermänner und Kardinal Richelieu mit seinem Pater Joseph zogen an den Schnüren, an denen die deutschen Fürsten wie Marionetten hingen, Ferdinand so gut wie Gustav Adolf; Mansfeld, Christian von Dänemark genau so wie der siebenbürgische Fürst Bethlen Gabor. Und als einer aufstand und das Geschlecht jesuitischer Intrigen zerhauen wollte, als W a l l e n s t e i n, der Herzog von Friedland, einen deutschen Staat zu gründen gedachte, da stach der habsburgische Zwerg dem Deutschen rücklings das Schwert zwischen die Rippen.

Auch diesen Akt eines tragischen Schauspiels vollbrachte der engstirnige, unduldsame Habsburger, dem nur die Dummheit der deutschen Fürsten zur Kaiserwürde verholfen hatte, auf Befehl der Jesuiten. Denn des Wallensteiners Bestrebungen zielten auf eine restlose Abschaffung der geistlichen Fürstentümer und auf die Errichtung einer starken Zentralgewalt unter deutscher Führung.

Der Februar 1634 ist schneereich und naß. Verständlich, wenn die Truppenmassen auf den schlechten Straßen nur langsam vorwärtskommen, wenn die Generale in Winterquartieren liegenbleiben und die Soldateska von den ausgeplünderten Bauern sich mästen läßt. Sechzehn lange Jahre wüthet über Deutschland der Brand des Krieges; sechzehn lange Jahre fahren fremde Kriegsvölker durch deutsche Gaue. Aus dem Chaos will sich keine Ordnung formen.

In einem Gasthaus vor den Toren Wiens wartet voll Ungeduld O n a t e, der spanische Gesandte in Wien. Aus den grauschwarzen Wolken rieseln Schnee und Regen. Das prasselnde Herzfeuer kann den düsteren Februartag nicht aufhellen. Onate und Wilhelm L ä m m e r m a n n, der scheinbar teilnahmslos im Hintergrund der niederen Wirtsstube sitzt und der theatralischen Unruhe der Gesandten nicht achtet, spielen ein hohes Spiel. Wer vermag zu sagen, ob die Fä-

den nicht reißen, an denen wie Marionetten die fürstlich gekrönten Häupter hängen?

Der Gesandte hat der Reihe nach Kuriere abgefertigt: Einen Hauptmann an den General Aldringen; einen Oberst an den Generalleutnant Gallas und den Feldzeugmeister Colleredo; einen an den Grafen Trauttmannsdorff und einen vierten an den Grafen Schlick, den Präsidenten des Hofkriegsrats, der zur Zeit in Böhmen reist.

Aus dem trüben Grau des Morgens taucht eine Reisekutsche auf. Neugierig geht Onate vor das niedere Haus. Er erwartet Nachrichten von dem Feldmarschall Piccolomini. Aber in der Kutsche sitzt nur, eingehüllt in Pelze und Decken, schläfrig der Pater Quiroga, der Beichtvater der Königin, der über den Salt vor der Wegschenke nicht sonderlich erbaut ist. Als ihm jedoch Onate in großen Zügen bedeutet, wie jetzt die Karten gemischt sind, wird der runde geistliche Herr munter und folgt dem Gesandten in die Wirtsstube.

„Die Tage des Verräters sind gezählt“, erleichtert sich Onate ohne Umschweife. Lämmermann nickt zufrieden und fordert den Pater Quiroga mit lässiger Handbewegung auf, Platz zu nehmen.

Der Beichtiger der Königin kann diesen fertigen Beschluß noch nicht verstehen und so berichtet er freimütig von seinem Besuch bei dem Wallensteiner in Prag. Er erzählt, daß in den Kassen kein Geld mehr sei, wie verschuldet die Hauptleute wären, und wie die Beamten nicht mehr bezahlt werden. Von einer Teilung des Oberbefehls wolle Wallenstein nichts wissen; aber angesichts der leeren Kassen . . .

„Die Kassen sind in Wien nicht voller“, fällt Lämmermann dazwischen. „Freilich, die spanischen Hilfsgelder würden dem Verräter passen. Verständlich. Questenbergs Quittungen sind uns recht willkommen.“ Lämmermann wendet sich ab und schürt das Feuer nach.

„Wallenstein sagte, er werde die spanische Einmischung auf keinen Fall dulden. Darum hat er auch verhindert, daß ein spanisches Heer unter dem Kardinalinfanten den Rhein entlang nach den Niederlanden marschiert“, berichtet der Beichtvater weiter.

„Wir wissen, wie der Verräter über Spanien und seinen Kaiser denkt“, gibt Onate zur Antwort. „Castaneda hat aus Madrid die notwendigen Anweisungen mitgebracht. Und in diesen Stunden handeln wir.“

„Er glaubt felsenfest an seine Sterne; aus seinem gichtigen Körper bricht das Feuer eines Jungen“, schwätzt der Pater weiter. „Einem Kind gleicht er, das bald nach diesem, bald nach jenem Spielzeug greift. Er ist zerrissen und unschlüssig und mir scheint, er weiß überhaupt nicht, was er will.“

„Gerade darum ist er gefährlich“, murmelt der Jesuitenpater Lämmermann. „Unberechenbare Menschen sind immer gefährlich. Sie kennen nicht die Gesetze des blinden Gehorsams. Sie greifen nach den Sternen, wenn sie am Boden liegen, und sie wühlen im Unrat, wenn sie auf einem gesicherten Polster der Macht sitzen. Aber Gehorsam ist ihnen fremd, jener Gehorsam, der das irdische Leben an die heilige Kirche bindet.“

„Er hat sich in Göltersdorf Rechte gesichert, die nur einem gesalbten Haupte, nicht aber einem General zukommen. Da er die Not für sich gemünzt, kann er nicht erwarten, daß ihm das Schicksal treu ist.“ Onate kennt keine Gewissensnöte. Er und der Gesandte Castaneda sehen nur die eisernen Notwendigkeiten der spanischen Politik. Und bei diesen Überlegungen spricht der Verstand und nicht das Herz.

„Aber der Friedland traut seinen Sternen . . .“

„Deren Konstellation ihm Zenno in meinem und Ballas' Auftrag deutet“, fällt ihm der Jesuit Lämmermann ins Wort. „Der Narr, wäre er nicht blind, dann müßt er ja den Trug merken. Aber in seiner Eitelkeit übersieht er die Dummheiten seiner Umgebung und verliert die möglichen Maßstäbe der harten Wirklichkeit. Zenno ist ein zuverlässiger Bursche. Und wär' es auch richtig, ihn samt seinem Teufelsfram auf den Scheiterhaufen zu binden, im Augenblick können wir den Gaukler der Hölle wohl gebrauchen. Seine astrologischen Aferisheiten wiegen den eitlen Narren in Sicherheit. So kommt es, daß er weder den Gesandten der Schweden noch denen der Sachsen glaubt. Er legt Schlingen,

und jetzt zappelt er selbst in den Netzen. Kaum zu glauben, daß er in seiner Jugend zu Füßen der Jesuiten gefessen hat."

"Der Friedländer will den Kommandostab niederlegen. Seine Generale und Obersten haben ihre Namen unter eine Treuekundgebung gesetzt", gibt der Pater wieder Bescheid.

"Zu spät", sagt Lämmermann, erhebt sich und geht nach dem Fenster. „Das Haus Sabsburg hat Göltersdorf nicht vergessen. Im April vor zwei Jahren stand der Schwede am Lech. Tilly war geschlagen und tot. Maximilians Heer war aufgerieben. Offen lagen die österreichischen Erblande dem protestantischen Feind. Ferdinand hatte keine Truppen, kein Geld, keine Freunde. Da mußte der Kaiser zu diesem Kondottiere. Der Kaiser war schmachvoll von ihm abhängig. Sinnlos wäre unser ganzer Kampf, so wir dem Friedländer diese Macht lassen wollten. Ketzer nahm er in führende Stellen und mit Ketzern paktiert er. Von einem Deutschland faselt er, das seine Verhältnisse allein ordnen wolle, ohne die Spanier und ohne die Franzosen und ohne die Schweden. War er es nicht, der das Restitutionsedikt des Kaisers praktisch unwirksam machte? Was galt dem Friedländer überhaupt noch die Kirche? Leugnet er nicht die Heiligen? Was kümmert er sich um die Bekenntnisse? Schützt er nicht sogar die Ketzer? — So haben wir nicht gesetzt, als wir ihm zuerst den Kommandostab übergeben haben. Und so haben wir auch nicht gesetzt, als er ihn in Göltersdorf zum zweitenmal erhielt. Wer lässig ist in seinen Pflichten gegenüber der Kirche, den trifft der rächende Stahl. Und unsere Mittel sind zuverlässiger als des Narren Sterne. Aber wir besprechen selbstverständliche Dinge. Wenn die Menschen die Verhältnisse nicht so sehen können wie wir, dann werden wir die Spuren unseres Tuns verwischen. Ein Narr hat die Hand gegen den Kaiser erhoben. Drum muß dieser Narr sterben. So mag die Nachwelt glauben."

Lämmermann hat zuverlässige Augen in seine Karten sehen lassen. „Ich will in die Hofburg gehen“, sagt er dann leicht hin. „Der Hofkammerad Walmerode soll mit neuen Anweisungen zu Aldringen reisen. Der Nefse des Piccolomini, der Oberstwachmeister Diodatie, soll das Stadttor nicht passie-

ren. Die Befehle Wallensteins, Terzfas und Illos werden kassiert. Scharffenberg soll in der Stadt sein. Der Oberst Breuner ist auf dem Weg nach Wien; er ist hier gefangen zu setzen. Die Schlinge wird zugezogen."

Mit dem Pater Quiroga verläßt der Jesuit Wilhelm Lämmermann die Schenke. Den Grafen Heinrich Schlick, der mit abgehezten Pferden gerade eintrifft, als er seine Kutsche besteigt, schickt er zu dem spanischen Gesandten Onate. Bei dem Spanier sind die Interessen der heiligen Kirche in guten Händen. Die Spanier wollen ein gesichertes Rheintal und die Sicherung der Niederlande. Einst waren sie die Parteigänger des Friedländers, als der die nördlichen deutschen Gaue mit seinen Truppen überschwemmte, so daß sie hoffen konnten, mit hanseatischen Schiffen gegen England vorzustößen. Sie hatten den Untergang der Armada immer noch nicht verschmerzt und sie glaubten, der Friedländer wäre ihnen ein williges Werkzeug. Aber der Herzog von Friedland und von Mecklenburg kümmerte sich gar wenig um die heißen Wünsche der Spanier, so wenig, wie er die Forderungen der Kirche beachtete. Seine Verwalter waren Ketzer, und Ketzer waren gar viele seiner Obersten und Generale. Sogar als Generalstabschef hatte sich der Wallenstein einen Ketzer verpflichtet. So ist die Liebe der Spanier zu dem närrischen Sterngucker erkaltet und heute stehen sie auf der gleichen Plattform wie der Kaiser.

Wilhelm Lämmermann überblickt nüchtern rechnend die Lage, als er stumm neben dem Pater sitzt und über das holprige Pflaster der Gassen Wiens zur Hofburg fährt. Mochten dem Kaiser auch Tausende und aber Tausende fluchen, weil er die Ketzer aus seinen Landen vertrieb, weil er mit Feuer und Schwert den auffässigen Ungeist bekämpfte, auch ein gesalbtes Haupt ist nur ein Werkzeug der Kirche. Wallenstein hat den „Löwen aus Mitternacht“, wie ihn die Ketzer genannt haben, gefällt. Da er nun den Arm gegen Rom erhoben hat, muß auch er fallen. Das ist ein gerechtes Schicksal.

So kommt der Jesuit Lämmermann in die Hofburg. Unter dem Tore trifft er auf P a t e r J o s e p h. Entgeistert starrt er den weltgewandten Reisenden an. Die beiden Diener der

Kirche blicken einander stumm in die Augen, die Überraschung hinter der wohlgefälligen Maske verbergend. „Bilt dein Besuch mir oder dem Kaiser?“ will Lämmermann wissen.

„Wenn Lämmermann die Karten mischt, hat mein Kardinal nichts mehr zu bestellen“, gibt Joseph vielsagend und verbindlich zurück.

Der Jesuit ist mit dieser Antwort nicht zufrieden. Weiß man denn an der Seine bereits, daß der Friedländer die Gunst des Kaisers verwirkt hat? So drängt Lämmermann umschweifig auf Klarheit: „Marquis Feuquières ist bei dem Herzog gewesen. Wenn Kardinal Richelieu seinen Neffen schickt ...“

„So ist das ohne Bedeutung“, fällt ihm Pater Joseph ins Wort. „Hat er ernste Absichten, dann schickt er mich.“ Und um den Argwöhnenden vollends zu überzeugen, erinnert er an den Fürstentag in Regensburg, wo er und Maximilian die Entfernung des Wallensteiners durchsetzten.

Der Jesuit Wilhelm Lämmermann läßt den Pater Joseph in Erinnerungen schwelgen. Damals wurde die Hoffart des Friedländers gebrochen. Maximilian und der Kardinal an der Seine wollten es so. Aber was wollte der geschäftige Kardinal nicht alles? Hat er nicht die Schweden ins Land gehetzt? „Majestät haben es übel vermerkt, daß der Neffe des Kardinals den Friedländer besuchte. Man hört von Angeboten, die Frankreich ...“

„Wir sind doch nicht erst von heute“, zerstreut der Geschäftsträger Richelieus den Einwand des Jesuiten. Und hinter seinem verbindlichen Gesicht rätselt er, wie Lämmermann von dem Besuch des Marquis Feuquière bei Wallenstein Kunde erhalten haben kann. War es am Ende Wallenstein selbst ...? „Frankreich macht keine Angebote; Frankreich verspricht nichts.“

„Man hört von französischen Subsidien an Bernhard von Weimar“, bohrt der Jesuit weiter. Selbst dem vielgewandten Pater Joseph versschlägt es für einen Augenblick die Sprache.

„Und wer stützte Maximilian?“ lenkt Joseph ab. „Der Friedländer will ihn vernichten. Darum hat er seine Winterquartiere in Böhmen bezogen. Und darum wollte er auch

nicht den Aldringen ziehen lassen. Maximilians Herzogtum soll der Weimarer auffressen.“

„Der Wallensteiner hat die Rechnung ohne die Hofburg gemacht.“ Lämmermann deckt jetzt die Karten auf und Pater Joseph pflichtet dem Verdammungsurteil bei, die Stunde segnend, die ihn mit dem gerissenen Jesuiten zusammentreffen ließ.

Der politische Kolporteur und große Spion des Kardinals von der Seine kombiniert blitzschnell: Wallenstein will gegen Habsburg die deutschen Länder einigen. Er säkularisiert den kirchlichen Besitz, macht seine Kreaturen zu Fürsten, zertümmert Habsburg und steht als geeinte Macht Frankreich gegenüber. Dabei wird Bayern kassiert und die Pfalz besetzt. Am Ende konspiriert er mit dem Weimarer, der mit französischem Gold sein Heer unterhält. Fällt der Friedländer, dann lassen sich aus den deutschen Ländern auch fernerhin Riemen schneiden, dann wird Deutschland Frankreich nie gefährlich. Das sind die Gedanken des Kardinals an der Seine, die Pater Joseph kennt wie seine eigenen. „Wallenstein muß fallen!“ bekräftigt er die Anklagen des Jesuiten. Einig in diesem Ziel trennen sich die beiden Diener der Kirche, die in ihren Händen die Schnüre halten, an denen die Marionetten hängen.

Die gefügigste Puppe in des Jesuiten Hand ist Kaiser Ferdinand II. Seit er von der Jesuitenschule in Ingolstadt gegangen war, seit er, achtzehnjährig, die Erblände verwaltete, während der Kaiser Rudolf auf dem Gradschin in Prag mit Tycho de Brahe und Kepler in die Sterne schaute, hat er sich als ein gefügiger Diener der Heiligen Kirche erwiesen. Mit stolzer Befriedigung kann Wilhelm Lämmermann auf seine Arbeit zurückblicken. „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Kezer“, hat Ferdinand einst gesagt. Er hat wahrlich nach diesem Ausspruch gehandelt. Die Nachwelt wird auf den Kaiser deuten, nicht auf ihn, Wilhelm Lämmermann. Wer Politik machen will, der muß in Schattengewändern einhergehen. Und wem diese Tarnkappe nicht zur Verfügung steht, der ist ein Stümper. So denkt Wilhelm Lämmermann, der Jesuit, als er durch die Gänge der Hofburg zum Kaiser eilt.

Der Kaiser ist nicht allein. Caraffa, der päpstliche Nuntius, ist bei ihm. „Ich werde ihm noch einen freundlichen Brief schreiben. Er muß sich sicher fühlen“, sagt der Kaiser zu dem hohen Priester, der ihm in eiserner Haltung gegenübersteht. „Oder sollen wir zupacken?“

„Wir packen zu“, wirft dumpf der eintretende Lämmermann ein.

„Sind die Kräfte gut gewogen?“ fragt der Nuntius den Jesuiten.

„Die göttliche Vorsehung wird unser Werk segnen“, meint, sich demutvoll verbeugend, Lämmermann.

Nur Ferdinand zweifelt. „Gallas, Aldringen, Piccolomini, Coleredo und noch ein paar Offiziere wissen von meinem Geheimpatent. Wer aber garantiert, daß die Soldaten diesen Generalen folgen? Ist es nicht der Name des Friedländers gewesen, der sie angelockt hat? Haben wir vergessen, wie er in wenigen Monaten die größte Armee aus dem Boden stampfte? Ist er nicht unendlich reich, dieser von mir gefürstete Räuberhauptmann? Meine Kassen sind leer . . .“

„So füllen wir sie wieder auf, Majestät“, rät Lämmermann eilfertig dem Kaiser.

Der Nuntius rutscht unbehaglich auf seinem Stuhl. Mit einem vollen Geldbeutel ist er freilich auch nicht nach Wien gekommen. Schon Unsummen hat der Heilige Vater für diesen Krieg aufgewendet. Von dem spanischen Gold erst gar nicht zu reden. Wenn den Gegnern immer neue Schwerter wachsen, helfen zuletzt auch die päpstlichen Goldströme nicht mehr. Dem Nuntius ist es gar peinlich, daß nun der Kaiser wieder auf seine schwachen finanziellen Kräfte hinweist. So macht Lämmermann dem Kaiser die Rechnung.

„Die Wallensteinschen Güter haben unter Brüdern einen Wert von acht Millionen Gulden. Finden wir die geeigneten Liebhaber, lassen sich aus des Friedländers und des Terzkis Fahrnis leicht zehn und zwölf Millionen lösen.“ Und ehe sich der Kaiser recht besinnen kann, legt ihm Lämmermann ein Schreiben vor:

„Alle Friedländischen und Terzkischen Länder und Fahrnisse, wo dieselben zu bekommen oder zu finden, sind in Unse-

rem Namen zu konfiszieren und bei einander in Bereitschaft zu bringen, da Uns selbe Güter durch nunmehr beider erfolgte meineidige Rebellion und Flucht zum Feinde als dem höchsten Königlichen Oberhaupte undisponierlich anheimfallen."

Ferdinand liest einmal, er liest zwei- und drei- und viermal. Vor dem Gemach hört man nur das Stampfen der Wache. Dann unterschreibt er langsam und bedächtig. Mit erlöstem Aufatmen legt er den Federkiel aus der Hand. Lämmermann befiehlt den Oberst Graf von Puchheimb zu sich und übergibt ihm den kaiserlichen Befehl. Er beordert Abschriften an seine vertrauten Generale. Habsburg hat wieder Geld in der Kasse. Der Krieg kann weitergehen.

Und als der Kaiser noch zweifelnd fragt, ob der Friedländer auch sicher in die Falle gehe, da bedeutet ihm Wilhelm Lämmermann, daß die protestantischen Schotten Gordon und Leslie und der irische Oberst Butler zum Vollzug der Strafe ausersehen wären. Der päpstliche Nuntius nickt zufrieden. Durch Ketzer soll der Abtrünnige vernichtet werden. Man muß die Spuren verwischen, und den Leichnam und die Ehre dieses Verräters schänden. So ist es längst in Rom beschlossen und Lämmermann bürgt dafür, daß die Befehle Roms in blindem Gehorsam ausgeführt werden.

Lauter Wortwechsel vor der Türe. Mit einem Hauptmann streitet die Wache. Lämmermann öffnet. Ein von langem Ritt beschmutzter Rittmeister begehrt, zum Kaiser geführt zu werden.

„Was bringst du mein Sohn?“ fragt huldvoll Ferdinand.

„General Ferari ist gestorben, Majestät!“

Es ist ganz still in dem Saal der Hofburg. Die Priester wechseln bedeutungsvolle Blicke. Ferdinand starrt entgeistert den Sprecher an. „Ferari ist gestorben“, haucht er fassungslos. Der kleine Mensch auf dem Stuhle der Habsburger, dem es an großen Entschlüssen und an Mut mangelte, der allezeit nur auf den Flüsterton seiner schleichenden Räte in Priestergewändern hörte, sieht wieder die Wellen des Unglücks hereinbrechen. „Und was sonst noch?“ fragt Ferdinand zögernd.

„Die spanische Armee ist geschlagen. General Aldringen wird von dem Weimarer hart bedrängt.“

„Die spanische Armee geschlagen“, wiederholt Ferdinand matt. Stand vor fünf Jahren nicht schon einmal der Schwede am Inn? War für die Ketzer der Weg nicht frei nach Wien? Hat er damals nicht den Mann geholt, der ihm seinen Thron rettete? Jenen Mann, den er jetzt zum zweitenmal absetzt und den er jetzt mit der Acht des Reiches belegt? Den er jetzt vor aller Welt zum Verräter stempelt?

„Es ist gut.“ Der Kaiser winkt und der mit Schmutz überzogene Rittmeister — er gehört zu der Friedländischen Reiterei — wankt hinaus. Neue Zweifel kommen über den erbärmlichen Mann auf seinem Thron.

Wilhelm Lämmermann kennt seinen Zögling. Er weiß, daß der im Stande wäre, durch eine zaudernde Dummheit sein ganzes Werk zu gefährden. So wühlt Lämmermann weiter. „Unsere Kassen sind leer, Majestät. Die Einziehung der Wallensteinschen und Terzkischen Güter gibt uns die Mittel für ein neues Meer. Entweder Wallenstein oder Ferdinand. Einer ist zuviel. Der Friedländer hat den Arm erhoben ...“

„Macht was ihr wollt“, weicht Ferdinand diesem Berg der geschickt zusammengetragenen Tatsachen aus.

„Mit den Sachsen schließen wir einen Sonderfrieden“, rät Lämmermann wieder.

„Frieden mit den Ketzern?“ fragt ungläubig der Kaiser.

„Das würde der Heilige Vater schwerlich verstehen“, läßt sich mit sauerfüßem Gesicht der päpstliche Nuntius vernehmen.

„Wir haben mit unverrückbaren Tatsachen zu rechnen. Des Friedländers Beseitigung macht gewisse taktische Züge notwendig. Ein Sonderfrieden bedeutet keine Verbrüderung. Oder wär's jetzt das erstemal, daß der Heilige Vater auf den krummen Pfaden der Taktik wandeln würde? Die Regimenter Piccolominis und die von Gallas brauchen wir in Bayern.“ Lämmermann spielt sich als Stratege auf. „Vereint sind sie eine Macht, der weder Horn noch der Weimarer gewachsen sind. Freilich muß dabei die böhmische Flanke nach Sachsen freibleiben.

„Und wenn der Herzog von Weimar dem Friedländer zu

Hilfe eilt?“ zweifelt Ferdinand weiter. Der Kaiser vermag die Größe dieses Spieles nicht zu übersehen.

Lämmermann macht dem tatenhemmenden Geschwätz ein Ende. „Der Verräter stirbt.“

„Dreitausend Seelenmessen für den Abtrünnigen“, antwortet in bigotter Ergebenheit der am jesuitischen Gängelband geführte Sabsburger.

*

„Die Wälder sind von drohender Unheimlichkeit“, sagt der Herzog Albert von Sachsen-Lauenburg zu dem neben ihm reitenden Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld.

„Die Wege sind grundlos. Je weiter wir nach Osten reiten, desto unbehaglicher wird die Wirtschaft. Wenn wir nur in keine Falle gehen. Der Pfalzgraf kann an eine Versöhnung mit dem Friedländer nicht glauben. Am Ende steckt er mit den Jesuiten unter einer Decke.“

„Der Kurier des Friedländers riet zur Eile“, schnurrt der Herzog auf den Einwurf seines Freundes. „Es kann ja nicht mehr weit sein nach Eger.“

„Und wenn er ohne Heer zu uns kommt?“ gibt der zweifelnde Pfalzgraf zurück.

Im wirbelnden Schneesturm wird jede Sicht unmöglich. Schnaubend arbeiten sich die Pferde vorwärts. „Wenn wir nur den Friedländer haben. Sein Name wiegt eine Armee auf.“ Voll Zuversicht ist der Herzog.

„Was soll uns ein Feldherr ohne Soldaten?“ Dem Pfalzgrafen war die Eile verdächtig, mit denen des Friedländers Boten warben. „Will er uns gar eine Falle stellen? — Es ist kein Verlaß mehr auf Menschen. Der Verrat geht um in den deutschen Gauen. Fürstenthronen werden verhandelt wie Kochtöpfe. Wer mag den Großen noch trauen in dem blutigen Spiel?“

„Du hast sonderbare Sorgen“, lacht der Herzog von Lauenburg. „Wer jung ist, muß an seinen Stern glauben.“

„Ich sehe nur schwarze Wolken und Dreck und Pulverdampf und Blut.“ In das düstere Ahnen des Pfalzgrafen dringen die Hörner einer schneidigen Kavalkade.

„Da ist endlich Bernhard!“ ruft freudig der Lauenburger.

„Im nächsten Nest wollen wir rasten“, wirft Bernhard von Weimar im Vorüberreiten den beiden Freunden zu.

„s wird gut sein. Die Pferde sind abgetrieben und wir müssen frisch sein, wenn wir nach Eger kommen“, gibt der Pfalzgraf dem künftigen Herzog von Franken Bescheid.

Der Waldweg lichtet sich. Im verschneiten Oval eines Tales liegt eine Ortschaft. Wieviel Kriegsvölker mögen in diesen sechzehn Jahren nun schon diesen Weg gezogen sein? Die Herdfeuer rauchen, die Bauern füttern das Vieh. Der Frieden des Winterabends liegt über den dürftigen Dächern.

Die Ortschaft ist groß und hat unter den Wirren des langen Krieges kaum gelitten. Von hier aus soll es noch zwei Reitstunden nach Eger sein. In die Gehöfte brechen die Reiter, koppeln ihre Pferde an, suchen nach Futter, für sich und die Tiere. Bald wimmeln die Gassen vom Kriegsvolk. Der Troß kommt heran. Zelte werden aufgeschlagen. Zu den Weibern in die bedachten Troßwagen schlüpfen die Reiter. Seltsame Ehebetten auf rauhen Kriegsfahrten. Und wo erst die Dirnen hausen, will das Gedränge kein Ende nehmen. Der Schwede hatte einst die Weiber im Lager nicht geduldet. Aber zu lang dauert schon der Krieg. Es ist besser, die Soldaten bringen ihre Weiber mit, als sie vergewaltigen die Mädchen und Frauen der Bauern.

Bernhard von Weimar hat sich eine Schenke gesichert. Die größte, die in der Ortschaft vorhanden war. Franz Albert von Sachsen-Lauenburg und der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld haben sich zu ihm gesellt. Sie strecken sich aus auf dem harten Holzboden. Im Sattel sind ihre Glieder frumm geworden.

Der zweifelnde Pfalzgraf verstört auch den Herzog von Weimar. „Wer bürgt uns dafür, daß uns der Friedländer nicht in eine Falle lockt?“

„Wem das Wasser am Galse steht, der ersinnt keine List.“ Bernhard mag keine Probleme wälzen. Auf den Gassen freischn die Weiber. Wie Jahrmarkttrubel klingt alles. Sein Adjutant macht Meldung, daß die Wachen ausgestellt sind. Die Ordonnanz bringt ein Licht in die düstere Stube. Die

Flamme geistert über den Tisch zu einem Kreuzifix in der Ecke. Wie ein Gespenst blickt der Gekreuzigte zu den Kriegern. Ist das sein Wille, daß sich die Völker um seinetwillen mordeten, daß um seinetwillen die Länder verwüstet werden? Kann das der Wille des Erlösers der Menschheit sein?

Es ist ein grausig hartes Würgen um die Macht. Im Namen des Gekreuzigten; ein schändlicher Mißbrauch seines Namens. Von Rom, vom Kaiser, von dem Cardinal an der Seine, von den Schweden. Nur einer hat den Trug klar erkannt, der Friedländer, der über den Konfessionen steht, der nur den Menschen sieht und nicht nach seinem Gebetbuch fragt, der weiß, daß die deutschen Gaue ein Spielball fremder Völker geworden sind, und der jetzt dieses entwürdigende Spiel beenden will. Der Wallensteiner kennt den Egoismus der deutschen Fürsten genau so gut wie die gefährlichen Schliche der Jesuiten.

Die übermüdeten Freunde schnarchen. Bernhard hält die Sorge wach. Er steht auf und geht hinaus. Die Wachen geben den Weg frei. Unter der Türe stößt er auf eine Frau.

„Was willst du?“ fragt er barsch.

„Zu euch“, sagt sie schlicht und in einem Ton, der den harten Krieger aufhorchen läßt.

„Zu mir?“ Bernhard sieht das wohlgeformte Gesicht. Seine Blicke umfassen die schlanke Gestalt. „Gehörst du zum Troß?“ fragt er rauh.

„Mich wirft der Krieg bald hierhin bald dorthin; aber zu eurem Troß gehöre ich nicht“, sagt die Frau herb. „Nur euer Schicksal möchte ich deuten.“

„Mein Schicksal liegt in den Sternen“, lacht Bernhard und er fühlt, wie ihm wohllich das Blut zum Herzen fließt.

„So sagt der Wallensteiner auch und er weiß nicht, daß er seinen Glauben einem Betrüger schenkt.“ Das Weib faßt nach der Hand Bernhards und sieht auf seine Handlinien.

„Was weißt du von dem Friedländer und seinen Freunden?“ fragt überrascht Bernhard von Weimar.

„Ich weiß, was ich weiß. Wäre er nicht einem Schwindler in die Hände gefallen, wäre er lange bei euch.“

„So kommst du aus Eger?“ Bernhard forschet in dem schö-

nen Gesicht der Frau. Aber deren Augen sind von unergründlicher Tiefe. Sein Verstand wägt und sein Herz brennt. Seine Arme umfassen den schlanken Leib des Weibes. Er zieht sie ins Haus, erklettert mit ihr eine schmale Treppe, stößt die angelehnte Türe einer Kammer auf und schließt wieder zu. Er will Mensch sein.

Während Bernhard in der dürftigen Kammer einer Dorfschenke eine ihm unbekannte Frau umarmt, die in ihrer bezaubernden Anmut von Eger und von Wallenstein plaudert, jagen wieder friedländische Kuriere durch die Gassen und finden das Quartier des Herzogs Bernhard. Die Wachen poltern an die Türe der Wirtsstube. Der Lauenburger erhebt sich ächzend mit lahmen Gliedern. Oberst Butler sei nicht zuverlässig, melden ihm die Boten. Nach Bernhard ruft der Lauenburger. Aber der Weimarer meldet sich nicht. So befiehlt er zwei Schwadronen Kürassiere zu sich. Den Pfalzgrafen läßt er schlafen. Er steigt mit seinen Reitern in den Sattel und läßt sich von Wallensteins Kurieren in die Nacht hinausführen.

Der Morgen dämmt herauf. Bernhard will nach dem seidenweichen Haar der hingebenden Frau fassen. Aber der Platz neben ihm ist leer. Er erhebt sich und öffnet den Fensterladen. Der junge Morgen blickt herein. Sein Fuß stößt an ein raschelndes Pergament. Er hebt es gedankenlos auf und steckt es ein. Die knarrende Treppe humpelt er hinab. Jetzt wach geworden, fragt er die Wachen, ob eine Frau das Haus verlassen habe. In die Wirtsstube tritt er. Da schnarcht noch immer der Pfalzgraf, als ob er in einem daunenweichen Himmelbett läge.

Die Wache bekundet, daß eine Frau noch in der nächsten Frühe das Haus verließ. Bernhard hat kaum Zeit darüber nachzudenken, da springt ein Reiter vor. Atemlos fällt er aus dem Sattel. Die Soldaten der Wache fangen ihn auf. Aus vielen Wunden blutet der Kürassier. Stockend gibt er Bericht: „Lauenburg gefangen — Abgesandte Friedlands — Butlerische Dragoner.“

Bernhard wird nicht klug aus der wirren Rede. Träumt er? Er reibt sich die Stirne. Polternd erhebt sich in der Stube

der Pfalzgraf. Der blutende Kürassier scheint abzuschneiden. Eine Ordonnanz reibt dem Wunden die Lippen und Schläfen mit Wein.

„Abgesandte Friedlands — Butlerische Dragoner — der Lauenburger gefangen.“ Bernhard hält jetzt das Pergament zwischen den Fingern. Er tritt unter die Türe und liest. Ungelenk und grob ist die Schrift, so, als ob nicht eine Frauenhand die Feder geführt hätte. Er buchstabiert und reimt und langsam kommt es ihm zu deutlicher Gewißheit, daß er in dieser Nacht überlistet worden ist. Solange er in des Weibes Armen lag, wurde der Friedländer feige gemordet. Er und die, die ihm noch treu geblieben waren.

Und der sterbende Kürassier bestätigt, wie die in Friedländischer Livree verkleideten Butlerischen Dragoner den Lauenburger in die Falle locken mußten. Der Anschlag ist ihnen gelungen.

Soll Bernhard nach Eger reiten? Ohne Geschütze sind seine Kräfte zu schwach. Was will er überhaupt in Eger? Der Friedländer, den er aus den Klauen seiner Mörder retten wollte, ist nicht mehr. Sabsburg und die Jesuiten haben den größten Deutschen dieser Zeit gemordet. Wallenstein wollte ein starkes Reich und den Frieden — Sabsburg hat sein Werk verraten.

Bernhard von Weimar läßt zum Ausbruch blasen. Zurück! Er nimmt das Gold des Kardinals an der Seine und führt seine Truppen durch die deutschen Gaue.

Sechzehntes Kapitel

Der Weg aus dem Chaos

Des Friedländers Pläne ertranken in seinem eigenen Herzblut. Sabsburg, Rom und Jesuiten triumphierten über das Kühne Wollen des Wallensteiners. Blutig waren die Wege, die endlich nach Münster und Osnabrück führten, wo das Chaos deutscher Vielstaatlichkeit nach dem Willen des verschlagenen Kardinals an der Seine sanktioniert wurde. Franzosen, Schweden und Sabsburger bestimmten das Gesicht der deutschen Landkarte. Kardinal Richelieu, der geschickt die politischen Vorteile Frankreichs mit den politischen Machtansprüchen der Kirche vereinigen konnte, hatte in Mazarin einen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Mit dem Ergebnis der Politik dieser beiden Männer konnte der Heilige Stuhl zufrieden sein: Der große Aufstand der deutschen Seele gegen den hierarchischen römischen Panzer war im Blute erstickt worden. Und viele deutsche Gaue wurden durch die von Jesuiten geführte Gegenreformation wieder der alleinseligmachenden Kirche unterworfen.

Zur gleichen Zeit — es war im Jahre 1685 — als Ludwig XIV. von Frankreich das Edikt von Nantes aufhob, das den ein starkes Jahrhundert zuvor nicht umgebrachten Zugenotten Glaubensfreiheit zusicherte, bestieg der katholische König Jakob II. den englischen Königsthron, gewillt, das Werk der „Ketzerin“ Elisabeth zu vernichten. Der römische Aufmarsch war günstig gewählt. Der Große Kurfürst, der die Sache der Reformierten zu der seinen machte, war in der schwedischen, kaiserlichen und französischen Zange. Und so sehr sich der kluge Politiker und große Soldat auch bemühte, den Zugriffen seiner neidischen Nachbarn zu entschlüpfen, er mußte mit bescheidenen territorialen Erfolgen sein Leben beschließen.

Aber sein Schaffen zeigte den Weg aus dem Chaos. In

nimmermüdem Eifer schuf er den preußisch-brandenburgischen Staat. Er wurde zum Vorkämpfer der Reichsfreiheit gegenüber den Habsburgern. Von der Ohnmacht des Westfälischen Friedens strebte er in zäher Unbeirrbarkeit nach dem Gipfel deutscher Großmachtpolitik. Die überall offenen Grenzen zwangen ihn zur Schaffung eines stehenden Heeres. „Allianzen seindt zwar gutt, aber Eigene Kräfte noch besser, darauff kan man Sich sicher Verlassen ...“, schreibt er 1667 in seinem politischen Testament. So hat der Glaube an die eigene Kraft den preußischen Staat geschaffen.

Eine Tat von weltpolitischer Bedeutung war des Großen Kurfürsten Bündnis mit Holland, das sich gegen die katholischen Stuarts in England richtete, und das den Kampf gegen die französische Hegemonie in Europa einleitete. Am 9. Mai 1688 ist der Große Kurfürst gestorben; am 5. November des gleichen Jahres landete Wilhelm von Oranien siegreich in England. Roms größter Schlag nach dem dreißigjährigen Kriege war abgewehrt.

Wie denkst du über das Kraut, Friedrich?“ Mit den aufgekrempelten Hemdärmeln wischt sich der Kurfürst den Schweiß von der Stirne und reckt sich ächzend, als ob er weiß Gott für eine schwere Arbeit getan hätte.

„Kurfürstliche Gnaden werden verzeihen“, stottert verlegen der alte Gärtner. „Ich weiß wahrhaftig nicht, was man mit den grünen Dingen anfangen soll. Salten zu Gnaden...“

„Bei den Holländern gibt's diese roten Äpfel zu jeder Tageszeit. Warum wollen wir uns nicht an diese Frucht gewöhnen?“

„Salten zu Gnaden, aber auf masten Stauden können keine Äpfel wachsen. Dazu schmecken sie so wässerig. Salten zu Gnaden.“ Der Gärtner verzieht geringschätzig den Mund. „Und der Koch weiß ja auch nicht, was er mit den Dingen anfangen soll.“

„Der Koch ist ein Esel. Was die andern essen können, kann auch für uns nicht schlecht sein.“ Befriedigt betrachtet der Kurfürst Friedrich Wilhelm die Tomatenstauden im Garten hinter dem Potsdamer Stadtschloß. Er selbst hat die Frucht aus Holland mitgebracht. Nun wollen seine Berliner nicht

anbeissen. Er geht weiter durch den Garten und streichelt liebevoll ein Bäumchen, das er im vergangenen Jahre mit dem Reis einer anderen Sorte gepfropft hat. Die Triebe haben schön angesetzt. Mehr läßt sich ja doch nicht tun, als sorgsam hegen und pflegen. Mit den Menschen ist es nicht anders, denkt der Kurfürst. Da ihn die milde Frühlingsluft müde macht, will er sich an seinen Schreibtisch zurückziehen.

Unter dem Eingang des Schlosses begegnet ihm Dorothea, seine Frau. „Spanheim ist aus Paris zurückgekehrt, Fritz. Aber laß ihn doch warten. Die Sonne wird dir gut tun.“ Und die neckische-Prinzessin Maria von Oranien, die im hellen Kleid wie der Frühling von der Treppe herunterschwebt, weiß so herzlich zu bitten, daß bei dem alten Kurfürsten auf einmal alle Müdigkeit verfliegt.

„Spanheim wird wichtige Dinge haben“, läßt sich der Kurfürst ernst vernehmen. „Das Edikt von Potsdam hat den eitlen König tief verletzt. Und seit vollends die zwanzigtausend Flüchtlinge bei mir Aufnahme gefunden haben, schäumt er vor Wut. Spanheim hatte sicher keinen leichten Stand.“

„Du mußt es ja wissen, Fritz.“ Traurige Ergebenheit vertreibt die Hoffnung. Bislang hat die Kurfürstin ihren Mann auf all seinen Fahrten begleitet. Sie zog mit ihm in den Krieg und teilte mit ihm das Zelt; sie durchreiste mit ihm das Land; sie half ihm getreulich in den Städten und in den Dörfern. Seit die französischen Flüchtlinge im Lande sind, will die Flut der Sorgen nicht mehr verebben. Die grauen Tage des Winters waren ausgefüllt mit langen Besprechungen.

„Ich werde im Grabe nicht ruhen können, wenn ich mich nicht zuvor an Frankreich gerächt hätte.“ Mit diesen grimmen Worten stampft der Kurfürst schweren Schrittes weiter und läßt die Frauen stehen.

Der Kabinettssekretär Stosch kreuzt seinen Weg. „Ist die Ordre zur Befestigung Wesels ausgeführt?“ Der alte Kurfürst ist ganz Ungeduld.

„Der Kommandant von Wesel hat die Unterweisungen erhalten“, beeilt sich Stosch.

Friedrich Wilhelm verschnauft. „Der Jüngste bin ich nicht mehr. Das Alter hockt mir in den Knochen. Aber für meine

Pläne möcht' ich noch zwei Leben haben. Ist das neue Regiment für Westfalen geworben?"

„Das neue Regiment ist angeworben, aber . . .“

„Was aber?“ unterbricht Friedrich Wilhelm schnaubend und drückt Krückstock und Treppengeländer.

„Wenn die Subsidien nicht eintreffen, können wir das Regiment nicht halten.“

„Die verdammten Schweinehunde“, poltert der Kurfürst. „Wenn sie nicht wollen, rebelliere ich. Alle Verträge werde ich zerreißen. Alle. Ich will nicht dauernd durch die Subsidien in die Zange genommen werden. Ein Staat wie der preussische braucht Soldaten! Sonst haben wir dauernd die Läuse im Pelz.“

„Die Holländer haben bezahlt“, wirft der Kabinettssekretär ein.

„Dafür erhalten sie auch eine Division. Lange kann's ja nicht mehr dauern. Ist Fuchs aus Holland schon zurück?“

„Fuchs wartet, kurfürstliche Gnaden.“

„Spanheim wartet, Fuchs ist da. Wer noch? Da geht ja Gott sei Dank das Geschäft nicht aus.“ Langsam steigt der Kurfürst die Treppe hinauf, die angebotene Hilfe seines Kabinettssekretärs ablehnend.

„Der französische Gesandte Rebenac hat sich angemeldet. Baron Freitag von Goedens wünscht vorgelassen zu werden. Er hat sich einstweilen zum Kurprinzen begeben.“

Friedrich Wilhelm runzelt die Stirne. Was will der österreichische Gesandte bei seinem Sohn? „Sonst noch was los?“

Der Kabinettssekretär klappt eine Mappe auseinander. „Marschall Schomberg wartet auf Ordre; der Fürst von Anhalt bittet um eine dringende Privataudienz; Graf von Schwerin will seine Vollmachten für seine Reise nach Wien; die Handwerker von den französischen Flüchtlingen wollen ihre Aufwartung machen.“

„Wo sind sie?“ Der Kurfürst überstürzt sich in Fragen und Stosch wird geradezu fassungslos. Als ob jetzt die Handwerker mit ihrem Kram das wichtigste wären. Stosch führt seinen Herrn in einen nüchternen Raum, wo die Weber und Färber, die Glaser und Schreiner warten. Sie bringen dem

Herrn des Landes Geschenke, wahre Meisterstücke, die das Herz des Kurfürsten erfreuen. Er spricht sich nicht nur sehr anerkennend über diese Arbeiten aus, er läßt ihnen auch erhebliche Beträge aus der Staatskasse anweisen. „Wir müssen uns selber helfen“, ist der oberste Grundsatz seines Handelns.

Während er mit dem Kabinettssekretär Stosch nach der herzlichsten Verabschiedung der französischen Flüchtlinge, die in seinen Landen eine Heimat gefunden haben, über den langen Gang des Potsdamer Stadtschlusses geht, überlegt er, warum wohl die Menschen, die um ihres Glaubens willen aus Frankreich vertrieben wurden, nach Preußen kamen, soweit sie Handwerker und Bauern waren; und warum nach England die hugenottischen Kaufleute und Händler zogen? Aber er beantwortet sich diese Frage nicht. Mit dieser Teilung ist er durchaus zufrieden.

„Hat sich doch bezahlt gemacht, daß ich für das erste Paar Strümpfe und für das erste Hemd, das in meinem Lande gewoben wurde, hundert Taler bezahlte“, sagte der Kurfürst befriedigt zu Stosch. „Der preussische Staat muß sich auf sich selber stellen. Wenn meine Untertanen das begriffen haben, dann will ich gerne sterben.“

„Spanheim und Fuchs warten, Kurfürstliche Gnaden“, mahnt Stosch wieder.

„Klarheit muß ich haben! Einen Weg muß ich sehen aus der Wirrnis!“ Der Krückstock klopft auf die Steinfliesen, daß der Gang widerhallt. Die Bedienten drücken sich scheu in die Ecken. So beginnen stets die Gewitter im Potsdamer Stadtschloß. Die im Schloß lebenden Menschen kennen die Zeichen.

„Ich bin am Ende und sehe noch keinen Anfang.“ Der Kurfürst bleibt stehen, als ob er verschnaufen müßte. Stosch wagt kein Wort. Was sollte er auch seinem Herrn raten? Weiß er doch selbst nicht, wo sich ein Pfad aus diesem Wirrsal zeigt.

Der Kurfürst sucht Franz Meinders auf, der ihm vor einigen Jahren das Gutachten für das französische Bündnis überreichte. Stosch schleicht scheu hindendrein.

Franz Meinders, der Geheime Rat, brütet über den Akten.

Er blickt kaum auf, als der Kurfürst mit seinem Sekretär das Zimmer betritt. Kurfürst Friedrich Wilhelm liebt es nicht, wenn seine Beamten Geschäftigkeit und Ergebenheit heucheln. Jedes Beamten Verdienst wird genau beachtet. Wer seine Pflicht tut, hat Verbeugungen nicht notwendig. So sagt der Kurfürst. Sein pflichtgebundener Wille bestimmt in Potsdam das Regemaß der Stunde.

„Der Kaiser läßt sich nimmer länger hinhalten“, beginnt der Kurfürst ohne Umschweife. „Mir scheint, die Zeit des Schaukelns ist überhaupt vorbei.“

Meinders räuspert sich über den Akten und blickt den Kurfürsten groß an. „Es wäre vorteilhaft, kämen wir mit Osterreich in ein anständiges Verhältnis.“

„Frankreich wird die Subsidien nicht mehr bezahlen“, stöhnt Friedrich Wilhelm gequält.

„Man verliert zwar die Subsidien; aber man gewinnt an Reputation.“ Meinders denkt an die üble Nachrede, die die Verbindung mit Frankreich nach sich gezogen hat. „Zudem ist es dem Wiener Hofe erwünscht, wenn Brandenburg in dem Türkenkriege Hilfe leistet.“

Friedrich Wilhelm schweigt. Er hatte gedacht, die Sorgen würden kleiner, wenn Preußen gewachsen ist. Aber seit die großen Mächte seine Freundschaft suchen und ihn umgirren, wie junge Männer eine schöne Frau, seitdem ist die Verantwortung noch gewachsen.

„Auf den Prinzen von Oranien dürfen wir unbedingt zählen“, fährt Meinders fort. „Selbst Schweden sucht eine Annäherung. Mit den Reichsfürsten stellen wir uns gut. Holstein ist sicher. Dänemark ist ohne Bedeutung und mit der Republik Polen besteht das beste Einvernehmen.“

Meinders entwirft ein genaues Bild der politischen Lage. Und in dem Kurfürsten wird es klar. Er dankt für die Lektion und verläßt mit Stosch die Kanzlei seines Beraters.

„Klarheit!“ Der Krückstock poltert wieder auf dem steinigen Boden. „Wo ist der Gesandte Spanheim?“

„Hier, kurfürstliche Gnaden!“ Stosch beeilt sich, die Türe zu einem vornehm ausgestatteten Empfangssalon zu öffnen. In diesem Raum werden die Vertreter der fremden Mächte

empfangen. So einfach die Räume des Schlosses auch ausgestaltet sind, so prunkvoll ist dieser Saal hergerichtet.

„Fatale Lage, Spanheim, fatale Lage!“ Der Kurfürst zeigt Besorgnis.

„Es war vorauszusehen, daß das Edikt von Potsdam in Paris keine freudige Aufnahme finden werde. Aber wir müssen weiter auf dem Weg, den Eure kurfürstliche Gnaden einmal beschritten haben.“ Spanheim, der preussische Gesandte in Paris, spricht mit Überzeugung. Und als der Kurfürst sinnend schweigt, fährt der Gesandte fort: „Der französische König fordert, daß wir den französischen Flüchtlingen die Grenzen sperren.“

„Wer ein rechtschaffener Kerl ist, dem kann Brandenburg zur Heimat werden. Sag Er das dem König von Frankreich, Spanheim! Ich habe keinen nach seinem Katechismus gefragt, als er sich unter den Schutz des preussischen Staates stellte.“ Der Kurfürst poltert laut. Der Geheimsekretär Stosch duckt sich furchtsam. Er kennt die Wutausbrüche seines Herrn und aus Erfahrung weiß er, daß in solchen Augenblicken seine Nachbarschaft gefährlich ist.

Spanheim hat freilich auch keinen anderen Bescheid erwartet. „Dem Allerchristlichsten König von Frankreich habe ich bereits die unbeirrbarere Meinung Eurer kurfürstlichen Gnaden mitgeteilt. Zwar drohte er mit der Rückziehung der Subsidien; aber ...“

„Dann soll er sein Geld behalten“, unterbricht barsch Friedrich Wilhelm den Gesandten. „Ein Leben lang habe ich an Brandenburg-Preußen gebaut; ein Leben lang habe ich gesorgt, hab' mich gemüht, hab' gekämpft, habe Demütigungen eingesteckt, Bündnisse geschlossen und wieder gebrochen. Wie ein Seiltänzer kam ich mir vor, wie ein alberner Taschenspieler. Speiübel ist mir's oft dabei zumut gewesen. Wenn ich glaubte, ich hielte die Zügel des Schicksals in der Hand, dann kamen die allerchristlichsten Staaten und zückten den Doldh nach mir. In der französisch-schwedischen Zange wurden mir die Kanten abgezwicket. Es waren schmerzvolle Torturen. Aber ich werkte von früh bis spät. Nun ist's so weit. Brandenburg muß sich selber helfen können.“

„So wollen Eure kurfürstliche Gnaden die Allianz mit Frankreich aufgeben?“ Spanheims Gesicht ist fassungslose Betroffenheit.

„Ich werde den Vertrag nicht kündigen. So der König von Frankreich meine Haltung begreift, mag das Bündnis ruhig weiter bestehen. Es mag bestehen, auch wenn der Sinn des Vertrages heute bereits ganz zwangsläufig anders gedeutet werden muß.“ Der Kurfürst überlegt einen Augenblick, ob er den Gesandten in seine weiteren Pläne einweihen soll. Er unterläßt es jedoch, um ihm seine Unbefangenenheit nicht zu rauben. Gesandte wirken immer glaubhafter, wenn sie unbefangen sind.

„Das Schwert wird geschmiedet gegen den Allerchristlichsten König von Frankreich.“ Mit diesen Worten verläßt der Kurfürst seinen Gesandten. „Ich werde im Grabe nicht ruhen können, ich hätte mich denn nicht zuvor an Frankreich gerächt.“

Das Selbstgespräch fortsetzend, tritt der Kurfürst kurz bei Paul Fuchs ein. Der war in wichtiger Mission in Holland. Auf den Oranier ist Verlaß. König Jakob kann auf die englischen Truppen, die in holländischen Diensten stehen, nicht zählen. Der englische König steht unter dem Einfluß der Jesuiten und Franzosen. Fuchs bringt aus Holland sichere Beweise. An der Straße von Wesser hängen lange Reihen geteeter Dissenters. Der Aufstand in Westengland ist zwar mißlungen; aber was schadet's. In England arbeitet die Zeit gegen Frankreich. Der Prinz von Oranien ist bereit, die glaubensfanatischen Stuarts zu verjagen.

Paul Fuchs gibt einen sachlichen, fast nüchternen Rechenschaftsbericht. Der kluge Politiker und Berater des Kurfürsten hat die Kräfte gewogen. Er erkennt, wie unendlich schwer ein Waffengang mit den katholischen Allianzen sein wird, zumal ja Schweden als protestantische Macht im Schlepptau der Jesuiten liegt. Aber Fuchs war es, der den Kurfürsten wieder fest an den Oranier gebunden hat, denn der Prinz von Oranien war ausersehen, die von Jesuiten beherrschten Stuarts vom Thron zu heben. Und ist erst wieder einmal England frei, so frei wie es unter Elisabeth ge-

wesen ist, dann darf auch Preußen-Brandenburg seine Kräfte regen. So rechnet Paul Fuchs.

Und der Kurfürst, der unverzagt über Berge von politischen Mißerfolgen kletterte, ein Leben lang, trotz aller militärischen Erfolge, der Kurfürst sieht einen klaren Weg. Wohl hat Jakob II. im Augenblick noch kein Interesse daran, das europäische Gleichgewicht verändert zu wissen; aber sein Sturz muß eine neue Verteilung der Kräfte bringen.

„Vorsicht mit dem Hause Habsburg!“ mahnt Fuchs, als der Kurfürst ihn verläßt.

Friedrich Wilhelm lächelt wissend. „In der Wiener Hofburg sind die Jesuiten noch mächtiger als in dem Schlosse von Versailles.“

Vor der Türe trifft der Kurfürst den Lehrer des Kurprinzen, Eberhard Danckelmann. Der Kurfürst faßt den Alten am Arm und zerzt ihn mit sich in sein Arbeitszimmer. Der Kabinettssekretär erinnert seinen Herrn daran, daß der Gesandte Nebenac um eine Audienz nachgesucht habe und daß auch der kaiserliche Abgesandte, Baron Freitag von Goedens, in der Stadt weile.

Aber der Kurfürst wehrt müde ab. „Muß man erst alt werden, um zu sehen, welche Dummheiten man in seinem Leben gemacht hat?“

„Die Taten der Jugend sind der Bedächtigkeit des Alters vorzuziehen. Der Himmel hält es mit der himmelftürmenden Kraft ...“

„Der Himmel hält es mit den Jungen, Danckelmann. Ein Reich wollt' ich schaffen, im Norden wollte ich einen Staat bauen, ein Volk wollt' ich schmieden, ein Volk, das stets eingedenk sein muß, wie es die offenen Grenzen seines Landes schützt ...! Was habe ich erreicht, Danckelmann?“ Müde Resignation ist im Augenblick die mächtige, achtungsgebietende Gestalt des Kurfürsten.

„Kurfürstliche Gnaden haben den Weg bereitet“, spricht Danckelmann fest. „Können wir mehr als Wegbereiter sein für die Kommenden?“

„Will's der Himmel, daß Er mir ein sauberes Reis in meinem Garten großgezogen hat.“ Der Kurfürst seufzt und

schweigt. Dancelmann denkt mit Sorgen an das Zerwürfniß zwischen dem Vater und dem Sohne, der sich heimlich mit dem österreichischen Gesandten getroffen hat und der ein heftiger Widersacher der Politik seines Vaters ist. Wird jetzt der Kurfürst nach dem Verbleib seines Sohnes forschen, ich müßte ihn anlügen, denkt Dancelmann. Dancelmann ist der Vertraute des Kronprinzen.

Doch der Kurfürst platzt mit einem neuen Plan heraus: „Dancelmann, ich will eine von den christlichen Konfessionen unabhängige Universität errichten. Nicht der Schatten der Jesuiten, noch die puritanische Strenge der Reformierten sollen das Forschen des menschlichen Geistes beeinflussen können.“

Fassunglos starrt der alte Gelehrte den Kurfürsten an. Hat er recht gehört? Eine von den Konfessionen unabhängige Universität will der Kurfürst errichten? Will er etwa die Konfessionen von den Kathedern verjagen?

„Wenn die Wissenschaft dem Volke dient, dient sie Gott. Das sollen auch die Pfaffen respektieren!“ hört der stauende Dancelmann den Kurfürsten sagen. „Die Seelenjagd ist mir zuwider. Was kümmern sich meine Untertanen um das erbärmliche Geseilsche der geistlichen Gelehrten? Ist der Streit auf den Lehrstühlen um Dogmen nicht widerlich? Sie geben vor, die Wahrheit zu sagen, und werfen täglich neue Netze der Lüge. Dancelmann“ — und die Stimme des Kurfürsten klingt versonnen — „ein langes Leben bin ich in dieser Welt voll Lüge und Trug umhergeirrt. Und jetzt, da ich einen Weg aus der Wirrnis zu sehen glaube, jetzt, da ich festen Grund unter den Füßen spüre, jetzt, da ich einen Anfang habe, jetzt muß ich abtreten. Aber das ist unser aller Schicksal. Erkenntnisse vermittelt erst das Leben, und wenn wir sie gesammelt haben, ist es vorbei.“

Dancelmann lauscht den Worten des Kurfürsten nach. „Unser Lehrmeister ist das Leben selbst. Aber nach dem letzten Jahrgang dieser Schule leben wir fort in unseren Werken.“

„Eine Wissenschaft, die nicht dem Staate dient, darf sich nie auf den Staat berufen. Die kirchlichen Dogmatiker haben den menschlichen Geist gefangen gehalten. Ich will ihn be-

freien, Danckelmann. Wie die Menschen, die ihres Glaubens wegen aus ihrer Heimath verjagt wurden und in Preußen eine Freistatt gefunden haben, so sollen auch die großen Feuergeister in Preußen eine Freistatt erhalten." Der Kurfürst hat mit Begeisterung gesprochen. Dem alten Danckelmann wird es warm ums Herz. Wie falsch war doch seine Meinung von dem Kurfürsten, von dem er glaubte, daß er neben seinen Soldaten überhaupt keine Interessen kenne. Herrscht am Hofe in Potsdam nicht die Auffassung, das selbständige menschliche Denken werde hier eingeschnürt wie die Waden der Soldaten in die Gamaschen?

„Was nützen einem Staate seine Soldaten, wenn dieser Staat nicht getragen wird von einer Idee? Eine tragende Idee ist göttlich, weil sie der höchste Ausdruck menschlicher Gestaltungskraft ist. Freilich, kirchlich wird sie nicht sein. Die Gelehrten und Wissenschaftler, die Pastoren und Priester, haben dieser Idee genau so zu dienen wie meine Soldaten.“

Friedrich Wilhelm entläßt Danckelmann und diktiert seinem Geheimsekretär Stosch den geheimen Vertrag mit Sabsburg, nach dem ihm der zum Herzogtum Glogau gehörende Schwiebuser Kreis zufallen soll. Daß das Haus Sabsburg zu gleicher Zeit mit dem Kurprinzen ebenfalls eine Abmachung traf, nach der der Schwiebuser Kreis wieder an Oesterreich zurückfallen sollte, weiß der tätige Kurfürst freilich nicht.

Es ist spät geworden und immer noch sitzt der Kurfürst hinter seinem Schreibtisch und arbeitet, als wollte er in dieser Nacht sein Haus bestellen. Nach einem beruhigenden Brief an den französischen Minister Croissy diktiert der Kurfürst sein politisches Testament.

Der Geheimsekretär Stosch schreibt. Die Erkenntnisse eines arbeitsreichen politischen Lebens sollen für die Kommenden Wegweiser sein: ... „der unterschiedlichen Religionen, Sein Ihn allen Euren Landen drey, als die Reformierte, Lutherische, und die Römisch-Cattolische. In der Chur Brandenburg, Preußen Magdeburg, Pommern, Salberstadt, Minden, Graffschaft Marck und Rauensperg, sein die meisten

Lutherisch, und die wenigsten der Reformierten Religion zugehan, und ist Gott Lob die Chur Brandenburg und Pommern, von Pabstlichen, groben greulen und Abgötterey gantzlich befreihet, außer was die Lutherischen in Ihren Kirchen auß dem Pabstumb ahn Ceremonien behalten haben ...

Eure von Gott untergebenen Unterthanen musset Ihr ohne ansehung der Religion als ein rechter Landes Vatter lieben ...

Alliancen seindt zwar gutt, aber Eigene Kräfte noch besser, darauff kan man Sich sicherer Verlassen ...

Nehmet Euch woll in acht, daß Ihr nicht gar zu weitläufige Hofstatt haltet, Sondern ziehet denselben nach Gelegenheit der Zeit ein, und regulieret allemal die Ausgabe nach den Einkünften ..."

Das Licht ist beinahe hinuntergebrannt. Durch die Fenster Scheiben dämmert der junge Tag. Der Geheimschreiber Stosch sinkt über den geschriebenen Blättern zusammen. Wie ein erzener Kolosß sitzt der Kurfürst am Schreibtisch und diktiert.

„Achtzig Kapitalschiffe können sogleich in See gebracht werden“, meldet ein Kurier des Gesandten Diest aus dem Haag. Stosch ist über dem Schreibwerk eingeschlafen. Friedrich Wilhelm hat seine Erkenntnisse einem Vermächtnis anvertraut. Er starrt in das grelle Morgenrot.

Der eintretende Gardeoffizier verlangt die Parole für den Tag.

„London“ — haucht der Kurfürst.

Mit Oranien führt der Weg über London aus dem Chaos.

*

In der frühe des 29. April 1688 ist Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, gestorben. Seine letzten Worte waren „Amsterdam“ und „London“.

Das Lager von Bunzelwitz

Als Kurfürst Friedrich Wilhelm, den man den Großen nannte, im Frühjahr 1688 das Steuer des Staatsschiffes aus der Hand legen mußte, brach Wilhelm von Oranien ein ins römische Kevier und verjagte die Stuarts vom englischen Thron. Das Netz aber, das Kardinal Richelieu geworfen hatte, war fest geknotet; so sehr sich der preussisch-brandenburgische Staat auch bäumen mochte, er konnte die fesselnden Stricke nicht zerreißen. Was das Schwert des Großen Kurfürsten nicht zuwege brachte, glaubte der Gründer des preussischen Staates durch Verträge zu erwerben. Nach Wien und Paris warf er seine Angeln; mit List und Täuschung begegnete er den habsburgischen Neidern. Sein Sohn verwirtschaftete in prunkendem Pomp, was der Vater in einem langen Leben schuf.

Bis Friedrich Wilhelm I. in Potsdam das Regelmaß der eisernen Pflicht zum Staatsprinzip erhob. Wie ein Gutsherr reiste der König durch sein Land, das sandig, sumpfig und menschenleer war und von gewissenlosen Räten ausgesogen wurde. Über dem Kontobuch saß der preussische Gutsherr, rechnend und sorgend. Den üppigen Hofstaat des Vaters schaffte er ab; die kostbare Ausstattung der Schlösser ließ er verkaufen. An den europäischen Höfen wurde der sorgsame Hausvater nicht ernst genommen. Pommern und Kügn nahm er den Schweden ab. Der Mann, der ängstlich den Krieg mied, beugte sich ehrfurchtsvoll vor dem großen Schweden Karl, der nur durch seine Großmut aus Stralsund entfliehen konnte.

In Paris und Wien lachte man über den pedantischen Gutsherrn in Potsdam. Aber neben der Reorganisation der Verwaltung, neben der Schaffung des preussischen Beamtenkörpers schuf er ein Heer. Unter dem gleichen

Marschschritt der Bataillone, wie ihn Leopold von Anhalt-Dessau gelehrt hatte, erzitterte der preußische Boden. Mochte auch der greise Prinz Eugen in der Wiener Hofburg über den preußischen Drill lachen, ein Menschenalter später entschied der Gleichschritt der Preußen die Schlachten. Der preußische König, der zeitlebens nur ein Oberst war, weil er sich selbst nicht befördern konnte, exerzierte Offiziere, Soldaten und Beamte.

Die europäischen Höfe schickten dem marottigen König in huldvollem Scherz „Lange Kerls“, an denen er seine besondere Freude hatte und die täglich unter den Fenstern seines Arbeitszimmers exerzieren mußten. Aber zu den „Langen Kerls“ holte er zwanzigtausend Siedler in sein menschenleeres Land. Er warb um jeden Bauern mit der gleichen Inbrunst, wie er um seine Soldaten warb. Und als er nach harten Konflikten mit seinem Sohne Friedrich die Augen schloß, standen achtzigtausend Mann unter den Waffen und sieben Millionen Taler lagen in der Staatskasse. Der marottige Gutsherr von Preußen hatte eine neue Großmacht geschaffen, die das Gleichgewicht des europäischen Raumes sprengte. Zuerst mit Habsburg, dann mit den habsburgischen Allianzen mußte der Erbe dieses Gutsherrn die Waffen kreuzen. Ganz Europa stand auf wider den preußischen König. Und im Feuer blutiger Schlachten, in glorreichen Siegen und unheilvollen Niederlagen wurde der preußische Stil geboren. Er ist der sichtbarste Ausdruck des Aufstandes nordischen Geistes gegen das romanische Schuttwerk. In Sanssouci schuf „Der erste Diener des Staates“ nach dem Regelmäß eiserne Pflicht seine langen Tagewerke.

Da stehen wir nun Tag für Tag und glozen über den Graben. Weiß der Teufel, was der Alte eigentlich will.“ Der Grenadier am sperrenden Schlagbaum hängt seinen mürrischen Schädel über die Holzplanke, sehnsüchtig nach den Seydlitzschen Husaren blickend, die gerade das Lager zum Fouragieren verlassen haben.

„Du bist ja auch nicht der Alte. Brauchst du etwa wissen, was der denkt?“ fährt ihn der ältere Kamerad an. „Zwanzig Jahre batailliere ich nun mit dem Fritze, und ich habe noch nie gefragt, was er will.“

„Es steht verdammt lausig mit uns“, gibt der andere zu-

rück. „Verdammt lausig. Seit Wochen liegen wir hier im Dreck. Solange, bis wir alle krepieren. Was hat der Alte jetzt von seinen Siegen?“ Gar frech wirft der junge Soldat die Frage hin.

„Grünschnabel, damischer! Hast scheint's noch immer nicht gelernt, daß du als Soldat Ordre zu parieren hast. Der Soldat marschirt und schießt und kümmert sich nicht um Sachen, die er nicht versteht.“ Der alte Grenadier schultert sein Gewehr und geht mit schweren Schritten über die Bohlen der Holzbrücke, die den Haupteingang zum Lager von Bunzelwitz bildet. Es steht freilich lausig, gesteht er sich ein. Da hat der junge Schnösel recht. Aber zugeben darf man's nicht. So meint auch der Alte.

„Schweidnitz ist genommen“, bohrt der andere weiter. „Der ganze preussische Staat besteht jetzt aus diesem jämmerlichen Dreckhausen. Komm, laß mich passieren!“

„Wohin willst du?“ fragt barsch der Kamerad. „Hast du einen Passierschein?“

„In Kunzendorf hab' ich mich mit einem Mäd'el verabredet.“

„Glaub's wohl, daß dich der Haber sticht. Aber es ist gestrenge Ordre, daß niemand das Lager verläßt“, sagt unbarmherzig der alte Grenadier.

„Wozu einen Passierschein, wenn ich zu meinem Mäd'el will?“

„In Preußen herrscht Ordnung, verstehst?“ Der in vielen Schlachten ergraute Gardist nimmt seinen Gang wieder auf, ohne sich weiter um den Kameraden zu kümmern, der sich schimpfend in die Lagergassen verdrückt. Eine vierspännige Kutsche nähert sich dem Schlagbaum. Die Wache fragt nach dem Ausweis.

„Der Landrat von Frankfurt an der Oder zum König befohlen.“ — „Passiert.“ — So geht es nun schon den ganzen Tag. Dicke, fette Herren sitzen in den Kaleschen, und der alte Grenadier meint für sich, daß wohl etwas im Gange sei.

Der Adjutant des Königs biegt um die Lagergasse. Die Wache tritt unters Gewehr. Major Gaudi läßt die Soldaten wegtreten und blickt schweigend in den blutrot heraufsteigenden Mond.

„Man sagt, Schweidnitz ist gefallen“, macht sich der alte Grenadier an den Adjutanten des Königs heran.

Der wendet sich langsam um und seine Augen messen kühl den Soldaten. Der wird verlegen, ängstlich steht der alte Soldat. „Erzählt man sich diese Mär im Lager?“ fragt Gaudi langsam.

„Jawohl, Herr Major! In den Zelten wird davon gesprochen. General Jastrow hat die Festung den Österreichern übergeben.“

„Das ist nicht wahr, verstehst du mich, mein Sohn!“ Gaudis Stimme ist kalt und schneidend wie der Herbstwind, der aus dem Osten über die Felder braust. „Schweidnitz ist nicht gefallen! Sage das deinen Kameraden! Schweidnitz bleibt preussisch! Verstehst du?“

„Jawohl, Herr Major! Schweidnitz bleibt preussisch. Aber . . .“ verlegen stottert der ergraute Krieger. „Herr Major, den Graben will ich ausfaufen, wenn dort drüben nich was los ist. Da haben wir hinter den Dreckhaufen die Geschütze uffgestellt und in dem Graben haben wir Wasser rinjelaufen. Und immer haben wir jewartet, bis die Österreicher und die Russen kommen. Aber die Schlappijes haben keene Courage nich. Fuffzigtausend Mann haben wir noch . . .“

„Nach Kunersdorf sind es nur noch dreißigtausend gewesen“, unterbricht der Major den am Schlagbaum grübelnden Soldaten. Gaudi sinnt in die Herbstnacht hinein. Von drüben blinzeln die Lagerfeuer der Feinde wie die Sterne am kalten Himmel. „Was spricht man in den Zelten?“ fragt er.

„Jaz nichts von Belang, Herr Major! Aber dort hinten, wo Rußland liegt, habe ich jestern einen jroßen Stern mit einem langen Schwanz jesehen. Dat hat sicher was zu bedeuten, Herr Major. Und dann sind heute so viele Kuriere und Landräte jekommen. Da tut sich janz bestimmt wat.“

„'s wär wohl besser, als hier zu sitzen. Es tut sich was, Kamerad. Es tut sich was.“ Aus der Nacht grüßen Hornsignale. Die Seydlitzschen Husaren rücken wieder ein. Major Gaudi schlendert langsam durch das Lager. Dahin und dorthin horchend. Er geht dem flackernden Scheine der Lagerfeuer aus dem Wege. Fünfzigtausend Mann liegen im

Lager von Bunzelwitz. Das ist die ganze preußische Seeresmacht; das ist der ganze preußische Staat mit dem großen Ruhm unsterblicher Schlachten. „Man muß die Ohren steif halten“, sagt der harte Kriegsherr, wenn er sich im dämmernden Morgen erhebt und wenn er sich nach Mitternacht auf sein Feldbett von Stroh wirft. Den „Alten Fritz“ heißen ihn die Soldaten. Sie glauben an ihn, wie an einen Gott. Weil er auch im Unglück unter ihnen ist. „Man muß die Ohren steif halten“ — das ist das geflügelte Wort im Lager von Bunzelwitz.

Vor dem großen Zelt des Königs setzt sich der Major Gaudi zu der Wache. Drinnen sitzt der Alte und arbeitet. Schafft, als ob er zu Hause und tut, als ob nicht der Feind über seine Lande gekommen wäre.

„Sol Er mir die Eingaben aus Pommern, Eichel!“ Des Königs schnarrende Stimme klingt müde. „Wo ist Fredersdorf?“

„Er dechiffriert den Bericht von Schweidnitz, Majestät“, beeilt sich Kabinettssekretär Eichel.

„Der Zastrow, der Esel! Gätt' er sich besser an die österreichischen Kanonen herangemacht, statt an seine Propheten zu glauben.“ Die großen Augen des Königs bohren sich verloren in die Zeltwand. „Stell' Er das Licht hierher! Ich fühle mich nicht wohl. Ich glaube, ich habe Fieber.“

„Majestät sollten sich schonen.“ Eichel schneidet das flackernde Licht zurecht.

„Da ist es jetzt zu spät, lieber Eichel. Das Fieber werde ich schon totkriegen. Ich werde es einfach durch Hungern vermindern. Ich esse nichts und überschwemme mich mit Tee. Das ist mein Universalheilmittel. Und da ich genug von der Medizin verstehe, kann ich mir ja immer selber helfen.“ Von draußen klingt Gesang herein. In einem Nachbarzelt singen die Soldaten einen Choral. „Schließ' Er die Bude ganz dicht ab! Die Kerls haben am Ende Angst, weil sie Psalmen singen? Will's der Himmel — sie werden bald wieder eine andere Musik zu hören bekommen. Hat Er die Akten?“

Eichel legt dem König ein Bündel Akten auf den wackeligen Feldtisch. Der König überprüft Blatt für Blatt. Lang-

sam und bedächtigt. „Die Burschen wollen weniger Akzise bezahlen? Das könnte den Herrschaften so passen, die vom Krieg noch nichts gesehen haben. Sie sollen froh sein, daß sie überhaupt für Preußen noch zinsen dürfen.“ Die Feder freischt auf dem Papier. „Wenn ich nochmals sieben Jahre als Räuberhauptmann durch meine Länder ziehe, dann lebt wahrscheinlich überhaupt niemand mehr. Ist Gaudi nicht da?“

„Er macht die Kunde, Majestät.“

„Ja, richtig, Gaudi macht die Kunde. Einen Kanonenschuß lang und einen Kanonenschuß breit hat er zu gehen. Vergesslich werde ich auch schon wie ein altes Weib. Gaudi soll bei mir eintreten, wenn er zurückkommt.“

Weiter wühlt der König in den Akten. „Ist's nicht genug, daß ich mich mit der ganzen Welt herumschlagen muß, müssen mich jetzt die Pfaffen auch noch bekriegen?“ Und mehr zu sich selbst, als zu dem in respektvoller Entfernung stehenden Eichel sagt der König: „Mein Glaubensbekenntnis ähnelt weder der Augsburger Konfession noch Calvins Katechismus. Es ist nicht jedermann gegeben, rechtgläubig zu sein; aber es steht in jedermanns Macht, den Gesetzen der Natur zu folgen. Dieser praktischen Philosophie soll ein Ehrenmann sich am meisten befleißigen. Weder Gott noch der Teufel beunruhigen mich, wohl aber die Teufel in Menschengestalt, die mir viel zu schaffen machen. Alle Sekten können in meinem Staate in Ruhe leben und alle gleichmäßig zum Wohlergehen meines Volkes beitragen. Hinsichtlich der Moral unterscheidet sich keine Kirche erheblich von der andern. Jedermann mag den Weg zum Himmel einschlagen, der ihm gefällt. Nichts weiter verlange ich von dem Einzelnen, als daß er ein guter Staatsbürger ist. Der falsche Eifer ist ein Tyrann, der Länder entvölkert; die Toleranz ist eine zärtliche Mutter, die für ihr Wohlergehen und Gedeihen sorgt. — Eichel, hör Er, Eichel! Ein Pfaffe in Berlin will höhere Einkünfte beziehen! Weiß der Mann Gottes denn nicht, daß ich meine Taler für den Krieg brauche?“

Die gichtigen Finger krizeln an den Rand die Bemerkung: „Ich muß Ihnen sagen, daß Sie besser täten, Ihre Wünsche auf den Himmel zu richten, als Ihr Herz so vollständig mit

irdischen Dingen zu erfüllen, was für einen Geistlichen durchaus unpaßlich ist. Erinnern Sie sich nur daran, daß die Apostel einst barfuß gingen und keine Einnahmen hatten."

Der König starrt in das flackernde Licht. Sinnt er darüber nach, wie die kirchlichen Kämpfe das deutsche Volk zerrissen haben? Denkt er daran, wie die deutsche Seele in der Zwangsjacke der römisch-katholischen Kirche verkümmerte? Erkennt er die geschichtliche Bedeutung des Protestes von Martin Luther? Der Philosoph im harten kalten Kriegslager von Bunzelwitz springt zornig auf, als er unter den Akten auch noch eine Eingabe findet, die einen Entschluß des Königs wegen des Gesangbuchsstreites fordert. „Wollen mich die Kerls mit ihren Gändeln nicht endlich in Ruhe lassen?“ Der König geht mit gekrümmtem Rücken auf und ab: „Ein jeder kann bei mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Und was die Gesangbücher angehet, so stehet einem jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder oder dergleichen dummes törichtes Zeug mehr; aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung verstattet werden.“

Im Lager draußen ist Ruhe. Wichel hat sich an den Schreibtisch gesetzt und schreibt. Auch der König nimmt wieder die Feder zur Hand. Er schreibt an D'Argens: „Ich habe dieses Leben recht satt. Ich habe alles verloren, was ich auf Erden am meisten liebte und achtete. Von Unglücklichen bin ich umgeben, denen Hilfe zu bringen die jammervollen Zeiten mich verhindern. In meinen alten Tagen bin ich fast zu einem Theaterkönig herabgesunken. Schließen Sie Ihr Zimmer hermetisch ab und vergessen Sie, wenn Sie das Glück der seligen Geister im Paradies genießen, einen armen, von Gott verwünschten Mann nicht, der dazu verdammt ist, bis in alle Ewigkeit Krieg zu führen. Deutschland ist gegenwärtig in einer furchtbaren Krise. Ich muß allein seine Freiheiten, seine Privilegien und seine Religion verteidigen. Wenn ich unterliege, wird es darum geschehen sein . . . Das Einzige, was einem noch bleibt, ist der Fanatismus. Kann man das Volk bei seiner Gewissensfreiheit packen, und ihm beibringen, daß es von Pfaffen und Frömmern gedrückt wird, so kann man

sicher auf seinen Beistand rechnen. Das heißt aber Himmel und Hölle in Bewegung setzen. Indessen rate ich der Nachwelt, dem katholischen Klerus nicht zu trauen, wenn man nicht sichere Beweise seiner Treue hat . . .“

Der König legt den Brief beiseite und nimmt die Durchsicht der Akten wieder auf. Der Landrat Webeser in Landsberg bittet um Ersatz des ihm bei dem Küstriner Bombardement zugefügten Schadens. Auf den Rand schreibt der König: „Am jüngsten Tag kriegt jeder alles wieder, was er in diesem Leben verloren hat.“

„Was soll denn dieses Paket, Eichel?“

„Ich habe es erst unter den Akten entdeckt, Majestät.“ Der Kabinettssekretär knüpft sorgsam die Verschnürung auf.

„Das sind ja Manschetten, mein Lieber, Manschetten aus der Potsdamer Fabrik. Wer zum Teufel schickt mir denn die Dinger, die ich ja gar nicht bestellt habe? Sie sind ja viel zu lang. Schneid' Er sie in der Mitte durch. Machen wir vier Manschetten daraus. Mein Vater würde mit mir zufrieden sein. Mein lieber Eichel, was habe ich diesem Manne alles abzubitten. Ohne ihn wäre ich nichts. Ich muß mich ja ver-teufelt um seine Hinterlassenschaft wehren, aber wenn wir's schaffen, Eichel, dann ist sein Werk vollendet. Ist Gaudi immer noch nicht zurück?“

„Nein, Majestät.“ Frederisdorf bringt den Bericht von Schweidnitz.

Des Königs große Augen blitzen im Zorn. „Muß ich die Dummheiten des Jastrow auch noch schriftlich haben!“ Seufzend läßt der König seinen Kopf in seine Hände fallen. „Mein lieber Eichel! Wie unglücklich sind doch die Fürsten, die nur Schmeichler um sich haben. Die Schmeichler sind das unheilvollste Geschenk, das der göttliche Zorn den Königen machen kann. Warum hat Jastrow Schweidnitz nicht gehalten?“

Major Gaudi tritt ein. „Wie sieht's draußen aus, Gaudi?“ fragt der König hastig. „Eichel, schreib Er mir die Briefe! Auch an meine Schwester Amalie. Die Kuriere müssen fort.“

Der Adjutant des Königs erstattet kurzen Bericht. „Es ist alles in Ordnung, Majestät. Die Bayreuther sind heute zum Futterholen weggeritten, da hat sie General Moritz mit zwei

Schwadronen begleitet. Er habe nun das Faulenzerleben satt, hat er gemeint."

„General Moritz hat gut reden. Er vertritt die Ansicht, im Kriege habe ein General nichts anders zu tun, als seine Truppen an den Feind zu führen. Moritz will mir einfach nicht glauben, daß man den Feind auch ärgern kann, wenn man sich hinlegt wie ein Klotz. Was wird sonst noch gesprochen?"

„Mit den neuen Remonten wurde der Kotz eingeschleppt." Gaudi mag seine Eindrücke nicht wiedergeben und versucht abzulenken. Warum soll er die Sorgenlast des Königs noch vermehren? Ein grenzenloses Mitleid faßt den Offizier mit der Gestalt des großen Königs.

„Die kranken Pferde isolieren — Gräben ziehen — frischen Kalk streuen."

„Bereits angeordnet", fällt Gaudi ein. „Auch der Fall von Schweidnitz ist dementiert."

„Gut, mein Lieber." Der König seufzt gequält. „Die Angst wäre jetzt ein verdammt schlechter Bundesgenosse. Jetzt müssen wir die Ohren steif halten und auf die Zähne beißen. Ob wir leben, das ist einerlei; aber daß Preußen lebt, das ist wichtig! All die großen Opfer sind umsonst, wenn wir nicht bei der Stange bleiben. Darin besteht eben das Teuflische meiner Lage, daß ich, um nicht zu unterliegen, gezwungen bin, immer die gewagtesten Dinge zu unternehmen."

„Ein wenig Glück, Majestät, und wir haben bald unsere Ellbogenfreiheit wieder", meint Gaudi leichtthin.

Der König macht eine abwehrende Handbewegung. „An das Glück kann ich nicht mehr glauben. Entweder wir schaffen es, oder ... Doch lassen wir das ewige Sinnieren! Da schreibt mir Voltaire." Über des Königs sorgengefurchtes Gesicht geht ein blasser Schein der Freude. „Wieviel listige Schwätzererei ist doch wieder in seinem Briefe. Mein Lieber, es ist recht schade, daß ein so schönes Genie einen so abscheulichen Charakter hat. Heute habe ich übrigens meine Ode an die Germanen verbessert. Sie ist weit entfernt von den Versen Voltaires, nicht wahr, Eichel?"

„Das wäre weiter nicht verwunderlich", beeilt sich Eichel.

„Voltaire hat seine saubere Ruhe beim Dichten und Eure Majestät hat sie nicht. Voltaire schreibt für die Öffentlichkeit und Eure Majestät wollen dabei nur die Sorgen vertreiben.“

„Schon gut, mein Lieber.“ Der König blickt mit seinen großen Augen wie verliebt auf das Briefblatt, das er von Voltaire erhalten hat. „Voltaire hat einfach die geniale Begabung, Verse zu machen; ich habe sie nicht. Ich bin nur ein armer Dilettant. Hören Sie, was er da schreibt:

Ein toter Löwe ist nicht so viel wert
Wie eine lebendige Mücke.

Das hat dieser boshafte Bursche einfach erfasst.“

„Er wollte nur Eure Majestät ärgern“, fällt Gaudi ein.

„Dazu hat er als Dichter ein Recht. Gerade wer regieren will, muß auch Scherz ertragen können. Ich liebe solche Scherze. Ich habe ihm heute einige hübsche Strophen geschickt. Wenn nur der Schurke die Blätter nicht mißbraucht“, meint der König nachdenklich.

„Das ist wohl zu befürchten, Majestät. Aus diesem Buche ...“ Und aus der Rocktasche zieht der Adjutant ein neues Büchlein.

„Wahrhaftig, meine Gedichte!“ Der König steht erregt auf. „Wer ist der leibhaftige Teufel, der mir diesen niederträchtigen Streich gespielt hat? — Natürlich Voltaire. Nur dieser Schurke ist einer solchen Niedertracht fähig. Oh, ich kenne diesen Schelm von Grund auf.“

Und scheinbar ahnungslos über die Bestürzung des Königs fragt der Adjutant: „Aber Majestät! Warum sollte Ihnen denn dieses Buch gefährlich werden!“

„Warum?“ fällt ihm der König in die sorglose Frage. „Hat Er denn nicht gelesen, wie ich hier über Rußland, Frankreich und Österreich herziehe? Das ist ja das Teuflische, daß diese Spottgedichte im bedenklichsten Augenblick meines Lebens bekannt werden. Was ein König sagt an Gutem oder Bösem, das wird niemals ausgetilgt. Ich muß diese Gedichte ändern; ich muß diese Auflage zu Fall bringen. Ich bezeichne sie einfach als falsch und fehlerhaft. Vielleicht kann ich so die

Aufregung der gekrönten Weiber verhindern. Die weibliche Synergie will ich mir nicht auch noch zur Feindin machen. Freilich, diese Verbesserungen nehme ich nur um der Politik willen vor. Ohne diesen Lumpenkerl würde ich mein Werk nicht wieder angerührt haben. Oh, dieser Voltaire ist ein ungewöhnlich falsches Geschöpf."

Und Gaudi mutig: „Majestät sollten immer daran denken!“

„Sie haben recht, mein Lieber.“ Die großen Augen des Königs blicken in die Weite, als wollten sie alle künftigen Kätsel des Daseins ergründen. „Sie haben recht. Man glaubt den Menschen immer noch viel zu viel. Ich werde ihm meine Ode an die Germanen nicht schicken. Fast auf einen Anhieb habe ich sie geschaffen. Es ist doch so:

Unglückliche Germanen! Eure inneren Kriege,
Unruhen, Rasereien verkünden euren Fall.“

Und sich selbst legt der König die Frage vor, ob diese Sammelherde wohl je einmal vernünftig wird. Mit gläubigem Gesicht blickt Gaudi auf den König, der hier plant und schafft und dichtet, der mit einem Auge die Steuerlisten prüft und mit dem andern die Karten betrachtet, Pläne schmiedet, für seine Soldaten und Generale und für Preußen denkt. In das Sinnen Gaudis fahren scharf die Worte des Königs: „Diesem Volke muß einer erstehen, der es durch sein schwertgewaltiges Wort aufweckt aus seinem Muckerschlaf und die Querschädel zwischen seine Daumen nimmt. Wenn die Kerls nur nicht so vergeßlich wären! Aber das ist ja unser ewiger Jammer. Kaum schweigen die Rohre der Kanonen, dann sehen sie den Himmel schon wieder voller Basigeigen. Die Toren! sie reden ewig von Frieden und ver-gessen den Blitz.“

Gaudi will gegen die harte Klage des Königs angehen. „Majestät, wir vertrauen alle schrankenlos auf Ihr Genie und auf Ihre Standfestigkeit.“

Der König wehrt ab. „Ich bewundere Sie mit Ihren Hoffnungen. Aber wie Cassandra verkündige ich Ihnen das Unglück Trojas. Diese kaiserlichen, königlichen und prinzlichen Räuber und diese Kaiserinnen machen mir viel zu schaffen.

Wenn ich mit diesen gekrönten Lumpenkerlen ebenso verfahren dürfte, wie . . ." — Er macht eine bezeichnende Handbewegung und greift nach der Flöte und spielt ein paar Takte aus einem Quanzschen Flötensolo. Dann wirft er die Flöte auf den Tisch. „Meine gichtigen Pfoten können die Querpfeife nicht mehr halten. Diese Melodie paßt auch schlecht in unser laufiges Nest. Zum Flötenspielen tauge ich nicht mehr. Mein Schädel ist ganz verwirrt.“

„Ich fürchte nicht für Ihren Kopf, Majestät, sondern für Ihre Gesundheit“, spricht besorgt Gaudi.

Der König blättert wieder in den Akten. „Wenn ich diese rauhe Arbeit nicht beenden kann, so werden es andere für mich tun, die vielleicht besser und leichter einen Ausweg aus diesem abscheulichen Wirrwarr finden.“ Er kommt dem Einwand seines Adjutanten zuvor: „Keine Selbsträuschung! Die Staaten bleiben bestehen, ob die Fürsten leben oder sterben. Meist steht es sogar nach der Fürsten Tode besser um die Staatsangelegenheiten.“

In diese bittere, besinnliche Betrachtung platzt General Seydlitz. Sein Kommen läßt die harte Wirklichkeit wieder fühlbar werden. „Die Russen haben den Befehl zum Angriff gegeben“, meldet der bewährte General.

Der König in gelassener Ruhe: „Dann sind die Herrschaften schlecht darüber unterrichtet, was hinter ihrem Rücken vorgeht. Oberst Platen hat die russischen Vorratslager in Polen zerstört.“

„Um neun Uhr sollen die Generale ihre Anweisungen öffnen und marschieren“, beharrt General Seydlitz.

„So können wir also noch in Ruhe zu Tisch gehen“, quittiert der König die besorgte Meldung seines Generals.

„Aber die Kundschaft ist zuverlässig.“ General Seydlitz ist die fast gleichgültige Haltung des Königs unverständlich. „Russen und Österreicher haben Zuzug erhalten. Man schätzt fünf neue Divisionen.“

„Wenn ich die zehn Bataillone von Schweidnitz noch hätte, ich würde die Verstärkung des Feindes nicht tragisch nehmen“, sagt müde der König. Aber aus der scheinbaren Resignation heraus folgen blitzschnell die Befehle. „Markgraf

Karl übernimmt das Kommando über die große Batterie von Jauernik. General Lentulus besetzt den Wald hinter Jauernik. Mein Freund Laudon wird Augen machen."

"Den linken Flügel würde ich auf das Lager zurücknehmen", erlaubt Seydlitz einzuwenden.

"Die Batterie steht in sicherer Stellung", gibt der König bestimmt zurück.

In mutiger Offenheit General Seydlitz: „Zweihundertfünzigtausend gegen fünfzigtausend, Majestät. Manövrieren und experimentieren ist viel zu gefährlich."

Friedrichs Stimme füllt das Zelt, zwingend, beherrschend, befehlend, gewaltig: „Preußen wäre längst nicht mehr, würde ich Angst vor Bedenklichkeiten gehabt haben. Wenn ich auch meine Seele nicht seherisch begeistern kann, so glaube ich jedoch, daß im Augenblick unsere Lage nicht schlecht ist. Doch muß man ja auch dem Vaterlande dienen, wenn die Sache schlecht steht." In diese Stille, die den mit Nachdruck gesprochenen Worten folgt, kommt Zieten mit der Meldung, daß er das Regiment Bennedendorff von Groß-Nossen auf das Lager zurückgenommen habe. Der König erklärt wieder dem General Seydlitz, warum die große Batterie in Jauernik bleiben muß. Von Jauernik aus lassen sich die Höhen von Kunzendorf unter Feuer nehmen. So können Laudons Reserven zusammengeschossen werden, wenn der österreichische Angriff vor den Wällen des preussischen Lagers zusammenbricht.

Ein Hauptmann bringt eine neue Meldung, die freilich nicht zur Erhöhung der Klarheit beiträgt. Er berichtet dem König, daß die Österreicher nicht mitmachen wollen und den bereits festgesetzten Angriff abgeblasen haben.

"Krach mit den Russen?" fragt der König mit kaum zu verbergender Freude.

"Das wäre eine Fügung des Himmels", meint der bei solchen Beratungen so bedächtige und geruhssame Zieten.

"Der Himmel kümmert sich verdammt wenig um mein Schicksal", gibt der König zurück, dem treuen General und unerschütterlichen Helfer kameradschaftlich auf die Schulter klopfend. „Aber es ist schade, daß der Angriff unterbleibt. Die Österreicher würden bestimmt ihre besten Truppen ver-

loren haben. Das wäre ein Triumph meiner Politik der trotzigen Beharrlichkeit geworden. Schade . . . Woher weiß Er so genau Bescheid, Hauptmann?"

Hauptmann Prittwitz tritt aus dem Hintergrund: „Wir haben Befehle aufgefangen, nach denen die österreichischen Regimenter in ihren Stellungen bleiben sollen.“

„Wann?“ Der König glaubt an geschickte Täuschungen des Feindes. Er findet es unglaublich . . . „Täuschung ausgeschlossen?“ schnarrt er den Hauptmann an.

„Wir haben die Befehle schriftlich“, gibt der Hauptmann zurück. „Und im Russenlager brennen noch die Lagerfeuer.“

Der König überlegt: „So wollen die Österreicher warten, bis die Russen . . . Na schön! Der Reihe nach sind sie mir auch lieber. Vielleicht verschafft uns die Eifersucht der feindlichen Generale eine ruhige Nacht. An unserer Lage ändert sich freilich nichts.“ Und nach einer Pause: „Meine Herren! So greifen wir an!“

Entgeistert starren die Generale und Hauptleute auf den König. Ist er noch seiner Sinne mächtig? Kann ein Gasardeur mit dem Leben von fünfzigtausend Menschen würfeln? „Unmöglich, Majestät!“ Kocht es aus dem sonst so ruhigen Zieten. „Das wäre wahnsinnige Verblendung und Selbstmord“, unterstützt ihn nicht weniger erschrocken General Seydlitz.

„Selbstmord?“ höhnt der König. „Selbstmord? Sagen sie es doch selbst, meine Herren! Haben wir nicht schon oft Selbstmord begangen und leben wir nicht immer noch?“

In diese bedeutungsvolle Auseinandersetzung dringt vom Eingang des Zeltes her erregter Wortwechsel. Eichel und der Wachtposten streiten mit einem aufdringlichen Grenadier, der den König selber sprechen will und sich nicht abweisen läßt. „Und ich will zum Fritz und wenn dir der Teufel holt“, hört man den Grenadier im Zorne sagen.

„Was soll der Spektakel, Eichel?“ fragt der König.

„Ein Grenadier will Eure Majestät persönlich sprechen“, dienert Eichel ängstlich zurück.

„So laß er ihn doch herein!“ befiehlt der König. Und stolz und voll Selbstbewußtsein meint der Grenadier: „Hab's doch gewußt. Der Fritz empfängt mir.“

„Warum denn dieser Krach?“ will der König wissen.

„Der Schreiber hat mir nich hereinlassen wollen, Herr König“, gibt unerschrocken der Grenadier Bescheid.

Der König von Preußen, der sich mit jedem einzelnen Soldaten gut stellte, der Übermenschliches von ihnen verlangte, der wußte und es keinen Augenblick vergaß, daß die Soldaten die Träger seines blutigen Ruhmes sind, blickt lächelnd auf die Seite, als der knorrige Grenadier vor ihm und seinen Generalen steht. „Was bringt Er denn?“

„Ich lasse mir hängen, wenn hinter diesem Brief nicht eine Gaunerei steckt, Herr König“, gibt gelassen und ohne Umschweife der Grenadier zur Antwort.

„Laß Er sehen!“ Und lesend: „An den Obersten von Wallisz? Kenne ich nicht.“

„Er hat den Befehl über die österreichischen Vorposten“, klärt Seydlitz den König auf.

Friedrich erbricht den Brief und liest. „Das ist ja eine heitere Angelegenheit. — Mein Sohn, ich danke dir. Wenn wir wieder in Berlin einziehen, kommst du zu mir; ich werde dich nicht vergessen.“ Und als der Grenadier abgegangen war, gibt der König seinen Generalen und Hauptleuten den in diesem Brief enthaltenen Entführungsplan bekannt. Der polnische Graf Markotsch hatte den König zum Abend auf sein Schloß eingeladen. Dort sollte er von hundert Panduren und hundert österreichischen Husaren in Empfang genommen werden. „Diese Schufte! Sie hätten mich nicht lebend bekommen. Schicken Sie eine Abteilung Dragoner nach dem Schloß und lassen Sie den Lumpen verhaften, Seydlitz! Doch zum Donnerwetter! Da sitzen wir und parlieren, statt zu handeln.“

„Ohne Überstürzung, Majestät“, wendet Zieten ein.

„Wir sind keine jugendlichen Geißsporne mehr und wir haben uns die Hörner gründlich abgestoßen“, sagt der König mit Nachdruck, jetzt ganz von der strategischen Aufgabe gefangen. „Die lehrreichste und beste Schule des Lebens war das Unglück. Jawohl, meine Herren! Mein Unglück. Ohne Zittern kann ich heute die Bilanz ziehen . . .“

„Dieses Geschäft besorgt der Himmel“, unterbricht in stoischer Ruhe Zieten.

„Bei Ihnen selbstverständlich, mein lieber Zieten; aber nicht bei mir. Verstehst Er? Nicht bei mir. Ich muß ganz allein mit der Schweinerei fertig werden. Ganz allein. Da hilft mir das Psalmieren nichts.“

„Wer für eine gute Sache kämpft, dem wird der Herrgott immer helfen“, sagt Zieten und reißt kraftvoll seine zierliche Gestalt vor seinem Kriegsherrn.

„Wenn Er's so fühlt — meinethwegen. Ich zähle zusammen: Schweidnitz gefallen, die Kosaken haben Pommern geplündert. Das ganze Land ist ausgeraubt. Die Felder liegen brach. Die Brüche versumpfen. Dörfer und Städte sind Trümmerhaufen. Ein ganzes Volk geht vor die Sunde.“

„Ein ganzes Volk stirbt für den König.“ Schlicht spricht Zieten das große Wort aus. Es ist ganz still in dem Zelt, und man hört die Herzschläge der kriegsharten Männer. Des Königs Augen umflören sich. Er denkt an die unermesslichen Opfer, die das preussische Volk seinethwegen gebracht hat; er denkt an die Ströme von Blut, an die Tränen, an den Jammer, an das Elend, an das namenlose Unglück, das die Kriegsfurie dem Lande bescherte. — Ein ganzes Volk geht vor die Sunde. — „Nein und tausendmal nein!“ Der König zwingt die Schwachheit des Augenblicks. „Mein Volk muß leben! Hört ihr! Preußen muß leben! Fünfzigtausend Mann liegen hinter den Wällen. Wir greifen an!“

„Hinter den Wällen sind wir sicher“, versucht Seydlitz nochmals umzustimmen.

„Wo ist Sicherheit?“ Der König hat sein kraftvolles Gleichgewicht wieder gefunden. „Wo ist Sicherheit?“ Er stellt die Frage, ohne auf eine Antwort zu warten. „Wollen wir hinter den Dreckhaufen verrosten? Entweder wir glauben oder — wir verrecken.“ Seine gichtigen Finger greifen nach der Karte auf dem Feldtisch. Er braucht sie nicht. Zu genau kennt er das Gelände. So gibt er seine Befehle: „Zieten, Sie besetzen die Höhen von Kunzendorf. Seydlitz, Sie nehmen zwei Regimenter Kavallerie, marschieren an Groß-Nossen vorbei in Richtung Schweidnitz. Moritz wird bei mir stehen. Parole: Unser sicherer Sieg! Preußen lebt!“

„Unser sicherer Sieg! Preußen lebt!“ Diese Parole straffte

den Mut der Regimenter im Lager von Bunzelwitz. Aus der kraftvollen Beharrung erzwang sich der Mutige den Sieg, die Ruhe und den Frieden. Ganz Europa war gegen ihn gestanden. Im Vatikan wurde nicht inbrünstiger um den Sieg der verbündeten Waffen gebetet wie in der Wiener Hofburg oder in den Spiegelsälen von Versailles oder im Kremel in Moskau. Dennoch siegen sein Mut, seine Kraft und seine überlegene Führung, der Volk und Meer unerschütterlich vertrauten.

Die „Hochverräter“

Über das morsche Europa brauste der korsische Sturm. Friedrich der Einzige schloß mit Sorgen seine Augen auf der Terrasse von Sanssouci, in jenem Schloß, das wie zum Lohn diesen Namen trug. Den preussischen Bataillonnen fehlte bei Jena und Auerstädt der Zuchtmeister und Führer, der dem strategischen Genie des Korsen die Waage halten konnte. Prinz Louis Ferdinand, die Hoffnung der preussischen Jugend, sank todwund bei Saalfeld vom Pferde. Der Cäsar aus Korsika, der die französische Revolution liquidirte, schwang sein blutiges Schwert über dem Kontinent. Und mit Fürstenthronen handelte er wie ein Trödler mit Antiquitäten.

Doch griff er in seinem Cäsarenwahn weit über die Grenzen seines Vermögens und seiner Kraft hinaus, in der willkürlichen Auftheilung des deutschen Raumes hielt er sich an das Vorbild, das Richelieu und Mazarin gegeben hatten. Und die deutschen Fürsten, unwürdige genußreiche Epigonen jener einstigen Träger der Reichsgewalt, erbärmliche Abzugsbilder jener machiavellischen Renaissancegestalten, die sie glaubten nachahmen zu müssen, waren in ihrer Haltung so würdelos und hielten dem Usurpator den Steigbügel für seinen blutigen Ritt über das Abendland.

Die Aufstände des Herzens endeten in den Bajonetten der französischen Besatzung. Erst auf den Schneefeldern des weiten Rußlands vollzog sich das Gericht der Weltgeschichte. Da waren es Stein und Yorck*), die zuerst den Angriff auf den Korsen eröffneten, gegen den Willen des preussischen Königs und gegen den Willen seiner politischen Ratgeber. Als „Hochverräter“ standen sie in ihrer Zeit.

*) Schreibweise Yorck, nicht York, nach Heinrich von Treitschke.

Abenteurer sind immer groß. Sie kämpfen mit Mitteln, an die die Durchschnittsmenschen nicht zu denken wagen.“ Major Seydlitz, Adjutant des Generals York, geht wie ein wildes Tier in seinem Käfig in der Bauernstube auf und ab. Hinter der Türe, die zum Nebenzimmer führt, sitzt der Alte. Stein ist bei ihm.

Major Genckel steht am Fenster und blickt hinaus auf die Straße, die mit Truppen verstopft ist. „Macdonalds Retirade ist ja ganz passabel“, läßt sich der Major schnarrend vernehmen. „Zwei Gardedivisionen und der Kaiser in Deutschland ...“

„Zwei zerlumpte Divisionen und hinter ihnen folgt der Zug des Grauens“, unterbricht ihn Seydlitz.

„Schnell war der Schlitten Napoleons.“ Genckel denkt an die Reserven, die dem Korsen noch zur Verfügung stehen. Achtzig Regimenter liegen in den deutschen Städten. Dazu die vielen Hilfsvölker.

„Der Rattenfänger aus Korsika hat die Melodie zu spielen gewußt“, fällt Seydlitz wieder ein, als ob er die Gedanken seines Kameraden erraten hätte. „Zuckerbrot gab er, da haben die Welschen mit Begeisterung ‚vive l'empereur‘ gebrüllt. Er streichelte — er schlug. In Moskau ist ihm die Zuchtrute verbrannt. Jetzt ist unsere Zeit gekommen!“

Spitz erwidert Major Genckel: „Sie überschätzen das Gefühl, mein Lieber. Mit gefühlsheißen Ideen schlagen wir die Besatzung nicht tot. Wir haben mit nackten Tatsachen zu rechnen. Noch hat Napoleon die Macht; er hat Waffen und kriegsgeübte Soldaten ...“

„Die in Rußland erfroren sind“, sagt Seydlitz barsch.

Vorsichtig tastet Genckel weiter: „Der König ist der Verbündete Napoleons. Hardenberg ist ein kühler Rechner, der weiß, was in der Politik möglich ist.“

Seydlitz, der den ganzen Groll über diesen unglückseligen Feldzug und diese unnatürliche Waffenhilfe in sich hineingefressen hat, vergift seine Umgebung und macht sich Luft: „Die Gehirne der Geheimräte sind blutleer. Um ihre Pfründen fürchten die Ehrenlegionsritter. Vor jedem französischen

Korporal rutschen sie auf dem Bauch. Jeden Morgen bezeugen sie ihre Bundestreue. Jene Männer aber, die aufrecht den Schädel hinhalten, die werden des Landes verjagt oder ins Gefängnis geworfen. — Warum? — Nur weil sie aus dem Katzbuçkeligen Durchschnitt dieser Knechtsseelen herausragen und weil die kleinen Geister keine großen neben sich dulden können. Staatsfeindlich sind alle, die nicht an die Allgewalt des Gottes von Europa glauben, verschrobene Naturen alle, die die Hitzköpfe für ehrliche Menschen halten, Dummköpfe alle, die nicht feige sind. Der Soldat muß die Welt mit andern Augen sehen!"

Den temperamentvollen Erguß seines Kameraden hemmt Major Genckel: „Gehorchen muß der Soldat!“ sagt er kalt. „Wer gegen den Willen des Königs opponiert, verletzt die ...“

„... verletzt die Subordination“, gibt Seydlitz zurück. „Subordination! Von allen Begriffen des preußischen Heeres klebt nur noch dieser in den Gehirnkästen. Aber diese Art von Subordination hat uns Jena gebracht und hat uns nach Rußland geführt. Napoleon befiehlt — Subordination! Napoleon flieht — Subordination! Die preußischen Regimenter stecken in Lumpen — Subordination! Der Geist ungelüsteter Kanzleistuben geht dem Soldaten an die Gurgel. Subordination! Vor diesem Popanz machen die subordinierten Kreaturen jeden Tag dreimal ihre Verbeugung. Dann haben sie ihre Pflicht getan.“

„Subordination ist das Rückgrat der Armee“, wirft Genckel ein. „Gefährlich ist der Geist im Quartier Yorks.“ Genckel beschließt, seine Beobachtungen sofort Hardenberg mitzuteilen. „Der alte König in Potsdam ...“

„War ein Führer, dem zu gehorchen nicht befohlen werden mußte.“ Der sonst so ruhige Seydlitz vergift sich völlig und läßt seinen Zorn auf Major Genckel ab, von dem er glaubt, daß er als Spitzel in das Quartier geschickt worden sei. So unterstreicht er mit deutlichem Nachdruck: „Der große König war ein Führer. Aber seinen Epigonen steht es schlecht an, sich in eitler Selbstgefälligkeit auf den zu berufen, der Preußens Macht begründet hat.“

Der über diese Offenheit betroffene Major Zenzel wird eifrig: „Major Seydlitz! Sie vergessen, daß sein Nachfolger Ihr König ist.“

Doch Seydlitz läßt sich nicht einschüchtern. „Ich weiß, was ich meinem König schuldig bin“, sagt er langsam, jedes Wort betonend. Und für sich: „Besser wär's, ich wüßte es nicht.“ Seydlitz stellt sich dicht vor Major Zenzel: „Ich opponiere nicht gegen des Königs Order. Nur gegen Dummheit und Feigheit kämpfe ich. Wer führt, muß aus der Masse herausragen. Aber wohin ich auch blicke, überall sehe ich nur leere Uniformen, überall nur Diener und Knechte. Der ganze Gottesgnadenbrei wird doch nur noch durch die Subordination zusammengehalten. Behängt die ausgemergelten Fassaden mit glänzenden Orden, hüllt euch von der Helmspitze bis zum Leibriemen in silberne Schnüre — aber fallt um Gottes willen nicht auf!“

In Zenzels Augen blitzt es auf: „Der Alte hat rebellierende Offiziere kassiert. Auch den dort hinter der Türe. Erst kassiert — jetzt Avancement im Eilschritt. Nach der Rangliste ...“

„Ranglisten taugen für Mittelmäßige, aber nicht für Köpfe“, prescht Seydlitz vor. „Der Korse hat auch nicht das Revolutionskomitee erst gefragt, ob er den höchsten Stuhl im Staate besteigen darf. Natürlich, es ist sehr bequem, nach einem festgefügtten Gesetz von unten nach oben zu rutschen. So ganz von selbst. Mit jedem Jahreswechsel ist man eine Sprosse weiter. Und ist Majestät am Geburtstag gut gelaunt, geht die Fahrt zur Höhe sogar noch rascher. Ab und zu verschnauft man. Aber unten kommt der Nachschub und man wird weitergeschoben. Köpfe stören dieses Uhrwerk der Ranglisten.“

Vor dem Hause wird die Wache abgelöst. Der Adjutant des Marschalls Macdonald betritt ungestüm das Zimmer und will General York sprechen. Mit einer verbindlichen Geste wird ihm von Seydlitz die Türe gewiesen. Der französische Kapitän stampft wütend hinaus, und Seydlitz lacht sich ins Fäustchen, als er das erschrockene Gesicht des Majors Zenzel sieht. Als nun vollends Clausewitz als Abgesandter des russischen Generals Diebitsch im Türrahmen erscheint, da weiß

Major Genckel überhaupt nicht mehr, wohin er eigentlich geraten ist.

Unter den Fenstern des Quartiers entsteht indessen ein wilder Tumult. Rorkische Jäger und französische Grenadiere vom Regiment Bolang liegen einander in den Haaren. Ein französischer Auditeur läßt zwei Rorkische Jäger eskortieren. Die Lage wird bedrohlich, bis der Stabschef Oberst von Köder eingreift. Die Rorkischen Jäger werden beschuldigt, in einem Bauernhaus Linnen gestohlen zu haben; die Jäger dagegen behaupten, französische Füsiliers haben, aus reinem Mutwillen, ein preußisches Magazin in Brand gesteckt, ohne daß den Saboteuren auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre. Ein Jäger hebt einem Eskortierten den Mantel hoch und schreit, völlig den soldatischen Respekt vor dem Stabschef vergessend: „Sollen so meine Kameraden in dieser Winterkälte kampfieren?“

Doch bevor Oberst von Köder antworten kann, öffnet sich das Fenster und drohend erscheint Rork's Kopf in der Öffnung. Für Sekunden ist Grabesstille. Der Stabschef meldet seinem General den Vorfall, und Rork wendet sich an seine Soldaten: „Kinder, geht! So wie ihr jetzt seid! Geht nur mit diesem edlen Herrn! Er wollte euch bestrafen für diesen Diebstahl! — Ich nehme an, er hat so viel Gerechtigkeit im Leibe, euch in diesem Aufzuge seinem Marschall vorzustellen.“ Schwertscharf fallen die Worte des Generals: „Bestellt dem Marschall einen Gruß von mir und sagt ihm, es sei eine Schande, wenn die Soldaten des Königs von Preußen ohne Hosen kämpfen müssen.“ Und zu dem Auditeur: „Was stehen Sie noch und gaffen? Haben Sie mich nicht verstanden? Sie sollen diese Männer unverzüglich dem Marschall vorstellen! Verstehen Sie mich, Herr Kriegsgerichtsrat?“

Da lassen sich die Soldaten nimmer halten. Ein Jubelsturm schlägt dem General entgegen. „Für Preußen unser Hemd — für die Franzosen keinen Hosenkнопf!“

Dem harten General versagt fast die Stimme: „Kinder, geht jetzt in eure Quartiere! Der Weg zu den Sternen ist weit. Laßt uns dem König gehorchen und — dem da oben vertrauen. Es wird schon recht werden.“

Damit schließt York das Fenster. Der Jubel verebbt. Major Genckel macht ein sauer süßes Gesicht, und Seydlitz geht wieder in der kleinen Stube auf und ab, überdenkend, daß es ja zwecklos ist, mit dem Berliner Paradesoldaten über die Fragen zu reden, die jeden Soldaten im preussischen Korps beschäftigen.

Im Nebenzimmer ringen York und Stein miteinander. „Da steht ein Mann, der hält die Trompete und getraut sich nicht zu blasen. Soll sich dieses Stückchen Weltgeschichte in Wahrheit ohne einen Gelden abspielen?“ So sagte der von Napoleon geächtete Minister Stein zum Zaren Alexander, und in des Zaren Auftrag kam Stein in das preussische Lager. Mit ihm war Clausewitz da. Aber Clausewitz hat den alten Tsegrim bald wieder verlassen. In hoffnungsloser Stimmung. Der russische General Diebitsch will und kann es nicht glauben, daß nach dem Bericht von Clausewitz York nicht auf sein Angebot eingehen will. Diebitsch wird sogar wütend und droht mit den russischen Regimentern.

Gegen diese Drohung steht in unerschütterlicher Ruhe Clausewitz. „York fürchtet nicht die russische Armee“, hält er Diebitsch entgegen. „Vielleicht das russische Volk? Wer kann wissen, wie sich dieses Ungeheuer gebärdet“, meint Clausewitz nachdenklich. „Wer kann sagen, was sein wird, wenn das russische Meer stromgleich über die Grenzen zieht? Niemand weiß, ob dann nicht die Grenzpfähle auf der Strecke bleiben. Darum fürchtet York für Preußen.“

Diebitsch verweist auf die Verträge und auf sein verpfändetes Wort. Aber Clausewitz, der sich nach Rußland begeben hatte, um dort für Preußen zu kämpfen, ging mit offenen Augen durch das weite, unendliche Land. So erkannte er, daß der Zar nie und nimmer die Reformen durchführen könnte, die Stein in Preußen großzügig eingeleitet hat. York hat wie Clausewitz das Geheimnis der russischen Sphinx erfüllt: Oben Utopie und Willensschwäche — unten gewaltige Kräfte. Der Schreiner von Amsterdam hat einst nach seiner Heimkehr ein viereckiges Loch in seine Haustüre gehauen. Und durch dieses Loch blickte er auf Europa. Doch mit dem Knüppel in der Hand hielt er Ordnung im eigenen Hause. Aber

Alexander ist nicht Peter. Clausewitz weiß, daß man nicht wie die kalten Rechner nur an die Offenbarungen verstandesgemäßer Gehirne glauben darf. Clausewitz denkt an Pugatschew. Ein Strom von Blut ergoß sich damals gegen den Zarenthron. Zwar hat Pugatschew auf dem Schaffot geendet. Aber solche vulkanische Affären können wieder kommen. Jedenfalls müssen sie die Nachbarn mißtrauisch machen. Und das verwüstete Land, die grauenvolle Straße des Elends der großen Armee, könnte der Krater für einen gefährlichen Ausbruch sein. Zudem hat man in Preußen von der russischen Bundestreue keine sonderlich hohe Meinung. Fürwahr, es ist schwer, einen preussischen General zu einem Eidbruch, selbst zu einem Eidbruch für das Vaterland, zu verleiten.

Diese harte Tatsache muß auch Stein erfahren, der zunächst auf die gefährliche Bewegung der russischen Truppen hinweist, sich dann aber zornig fortreißen läßt: „Schluß jetzt mit der Komödie! Entscheiden Sie, General“, ruft Stein. „Im Augenblick wird die vielköpfige Philisterwirtschaft in Preußen auffliegen.“

Rork sitzt breit und klobig am Tische, starrt in die ausgebreiteten Karten und gibt unhöflichen Bescheid: „Von niemand, aber auch von keinem Menschen lasse ich mir in die Quere kommen. Der König . . .“

„Der König?“ Stein höhnt. „Was ist er schon? Napoleon ist gefallen; der König fällt nach, erfüllt er nicht den Willen des Volkes.“

„Den Willen des Volkes?“ Rork wird bissig. „Sie erkennen nicht die Moral des Bürgers und seine Feigheit. Was ist der Willen des Volkes? Das aufgeregte Geschrei einiger Wichtigtuer! Weiß Gott, auch die sollten wissen, daß ich nicht freudig die preussischen Soldaten für Napoleon gegen Rußland führte. Denn so leicht habe ich es mir nicht gemacht wie gar viele preussische Offiziere, die in russische Dienste gingen, nur weil Napoleon in Preußen die Sklavenpeitsche schwang. Sauer genug waren für mich diese Jahre. Aber hier stehe ich als Diener meines Königs und hier handle ich nach seinem Willen.“

Stein gibt nicht nach: „So spricht der Soldat. Aber auch

Sie wissen so gut wie ich, General, daß der König nicht frei ist in seinen Entschlüssen.“

„Welcher Fürst wäre das“, gibt York mit einem hörbaren Seufzer zurück.

„Der preussische Bauer weiß, worum er sich.“ Stein denkt an sein großes Werk, das er zwar planen, aber nicht vollenden konnte.

„Die kriegerische Romantik ist verdammt grausig. Die erste Niederlage schiebt einen Aschenhaufen abgeglühter Herzen.“ Mit düsterem Blick prüft York wieder seine Karten.

Stein bohrt weiter: „Wer die Möglichkeiten des Einsatzes richtig berechnet, braucht auch die Niederlagen nicht zu fürchten. Preußen steht nicht allein. Russen und Österreicher werden mit uns streiten.“

Der preussische General denkt an frühere Bündnisse und wie wenig sie Preußen geholfen haben. Das Haus Habsburg wird dem Korsen nicht sonderlich wehe tun. Und die Russen? York weiß recht wohl, wie die nächste Umgebung des Zaren Rußland auf Kosten des preussischen Staates bis zur Weichsel ausdehnen will. Napoleon wird Preußen seinen Freunden zum Fraße hinwerfen. Dies überlegend, sagt York gequält: „Ich bin Soldat und kenne nur Pflicht und Gehorsam.“

„So gehorchen Sie den russischen Divisionen“, platzt Stein heraus.

York springt auf und zieht seine Pistole: „Wer mir von Übergabe spricht, den knalle ich nieder.“

Diesen Zornesausbruch hat Stein wohl erwartet, denn in sicherer Unbeirrbarkeit stellt er dem General vor Augen, daß die preussischen Truppen die Elite der Freiheitsarmee sein müssen. Er weist darauf hin, wie den 18 000 Preußen 60 000 Russen gegenüberliegen. Der ehemalige preussische Minister Stein zieht ein Handschreiben des Zaren aus seinem Mantel, in dem alle Vollmachten des Zaren garantiert sind. „Landwehr und Landsturm werde ich in Ostpreußen aufbieten. Das Volk wartet. Nun ernte ich, was ich gesät habe. Legionen wird mir der preussische Boden gebären.“ Steins Augen flammen. „Mögen Sie auch diese undisziplinierte Masse gering einschätzen, Herr General; sie geht mit Ihnen oder gegen Sie.“

Es ist ganz still in der Bauernstube. Von den Wachfeuern hört man die Lieder der Soldaten. Im Vorzimmer stapft immer noch der Adjutant Seydlitz auf und ab. Stein deutet das Schweigen Yorcks als Sieg: „Wie, General? Sie wollen diesen Augenblick nicht fühlen? Sie wollen still beiseite stehen, wie es Ihr Exerzierreglement verlangt? Nicht nur das: Sie wollen gar die Politik jener senilen Höslinge und Bartstreichler verteidigen? Sind Sie der eiserne Yorck, dessen Stirne mit größerem Recht eine Königskrone tragen dürfte, als die des weichen Fürsten von Gottesgnaden, der durch seine Verbohrtheit zum Vasallen eines Revolutionsdiktators wurde. Sie ...“

„Schweigen Sie! Er ist mein König“, gibt Yorck scharf zurück.

Aber Stein bohrt weiter: „Und mag er tausendmal Ihr König sein! Das feige Fürstengeschlecht hat kein Recht mehr auf Führung. An der Seine wurden ihre Kronen an den Meistbietenden versteigert, weil ihre Träger zu feige waren, für ihr Erbe zu kämpfen und zu sterben.“

General Yorck atmet schwer. „Von den verschrobeneren Mysterien der politischen Schwarzkunst verstehe ich freilich nicht entfernt soviel wie Sie, Herr Minister. Aber Sie werden sich noch erinnern, vor vier Jahren war im ‚Moniteur‘ ein Brief abgedruckt, den Sie geschrieben haben und der von den französischen Spähern in Hessen abgefangen wurde. Sie wissen, Herr Minister, was uns diese Geschichte damals gekostet hat.“

„Was haben meine alten Sünden mit der jetzigen Konstellation der Kräfte auf dem Planeten zu tun?“ gibt Stein spitz zurück.

In diesem Augenblick meldet Major Seydlitz, daß das Regiment Villior aufbreche und daß auch bei dem Regiment Bertram die Lagerfeuer verlöschen. „Der Marschall nimmt stillen Abschied“, unterbricht Stein die Meldung des Adjutanten. „Was wünschen Sie mehr, General?“

„Ein Wort von meinem König“, haucht Yorck.

Der ehemalige preußische Minister Stein nimmt einen neuen Anlauf, um den alten Graukopf zu bezwingen. „Was

kümmert Sie die Puppe des geschwätzigen Hardenberg? An der Spitze seiner Legionen hat Cäsar den Rubikon überschritten. Sie, General, befehlen den preussischen Regimentern. Nur an der Spitze des Heeres steht der König!"

Nork unterbricht rauh: „Schweigen Sie von solch hochverrätherischen Plänen. Zwischen dem Himmel und den Menschen steht der König!"

„Die Kräfte, die aus dem Boden wachsen, gehen über einen morschen Königsthron hinweg.“ Stein glaubt felsfest an die befreiende Kraft seines Werkes.

Nork lacht. Ein böses, ein knurriges, ein zorniges Lachen. „Ich kenne Ihre Reformen, Minister Stein. Ganz genau kenne ich sie. Dem preussischen Adel, dem der preussische Staat sein Leben verdankt, haben Sie die Wurzel abgehauen. Bankiers und Schmarotzer schwächern mit dem preussischen Boden. Die Städte blähen sich auf und fressen das Land. Über den Gütern schwingen die Wucherer ihre Zinspeitsche. Geldmenschen kennen nur ihren Geldbeutel. Sie werden nicht sterben für den Boden, mit dem sie handeln.“

„Wir wollen nicht wie Kleinliche Menschen zagend an das Morgen denken, solange uns die Gegenwart in den Boden drückt“, sagt Stein mit müder Stimme. „Wer die Freiheit will, muß einen Einsatz wagen. Mit Feigheit und bänglichem Zagen wird kein Volk befreit. Sie wissen das selbst, General Nork. Über dem Interesse der Staatsbürger steht der Staat.“

„Eine alte Weisheit der preussischen Könige“, knurrt Nork.

„Die aber jetzt wieder gelten soll.“ Stein setzt zu einem letzten Versuch an. „Die jetzt wieder gelten soll, General Nork!"

„Nur nicht in einer falschen Form.“ Nork tritt ans Fenster und blickt hinaus in die Nacht. In der Dunkelheit brechen die Franzosen auf. Frierend liegen die preussischen Truppen an den Lagerfeuern. Aber sie sind in guter Disziplin.

„Die Zeit formt die Gesetze selbst.“ Wie von weither vernimmt Nork des Ministers Stimme. Wäre sich Nork über den Weg klar, den er zu gehen hat, er müßte sich jetzt nicht in zwecklose Auseinandersetzungen einlassen. Nein, Stein kann ihm die Klarheit nicht bringen, die er braucht.

„Die Zeit geht ruhig wie ein Ackergaul. Aber Sie machen gefährliche Bocksprünge, Minister Stein.“

„Ich springe mit meinen Vollmachten nur nach Ostpreußen.“

Jetzt ist die Bombe geplatzt. Der General schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß die Leuchter tanzen. „Auf der Stelle werde ich Sie verhaften lassen!“

Lachend höhnt Stein: „Meinetwegen! Aber meine Verhaftung könnte Ihnen gar übel bekommen, Herr General Rork.“

„Sie sind ein Hochverräter.“ Der General steht erstarrt. Die Erregung der Stunde droht seinen Kopf zu zersprengen.

„Napoleon hat mir das bestätigt“, sagt Stein in ruhiger Gelassenheit. „Vielleicht bin ich als Hochverräter geboren? Ich habe noch niemals darüber nachgedacht.“

„Ihre Dummheiten in Ostpreußen werde ich zu verhindern wissen.“

„Dummheit ist Ihre Starrköpfigkeit, General. Setzen Sie mich ruhig fest“, — Stein macht eine erwartungsvolle Pause — „das heimliche, neue Preußen ruht nicht allein auf den Schultern des Hochverräters Stein. Wir werden nicht still beiseite stehen, wenn ein Tyrann untergeht. Wir haben Tag und Nacht gehetzt und gewühlt. Und wir haben organisiert.“

„Was wollen Sie mit einem undisziplinierten Sauhaufen?“

„Den König und Sie, Herr General Rork, zu Taten zwingen.“ Stein hat das Letzte gewagt. Zwar war er auf eine sture Starrköpfigkeit gefaßt; daß aber bei dem Alten kein Argument verfängt, damit hat er nicht gerechnet.

„Rork läßt sich nicht zwingen!“ Rork geht wieder ans Fenster.

Und Stein deckt seine Karten vollends auf: „Wir werden sehen. Sobald Oberregierungsrat Schulz in Königsberg ist...“

„Oh! oh! aus diesem Loch pfeift der Wind? So haben also Sie diesen phantastischen Bürger nach Tauroggen eingeladen? Jetzt rücken mir diese Jakobiner sogar in meinem Quartier auf den Leib. Aber ich werde euch die Suppe verfalzen.“ Rorks Gesicht wird eisern und hart.

Stein erschrickt über diese unglaubliche Störrigkeit, die

sich jeder Einsicht verschließt. „Drüben bei Diebitsch sitzt Clausewitz, in Breslau warten Scharnhorst, Gneisenau und Blücher, und Schulz trifft in Königsberg die Vorbereitungen. Sie können unmöglich zum Verräter dieser Sache werden, General!“ beschwört Stein den General York.

Aber zornig poltert der Alte wieder: „Die Verräter seid ihr. Ein Geschäft von dummen Kindsköpfen ist das, weiter nichts. Ein Aufstand in meinem Rücken! Haben Sie sich die Folgen überlegt, Minister Stein? Revolution gegen den König in Ostpreußen, und mein Korps steht am Feind. — Ich kenne Ihren Einwand. Sie wollen sagen, die Russen sind unsere Freunde. Nicht wahr? Vielleicht die Ihren, Herr Minister, aber nicht die Freunde Preußens. Zwischen Napoleon und dem Zaren steht Preußen. Preußen steht zwischen Frankreich und Rußland. Jetzt ein toller und unüberlegter Streich und — Preußen ist gewesen.“

Es ist wieder still in der niedrigen Stube. Man hört die Herzen der ringenden Männer pochen. Stein ermattet und verzweifelt: „Ich wollte Sie nur zu einer schnellen Entscheidung drängen. Meine Mühe war umsonst. Wir sprechen in der gleichen Sprache und wir verstehen einander nicht. — Sie können sterben. Das weiß ich. Doch niemand will es, weder der Zar, noch General Diebitsch, noch der König von Preußen, noch ich, ja nicht einmal im Augenblick Macdonald oder Napoleon. Fürchten Sie nichts, General, und handeln Sie!“

Stein erhebt sich rasch und stürzt hinaus. Den gequälten Ruf des Generals York, „ich warte nur auf einen Befehl meines Königs“, hat er nicht mehr vernommen. In zerfleischendem Selbstgespräch setzt sich der General an den Tisch. „Unendlich dünkten mich die Jahre, da ich auf diesen Tag gewartet habe. Nun, da er gekommen sein soll, zittere ich wie eine feige Memme. Was tun? — Diese Frage hat der König zu beantworten. Ich bin ja nur sein Diener.“

York schreibt einen Brief an den Oberpräsidenten Auerswald in Königsberg und läßt den Hauptmann Burger in den Sattel steigen. „Sicher ist sicher. Der rebellierende Regierungsrat kann gefährlich werden. Le succès justifie tout“ — alles rechtfertigt der Erfolg. Das war die Richtschnur des

französischen Revolutionshelden. Aber diese Formel brannte den Kontinent leer. Der Erfolg rechtfertigt alles? — Cäsar — Cromwell — Der Erfolg? Wallenstein? Die Unterschrift von Diebitsch gilt nichts. Niemand weiß, ob der Zar die Verträge hält. Nein! Ich kann, ich darf, ich will nicht! Den König muß ich zwingen!“ In nervöser Unruhe geht Rork zur Türe und fragt, ob Graf Dohna immer noch nicht zurück sei von Berlin. Seit Tagen erwartet er den Grafen. Er kommt nicht.

„Der König muß — ich ertrag's nicht mehr!“ ruft erregt der General in die Einsamkeit seiner Bauernstube hinein.

Und wieder setzt er sich an den Tisch und schreibt an den König: „Die Zeit ist erfüllt. Ich kann meine Truppen nicht mehr gegen die Russen schicken. Eure Majestät müssen den vorgeschlagenen Vertrag unterzeichnen! Es gilt jetzt Sein oder Nichtsein, und die Wahl der Mittel muß aufhören, Bedenklichkeiten zu erregen, wenn nur der Zweck dadurch erreicht werden kann. — Major Seydlitz!“

In gespannter Erwartung steht Seydlitz vor Rork.

„Dieses Schreiben überbringen Sie dem König persönlich. Verstehen Sie! Dem König selbst sollen Sie es geben, und wenn Sie alle Kammerdiener und Lakaien über den Haufen werfen müssen!“

„Ich komme zum König und wenn in Berlin nur Franzosenfreunde schmarotzen sollten“, antwortet Seydlitz.

„Bleiben Sie Tag und Nacht im Sattel. Lassen Sie sich von den Franzosen nicht schnappen“, mahnt ernst der Alte.

„Ein Seydlitz weiß, was er seinem General schuldig ist. Und für Marienwerder haben Erzellenz keinen Auftrag?“ fragt der Adjutant.

Rork wie abwesend: „Marienwerder? Richtig, Seydlitz. Sie mahnen mich, daß ich auch noch Frau und Kinder habe. Die mußten immer allein sein, weil ich Königsdiener bin. Ich danke Ihnen, Seydlitz. Ihr Weg führt ja über Marienwerder. Sagen Sie ... Nein, reiten Sie Major! Reiten Sie, als ob Ihnen der Teufel im Nacken säße! Es geht um Preußen.“

Kaum ist Seydlitz gegangen, meldet die Ordonnanz den französischen Oberst Dulange. „Es gibt also immer noch offene

Wege, die vom Marschall zu mir führen", sagt der General nachdenklich vor sich hin. Wieder ein Befehl und kein Wort von meinem König. — „Ein schwerer Ritt in der Nacht, Herr Oberst“, empfängt freundlich der General den französischen Oberst. „Sie bringen Eilpost vom Marschall?“

Oberst Bulange ist eisige Zurückhaltung. Er übergibt York ein versiegeltes Schreiben. „Erzellenz, der Brief fordert sofortige Antwort!“

York öffnet ohne Eile den Brief, dabei scharf den Oberst betrachtend. „Weiß der Marschall, daß französische Füsiliere ein Proviantlager der Preußen in Brand gesteckt haben?“ Langsam, in verhaltenem Zorn tröpfeln die Worte. „Der Marschall wird bestimmt diesen Frevel bestrafen und er wird hoffentlich in diesem Schreiben eine entsprechende Entschuldigung finden?“

York liest. Sein Gesicht wird hart wie eine steinerne Maske. Ganz nah tritt er an den französischen Oberst heran und blizt ihn an. „Sie kennen den Inhalt dieses Briefes, Herr Oberst.“

„Erzellenz!“ Oberst Bulange gerät in nicht geringe Bestürzung.

Yorks Augen stechen in die Seele des Franzosen. „Sie tragen Vollmachten in der Tasche, Herr Oberst! Sie haben den Auftrag, mich zu ärgern. Beim geringsten Insult gegen den Kaiser sollen Sie mir den Degen abfordern. Falsch gerechnet, Herr Oberst.“

Der französische Oberst kann seine Bestürzung schlecht verbergen. „Der Auftrag eilt, Erzellenz. Ich bitte um die Antwort.“

„Wird geschehen — aber mir eilt die Sache nicht“, sagt York dem Adjutanten des französischen Marschalls, der in seiner Fassungslosigkeit nun fragt: „Was werden Erzellenz tun?“

York lacht ein unheimliches drohendes Lachen: „Mein Bett aufsuchen, Herr Oberst, sobald Sie zur Türe hinaus sind.“

Und als der bestürzte französische Oberst gegangen ist, fragt York wieder in gemarterter Unruhe nach dem Grafen Dohna. Aber sein Bittgänger ist immer noch nicht zurück. Wieder schreibt er an den König, eindringlicher, fordernder: „Der

Marschall sekkert mich bis aufs Blut. Er will das preußische Korps aushungern. Ich bitte um Befehle." Der General hetzt den Major Rügamer in den Sattel.

In der Einsamkeit seines Zimmers hadert der General mit den Menschen und dem Himmel. „Allezeit war ich für den König da. Jetzt, da ich ihn brauche, läßt er mich im Stich. — Das Leben ist doch eine recht spaßige Angelegenheit. Vor wenigen Jahren wurde mir der Degen abgenommen, weil die Regimentskasse nicht stimmte. Das war zu viel. Doch hätt' ich unterschlagen, wie hätte dann meine Familie hungern müssen! Der König hat schlecht für seine Diener gesorgt. Aber bald darauf defilierte ich mit Jßland vor dem Thron. Da wurde mir der Rote Adlerorden dritter Klasse ins dritte Knopfloch gehängt, weil ich meinen Soldaten die Seele aus dem Leibe geschunden habe.“

Major von Genckel unterbricht die grüblerische Stille: „Exzellenz, ein Regiment Kavallerie, ein Regiment Infanterie vom Korps Diebitsch haben Koltiniany besetzt. Die Russen wollen uns den Rückzug verlegen.“

„Zum Einsperren gehören immer zwei“, gibt der General in gut gemimter Ruhe zurück.

„Bei Piktupöhnien haben zwei preußische Regimenter die Russen wieder zurückgeworfen. Der Weg nach Ostpreußen ist frei. Sie haben auf Befehl des Marschalls Macdonald angegriffen.“

„Auf Befehl Macdonalds!“ Rork schreit wie ein Irreer. „Das ist ja gegen alle Abmachungen. Die Preußen stehen unter meinem Kommando!“

In dieses Gewitter pläzt der Stabschef von Köder: „Kundschafter melden, Paulucci zieht mit starken Kräften gegen Tilsit und Königsberg. Wittgenstein drückt scharf auf unsere Nachhut. Diebitsch hat seine Front vor die Nasen unserer Vorposten verlegt. Die ganze russische Armee ist im Aufbruch.“

„Und wenn schon?“ Der General hat sich wieder in der Gewalt. In seinen stehenden Augen ist ein unheimliches Flackern. „Wollt ihr mir etwa von Übergabe reden? Glaubt ihr, die preußische Stellung wäre so schwach? Zu jeder Stunde

Können wir die Schlacht mit den Russen aufnehmen. Es spreche mir niemand von Übergabe! Wem sein Leben lieb ist" — dabei greift er nach der auf dem Tisch liegenden Pistole — „der schweige!"

Stabschef von Köder macht Einwendungen: „Erzellenz kennen doch die Stimmung der Truppen. Die Offiziere sind nur noch mit Mühe zu halten."

Der Alte donnert den Major von Zenzel an: „Befehl an alle Regimentskommandeure: Den Offizieren und Mannschaften ist sofort bekanntzugeben, wer seine Fahne verläßt, wird als Deserteur erschossen!"

Wieder kommt der Stabschef mit Einwänden: Er hält den Befehl nicht für möglich: „Dieser Feldzug hat Offiziere und Mannschaften auf die stärkste Probe ihres Gehorsams gestellt. Es ist schwer, auf Menschen zu schießen, die als Freunde sich zeigen. Zudem weiß ja jeder Muskote, daß die große Armee auf den Schneefeldern Rußlands liegt."

„Das ist ja alles richtig, mein lieber Köder." Aus Yorks Stimme klingt eine väterliche Wärme. „Ihr habt alle gut reden; aber mir wackelt der alte Schädel auf den Schultern. Die preussische Armee hört auf, wenn sie zu den Russen überläuft. Verstehen das die Offiziere? Wie kann der König einen Vertrag schließen, wenn die Russen schon alles besitzen? Nein, so einfach liegen die Dinge nicht, mein lieber Oberst. Ich bin auf diesen Platz gestellt, um dem König seine Soldaten und sein Land zu retten. Ein insubordinanter Sauhaufen nützt uns gar nichts. Graf Dohna wird die Vollmacht des Königs bringen und mir die Freiheit meiner Entschlüsse."

Der Stabschef von Köder zweifelt: „Wenn er sie bringt? Der König ist weder Soldat noch Revolutionär."

York geht wieder an den Tisch und beugt sich über die Karten. „Warten wir, bis Dohna kommt", tröstet er sich. Und das ungeduldige Warten erinnert ihn an seine Aufgabe. „Geben Sie die Befehle, Oberst! Major von Thünnen soll die Bagage von Kossieny nach Tauroggen bringen . . . Hauptmann Schack meldet General Kleist, er soll gegen Paulucci feste Stellung beziehen. Hier dieser Bergrücken deckt unsere Flanke. Eine Ordonnanz an General Massenbach: Be-

fehle des Marschalls sind nicht auszuführen! Die preußischen Divisionen unterstehen meinem Kommando. Massenbach hat die Kavallerie des Generals Essen zu stellen. Der Weg nach Tilsit muß den Russen versperret werden. Sie, Oberst, gehen mit zwei Regimentern gegen Wittgenstein in Stellung und ich stelle mich mit meinen Jägern gegen Diebitsch."

„Für eine Manöverstellung recht brav gedacht“, meint gutmütig der Oberst von Köder. „Aber ich fürchte, daß die Russen ...“

„Weder den Teufel noch die Russen fürchte ich. Wenn ich meine Soldaten nicht halte, ist Preußen verloren.“ Dieser drohende Gedanke läßt York nicht mehr los. Aber mit seiner Haltung ist's im Augenblick vorbei, als der Stabschef von Köder die Stube verlassen hat. „Kleinmütiges Zagen, das weder für den Himmel noch für die Hölle taugt. Natürlich wär's Verrat. Aber die Welt hat Verräter genug. Hier trage ich die Vollmachten des Königs, die mir die Freiheit geben, über Krieg und Frieden zu bestimmen und doch zittere ich jetzt vor der Tat. Die Stunde der Befreiung sei da. — Alte Phrasen des Zaren. Stündlich kommt Nachricht von den russischen Generalen. Der Zar lobt mich. Er verspricht mir goldene Berge. Papier, weiter nichts als geduldiges Papier. Briefe, nichts als Briefe. Die Schmeicheleien eines Herrschers sind billig. Der Teufel mag den Versprechungen trauen. Nur einen kurzen Blick in Europas Kabinettsstuben möchte ich tun“, seufzt York, als Köder mit der Nachricht wieder zurückkommt, die Russen haben den Silberuf eines französischen Stabes aufgefangen.

„Die Russen sollen ihre Meldungen ihren Vorgesetzten machen“, herrscht York seinen Stabschef an. „Ich weiß nichts von versprengten französischen Truppenteilen. Die Geschichte fängt an, mir unheimlich zu werden. Spielen die russischen Generale nicht eine recht lächerliche Komödie?“

„Tun Sie, was Sie tun müssen, General! Handeln Sie, wie es Ihr Gewissen befiehlt“, sagt Köder mit Nachdruck.

„Wer zeigt mir den Weg?“ preßt York aus gequälter Brust. „Da steht man mit seinen 18 000 Mann, und man glaubt, Geschichte machen zu können. Dabei ist's nur ein arm-

seliger Konflikt der Pflichten. Die Dinge rollen an uns vorüber."

Da kommt Graf Dohna aus Berlin. So sehnsüchtig hork diesen Kurier auch zurückwünschte, jetzt, da er da ist, weiß er, daß er umsonst auf ihn gewartet hat. „Sie ließen auf sich warten, Graf?“

„Was nützt die schnellste Stafette, wenn ich im Königsschloß tagelang antichambrieren muß?“

„So sprachen Sie den König?“ Der General ist wieder gespannte Erwartung.

„Soldaten sind schlechte Bittgänger“, windet sich Graf Dohna.

„Ich weiß genug.“ In hork Kocht der Aufruhr. „Der Teufel hol' das Geschmeiß der Höllinge!“

Dohna meldet vorschriftsmäßig: „Hier der Auftrag, Erzellenz, hier die Antwort des Königs.“ Dohna übergibt seinem General ein Schreiben. „Und hier die Kiste mit den Orden.“ Graf Dohna stellt eine Kiste auf den Tisch. Und der General hork liest. Liest den Brief seines Königs.

... meinen und des Kaisers von Frankreich eng verbundenen Interessen. „... meinen und des Kaisers von Frankreich eng verbundenen Interessen“, schreit er laut. „Ist das alles, Graf?“

Und wie zum Sohn: „Erzellenz übersehen die mit Orden gefüllte Kiste.“

„Ich will einen klaren Befehl haben und keine Anhängsel. Haben Sie nicht gesagt, das sechste Regiment sei buchstäblich ohne Hosen?“

Der Stabschef hat den Brief des Königs vom Tisch genommen, Köder liest laut den Schluß, laut und mit besonderer Betonung: „... um auf eine glänzende Weise darzutun, wie sehr Ich den Wert der Bestrebungen des Korps anerkenne, verleihe Ich Ihnen hierdurch den Roten Adlerorden Erster Klasse ...“

„Der im zweiten Knopfloch zu tragen ist“, fällt des Königs General monoton und ermattet ein.

„Im ersten Knopfloch“, ergänzt Graf Dohna. „Die Vorschriften liegen dabei.“

„Welch ein Glück, daß wenigstens die Gebrauchsanweisung für die Orden vorhanden ist. Welch ein Glück!“ In Rork bricht der Grimm der letzten Stunden, der letzten Tage und Wochen durch. „Wir hungern und frieren — der König schickt uns Orden. Mit Napoleon fühlt er sich eng verbunden. Wahrhaftiger Gott! Napoleon tat gut daran, dieses auf Lüge, Gefallsucht und Verblendung aufgebaute Kartenhaus einzuwerfen. Aber diese Herrschaften haben aus diesem Sturze nichts gelernt. Hohlköpfige Feiglinge! Sie fürchten die Wahrheit und scheuen die Verantwortung ... Ruhen Sie aus, Herr Graf. Ich danke Ihnen, Herr Oberst! Ich bin sehr müde. Gute Nacht! Goffen wir, die Zeit ist für uns.“

„Mut, Erzellenz! Die Weltgeschichte ist noch lange nicht aus“, sagt der Oberst zuversichtlich und läßt den General mit seinen Sorgen und drückenden Gedanken allein.

*

In der Mühle von Poscherun warten Rork, Köder und Seydlitz. Der General geht unruhig mit gebeugten Schultern auf und ab. Köder sitzt auf einem Mehlsack und Major Seydlitz lehnt am Mahlgang.

„Den buckeligen Planeten in einen paradiesischen Garten zu verwandeln, steht nicht in der Menschen Macht.“ In Rork wühlen die Zweifel; den General drückt der Gedanke an die Zukunft. „Wir sind ja doch nur Figuren auf dem Schachbrett des Lebens, mit denen ein dämonisches Schicksal ein grausames Spiel treibt.“

„Von dieser Dämonie spüre ich nichts“, sagt Oberst Köder trocken. „Ich habe mich mit dem Schicksal abgefunden — Mensch zu sein.“

Der General Rork rätselt weiter. Er hält eine laute Zwiesprache mit seinem Gewissen. „Ein Ehrenwort für eine Staatsaktion! Ein Ehrenwort? — weiter nichts. An diesem Ehrenwort hängt mein Kopf. Der König kann den Feind zum Freund machen; aber sein General kann das nicht. Die Abfuhr war stark. Nicht wahr, Seydlitz?“

„Wie ein lästiger Bettler wurde ich hinausgeworfen“, bestätigt mit dumpfer Stimme der Adjutant des Generals.

„Wie ein Bettler! Monarchen sind gefährliche Vorgesetzte.“ Der Strom der Bitterkeit, der aus des Generals Seele quillt, wird immer stärker. „Brauchbar ist nur der, der brav und fleißig ihren Willen tut. Wer aber ihre Unfehlbarkeit nicht anerkennt, ist ein Rebell. Unsere Welt ist ein recht seltsames Narrenhaus. Warum muß es denn gerade ich sein, der sich um Preußens Schicksal kümmern soll? Spielen wir nicht seit Jena die Rolle eines Schafes? Von den Wölfen hat uns noch keiner zerrissen, weil kein Wolf dem andern den fetten Bissen gönnt. Warum gerade ich?“

„Weil Sie müssen, Exzellenz!“ Der Stabschef Röder ist froh, daß der General nun endlich die Zusammenkunft mit Diebitsch wagen will.

„Wer sagt, daß ich muß?“ fragt Rork wie abwesend zurück.

„So will es die Geschichte“, drängt Röder.

„Das ist ein falsches Pathos“, hält der General lachend dagegen. „Die Geschichte geht weiter auch ohne mein Zutun. Mir ist manchmal, als wäre diese Erde nur der Schauplatz recht jämmerlicher Begebenheiten. Nein, mein lieber Oberst. Nur weil ich will, schließe ich den Vertrag mit den Russen. Der König hat mich in die Schranken gewiesen. Was ich tue, ist Hochverrat. Und Hochverrat begehe ich, weil ich will.“

„Die Weltgeschichte ist nicht das Produkt von schwachen Nerven. Nur starke Männer zwingen das Schicksal“, spricht der Stabschef ermunternd.

„Gewinne ich das Spiel, wird das Volk jubeln, verliere ich, wird es mich verfluchen. Keine falsche Romantik, lieber Oberst. Was sagten die Offiziere zu meinem Entschluß?“

„Sie haben nur eine Meinung: Endlich geht's gegen die Franzosen!“ gibt Seydlitz frisch zur Antwort.

Der russische General Diebitsch mit seinem Stab und Clausewitz kommen. Diebitsch und Rork blicken einander lange und fest in die Augen. Rork übergibt dem Vertreter des russischen Zaren einen Vertragsentwurf. Form und Inhalt hat er sich lange genug überlegt. Diebitsch liest. Gründlich und aufmerksam.

„Unmöglich, vollkommen unmöglich, Exzellenz!“ wendet sich

Diebitsch aufgereggt an Yorck. Diebitsch breitet eine Karte auf dem Mahlgang aus. „Sehen Sie! Hier steht Wittgenstein — hier Essen — hier Paulucci. Wittgenstein marschirt über Tilsit durch Ostpreußen. Paulucci marschirt hier — hier südlich von Königsberg nach der Weichsel. Und Sie bleiben mit Ihrem Korps zunächst in Königsberg und ergänzen ihre Regimenter. Oder wollen wir warten, bis Napoleon wieder auf dem Sprung ist?“

„Und der König von Preußen?“ fragt langsam Yorck.

„Der hat bei unseren Sündeln doch gar nicht mitzusprechen“, meint der russische General leichtthin. „Wenn der preussische König heute überhaupt noch Soldaten hat, dann hat er sie meiner Großmut zu verdanken.“ Von vornherein will Diebitsch den stärkeren Vertragspartner mimen. Vielleicht glaubt er auch, durch diese Sprache Yorck einschüchtern zu können.

Aber Yorck grollt drohend dazwischen: „Sie irren, Herr General! Eine solche Sprache führt zu keinem Ergebnis.“

Liebenswürdig und verbindlich besänftigt Diebitsch: „Keine Aufregung! Ich weiß es recht wohl, wären die Korps der Großen Armee in Yorckscher Zucht gestanden, wir wären heute nicht beisammen. Nachdem aber Eure Exzellenz soweit sind... hier ist der Vertrag. Er wird den Absichten Eurer Exzellenz entsprechen.“

„Von einer gemeinsamen Kampfhandlung kann vorerst gar keine Rede sein“, sagt Yorck und überfliegt den Vertragsentwurf des russischen Generals. „Die Marschorder macht noch keine Politik. Und niemals kann uns das Gewisse vor dem Ungewissen schützen. Der Weg von der Weichsel bis zum Rhein ist weit. Was nützen unsere strategischen Konstruktionen, wenn in den Kabinettsstuben unsere Diplomaten nach der Seine blicken?“ Yorck macht eine kleine Pause. „Sie können auch meinen Vertrag unterschreiben, Herr General. Für mich ist dieses Stück Papier eine Rückversicherung.“

Der russische General ist über die Wendung der Verhandlungen nicht wenig erstaunt. Zwar war er auf einen starken Widerstand gefaßt; aber so wie er die Lage sieht, gibt es ja gar keinen anderen Weg, als den, den er dem preussi-

ſchen General gezeigt hat. Zudem iſt er unangenehm berührt von dem Mißtrauen, das York immer noch der Lauterkeit ſeiner Abſichten entgegenbringt. Er liest den Vertrag Yorks, einmal, zweimal, dann laut: „... das preußiſche Korps ſoll in einer neutralen Zone zwiſchen Tilsit, Libau und Memel bleiben bis zum Eingang der königlichen Befehle ... das iſt ja rein unmöglich!“ brauſt Diebitsch auf.

„... und bis zum Eingang der königlichen Befehle“, hält ihm York in ſeiner beſtimmten Unbeirrbarkeit entgegen. „Lesen Sie doch weiter, General!“

„... mit der Verpflichtung, zwei Monate nicht gegen die Ruſſen zu kämpfen ...“ Der ruſſiſche General hat Achtung vor dem Politiker York, den er hinter dem Soldaten York nimmermehr vermutet hätte. „Mein Kompliment! Für einen Soldaten ein verteuſelt gutes Machwerk. Nicht ſchlecht, in der Tat nicht ſchlecht. Eure Exzellenz wollen freie Hand haben, bis der König wieder gnädig wird.“

„So iſt's“, ſtimmt York lakoniſch bei.

„Und wenn der König nicht will?“ Diebitsch denkt an tückiſche Möglichkeiten, die von den Diplomaten ausgeheckt werden können. „Wenn der König Eure Exzellenz abſetzt? Wenn er ...“

„Es ſteht ihm frei“, gibt York in eiſiger Ruhe zurück.

„Ein Hochverräter ſind Sie doch! Da helfen dialektiſche Kniffe auch nichts mehr“, ſagt Diebitsch, mehr zu den Offizieren ſeines Stabes, als zu York. „Wer gegen den Willen ſeines Königs handelt, der muß ihn auf ſeine Bahn zwingen, oder ...“

„... oder der Hochverräter iſt verloren“, ſagt tonlos York. Was ihm der ruſſiſche General entgegenhält, hat er in langen ſchlaſſen Nächten ſelbſt gedacht. Und in dieſem fürchterlichen Konflikt der Pflichten iſt ihm der Weg klar geworden, den er zu gehen hat. Darum kann der Vertrag nur nach ſeinem Willen geſchloſſen werden. Dem König läßt er dabei alle Möglichkeiten offen. Zu jeder Stunde kann er von ſeinem rebellierenden General den Degen fordern. „Wenn Sie nicht wollen, General“, unterbricht York den grübelnden Diebitsch. „Seit vielen Wochen wirbt Paulucci um meine Gunſt.“

„Nur keine Seitensprünge“, beeilt sich Diebitsch.

Aber Rork ist von einer verletzenden Unerbittlichkeit: „Entweder — oder, Herr General!“

Auf der Straße brandet eine Woge des Jubels heran. Stärker und stärker. Offiziere und Soldaten ziehen zu der Mühle von Poscherun. „Hoch lebe Vater Rork!“ Durch die offene Türe schreien es die Rorkschen Offiziere.

General Diebitsch setzt seinen Namen unter den Vertrag Rorks: „Der schönste Lohn für eine befreiende Tat.“

Rork tritt einige Schritte vorwärts. Er erschauert in der Größe des Augenblicks. Aber er ist Soldat und hat sich in der Gewalt: „Meine Herren! Der Augenblick ist gekommen, unsere Freiheit wieder zu gewinnen. Der Vertrag mit Rußland ist geschlossen.“ Die Begeisterung verschlingt die Worte Rorks. Er winkt mit der Hand: „Was ich getan habe, kann alle entusiastieren und — wir werden uns als echte Preußen schlagen. Wer sein Leben für die Freiheit und sein Vaterland hingeben will, der schliesse sich mir an. Wer aber glaubt, ich habe falsch gehandelt, der trete zurück. Ich achte auch den, der nicht mit mir eines Sinnes ist. Wenn uns ein siegreicher Kampf beschieden wird, muß der König mein Handeln billigen. Geht es schief, ist mein Kopf verloren . . .“ Rork hält bewegt einen Augenblick inne und fährt fort: „Dann bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und meiner Kinder anzunehmen. Unter dem Beistand Gottes wollen wir das große Werk der Befreiung beginnen. Geht zu euren Regimentern und wartet auf die Befehle!“

Langsam gehen die Offiziere hinaus und langsam verebbt der Jubel.

„Wir sind Hochverräter! Aber unsere Kinder fordern von uns ein freies Preußen. Vertrauen wir auf unsere Kraft und auf den da oben; der Sieg wird unser sein.“

Stationen . . .

Stationen. — Neben den steilen Gipfeln, die einen weiten Rundblick gestatten, schreiten wir durch dunkle Täler. Wir, die wir rückschauend das wechselvolle Schicksal des deutschen Volkes in einer gesicherten Gegenwart betrachten dürfen, brauchen nicht mehr irre zu gehen. In allen Epochen standen auf den Bergesgipfeln die Herolde ihrer Zeit. Wurden sie einst auch nicht gehört, so vernehmen wir ihr Rufen in unseren Tagen.

Das ist der große Gewinn unserer großen Gegenwart, daß wir hellhörig und weitsichtig geworden sind. Denn klar ist unserem Geschlecht die Tatsache: wer für die Zukunft werken will, der muß die Vergangenheit richtig erkennen. Die artgemäße Verwertung unseres geschichtlichen Erbes aber ist die Aufgabe, die uns die Zeit stellt.

„Ich bin nur König, solange ich frei bin“, schrieb einst Friedrich der Große. Frei ist nicht, wer tun kann, was er will, sondern wer werden kann, was er soll. Frei ist, wer die von Gott in ihn gelegte Idee erkennt und zu voller Wirksamkeit entwickelt. Dieser nur einzig mögliche Begriff der Freiheit hat die Unbefangeneheit des gesunden Blutes zur Voraussetzung; diese Aufgabe, die Unbefangeneheit des gesunden Blutes wieder herzustellen, hat sich Alfred Rosenberg mit seinem Werk „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ gestellt. Der „Mythos“ Rosenbergs ist ein einziges, eindeutiges Bekenntnis zur lebendigen Rassenseele

und zugleich der unwiderlegliche Beweis für die schöpferische Kraft einer auf Blut und Boden gegründeten Weltanschauung.

Die geschichtlichen Daten sind als unverrückbare Tatsachen gegeben. An unendlich vielen Stationen des Leidens mußten unsere Vorfahren vorbei. In erhabenem Glanze und in stolzer Größe leuchteten die großen Taten deutscher Menschen.

Stationen. — Annähernd zwei Jahrtausende ringt die deutsche Seele mit artfremden Gewalten. In den dunklen Wäldern Germaniens begann der Kampf, als der erste politische Deutsche, Arminius, von der Schlange der Zwietracht gefällt wurde. Die arianischen Altvordern zerschmetterten das römische Imperium. Nach ihrer Art wollten sie das Weltbild formen. Sie wollten . . . Bis die Franken, der festhafte germanische Bauernstamm, an die römische Kette gelegt waren. In dem großen Ringen um die weltliche Macht zwischen Kaisertum und Papsttum vollendete sich deutsches Schicksal.

„Wir müssen uns dabei erinnern, daß es die nordische Rassenseele gewesen ist, die einst im sonnigen Hellas Athene und Apoll erschuf, daß die Ilias Homers ein Siegesgesang des Lichtes war, daß Sulla und Augustus Exponenten der nordischen Rassenseele im römischen Imperium gewesen sind. Wir müssen uns dabei erinnern, daß sich das magisch-biblische Weltbild mit dem etruskischen Satanismus vermählte, wobei gleichzeitig die asiatische Magie und der Sereenwahn im Abendland Eingang fanden.

Wir müssen den wechselvollen Kampf Europas nach der Übertragung des Christentums unter gänzlich anderen Aspekten betrachten, als dies bis vor wenigen Jahren getan wurde. Denn daß alle Staaten des Abendlandes und ihre schöpferischen Werte Zeugnisse der Germanen sind, ist zwar eine lang bekannte Tatsache; vor S. St. Chamberlain wurden jedoch daraus keineswegs die notwendigen Folgerungen gezogen.“ So mahnt uns Alfred Rosenberg.

Wir müssen heute wissen, warum die Glocken der Inquisition durch das ganze Abendland gellten, warum ein Roger Bacon sein Leben im Kerker verschmachten mußte und

warum das heroische Alt-Frankreich im Blutstrom der Bartholomäusnacht ertränkt wurde, worüber das päpstliche Rom Freudenschüsse abschoss und zu Ehren des „Ketzer“ mordens eine Denkmünze prägen ließ. Und wir dürfen heute nicht übersehen, wie viel schöpferisches Blut in den Kreuzzügen, durch die Ketzer- und Hexengerichte und durch die sogenannte Gegenreformation vergossen wurde. Wie sich der Kampf der beiden Gewalten, Kaisertum und Papsttum, ausgewirkt hat, zeigt uns der tragische Verlauf der mittelalterlichen deutschen Kaisergeschichte, der Untergang des ersten Reiches. Canossa muß ein Orientierungspunkt sein für alle Deutschen und für ewige Zeiten.

Die großen Männer aus der Vergangenheit, die der Geschichte förderlich gewesen sind, waren zuerst immer „Ketzer“ und Störenfriede, ob sie Aristoteles, Roger Bacon, Eckhart, Gutton, Luther, Wallenstein, York oder Bismarck geheißen haben. Und die vielen Hunderttausende, die einst auf den Scheiterhaufen starben, die in schöpferischer Forschergläubigkeit im Aufstand gegen die römische Form ein arteigenes Weltbild schufen, sie alle zusammen legten den Grund für die abendländisch-nordische Kultur.

So folgert Alfred Rosenberg richtig: „Ohne Coligny und Luther kein Bach, kein Goethe, kein Leibniz, kein Kant. Wie Apollon dem Dionysos, so stehen Copernikus, Kant und Goethe dem Augustinus, Bonifatius VIII. und Pius IX. gegenüber.“

*

Frei wollen wir sein, und wir wollen uns selber leben! Wir knüpfen dort an, wo durch Eckhart die Akkorde deutschen Gottsuchens in den romanischen Seliandsburgen und in den gotischen Domen zuerst erklangen. Wir sehen in den wechselvollen Phasen unserer Geschichte recht wohl, wie einflussreiche Vertreter des deutschen Episkopats sich zur Dynamik der deutschen Rassenseele bekannnten, wie der Erzbischof Willigis von Mainz als Führer der deutschen Bischöfe gegen den volkslosen, römischen Zentralismus auftrat und wie Bischof Adalbert von Wettin, Reinald von Dassel und

Christian von Buch eine deutsche Nationalkirche gründen wollten.

Sechshundert Jahre mußten über der Ruhestätte Eckeharts verrauschen, bis wir ihn wieder verstehen lernten. Und daß uns dieser Kündler deutscher Gottgläubigkeit wieder gegenwärtig ist, das ist wiederum nicht zuletzt das unsterbliche Verdienst Alfred Rosenbergs. Die Freiheit der deutschen Seele umreißt Eckehart mit den zeitlosen Worten: „Der Mensch soll frei sein und ein Herr aller seiner Werke, unzerstört und unbezwungen.“

Ohne diese seelische Freiheit ist der Gottesgedanke überhaupt nicht denkbar. Das offenbart uns die Haltung aller Großen, von Eckehart über Luther, von Friedrich dem Großen bis Lagarde, von Paracelsus, Rembrandt, Beethoven, Goethe, bis Wagner und Nietzsche. Oder sollten sie etwa vergessen sein, die großen Bekenner zur Freiheit der deutschen Seele? Suso und Tauler, Ruysbroek und Grootes, Boehme und Silesius? Waren sie nicht die Wegbereiter für Goethes Faust und Beethovens Neunte?

Wir dürfen die gegebenen geschichtlichen Daten nicht einfach mechanisch aneinanderreihen. Aus solch handwerklichem Tun ergäbe sich kein Bild, das unserer Vergangenheit würdig wäre. Unsere historische Schau hat sich zu stützen auf den Olymp, auf Eckehart, auf Lagarde, auf Rosenberg, auf alle die Großen, die positiv unserer Geschichte und deren Betrachtung förderlich gewesen sind.

*

Mit der schmachvollen Hinrichtung des letzten Staufers hat der politische Katholizismus zunächst über das deutsche Kaisertum gesiegt. Mühsame Umwege wurden unserem Volke gewiesen, bis es endlich heimfand zu seiner Art.

Die Umwege dünkten jenen unendlich lang, die mit den „Hochverrätern“ Stein und Rork hofften auf ein freies einiges deutsches Reich. Aber in den Netzen spanischer Kabinettsdiplomatie verbrannten die Herzen der Heißgläubigen.

In der Paulskirche in Frankfurt sangen sie ihren Schwanengesang. Bis dann Bismarck, der harte preußische Junker, die deutschen Stämme zueinander führte und mit sorgfamer Hand die politischen Kraftfelder auf dem Kontinent absteckte.

Doch Bismarck, der ein neues deutsches Kaisertum schuf, vergaß und übersah die mythenbildende Kraft des ersten Reiches. Drum glich auch sein prunkvolles Haus einer hohlen Fassade. Solange er durch seine Zeit wuchtete als ein Titane der Politik, sie gestaltend und prägend, konnte sein Werk bestehen. Als er aber nicht mehr war, mußte es zerfallen. Sein Mitarbeiter Moltke hatte, den dynamischen Ideen eines Friedrich des Großen und eines Clausewitz folgend, den Großen Generalstab geschaffen, ein geradezu überzeugendes Werk von einer kaum vorstellbaren Kraft. Bismarck ist es nicht gelungen, einen ähnlichen Generalstab der Diplomatie einzurichten und mit Leben zu erfüllen.

Und daneben verstiegten die Brunnen einer lebendigen Kultur im Reiche Bismarcks. Zu dem sogenannten Kulturkampf kam das marxistische Gift. Im „Kulturkampf“ formierte sich die Aufmarschfront gegen das zweite Reich.

Der politische Katholizismus, der in der „Pippinschen Schenkung“ und in den „Pseudoisidorischen Dekretalen“ seinen Ursprung hat, der Wirkung und Möglichkeiten seiner Kräfte im Kampfe mit dem ersten Reiche maß, der sich in Sabsburg und im „Allerchristlichsten Frankreich“ seine unverrückbaren Stützpunkte auf dem Kontinente schuf, fand den Weg zur jüdischen Internationale eines Marx. Als in Serajewo die Schüsse krachten, als die gerüsteten Kräfte zum Einsatz gegen das zweite Reich angesetzt wurden, da stand auch der politische Katholizismus mit in der Front.

Die gleichen Kräfte, die einst im ersten Reich gegen Heinrich IV. auftraten, finden wir, nur anders getarnt, im Kampfe gegen das zweite Reich. Bismarck mußte am 30. März 1873 erklären: „Es handelt sich nicht um den Kampf, wie unseren katholischen Mitbürgern eingeredet wird, einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtstreit, der so alt ist wie das Men-

schengeschlecht, der viel älter ist als die Erscheinung unseres Erlösers auf dieser Welt.“

In einem Kampf- und spannungsreichen Jahrtausend hat die katholische Kirche ihr Gesicht geprägt. Stets müssen wir uns diese Tatsache vor Augen halten. Wenn auch im kossischen Sturm die politische Kirche vorübergehend aus ihren Stellungen verjagt wurde — die Ideologien der französischen Revolution blieben von den kriegerischen Ereignissen ziemlich unberührt —, in der zur Vertreibung Napoleons geschlossenen „Heiligen Allianz“ konnte sie noch während der Freiheitskriege ihre wühlerische und zersetzende Arbeit wieder aufnehmen.

Freilich, der politische Katholizismus hat sich zur Wiederoberung der geräumten Stellungen einiger Verbündeter bedient: der Freimaurer und der Juden. In dem Dreißigjährigen Kriege wurde ja das germanische Element im deutschen Lebensraum in einer Weise dezimiert, daß in der Folgezeit von einem artbewußten, stolzen rassischen Empfinden überhaupt nicht mehr die Rede sein konnte. Im Liberalismus des 19. Jahrhunderts vollzog sich dann die verhängnisvolle „Gleichschaltung“ der Juden, zumal die Konfessionen die völkisch verwerfliche Auffassung vertreten, das Taufwasser wäre wichtiger als das Blut. Somit waren es also auch die christlichen Konfessionen, die die jüdischen „Ästheten“ zu dem verhängnisvollen Einfluß gelangen ließen, der sich schließlich in unserer jüngst vergangenen Zeit im Kulturbolschewismus offenbarte, in dem Kulturbolschewismus, der vom nationalsozialistischen Staat beseitigt werden mußte. In den politischen Salons des 19. Jahrhunderts bestimmten jüdische Weiber die Melodie und unfassbar erscheint es uns heute, daß geistige Heroen jener Zeit, wie Schleiermacher und die Brüder von Humboldt zu den die „Kultur“ bestimmenden Zirkeln gehörten. Der preußische Staatsminister, Freiherr von Hardenberg, eine gefügige Puppe in der Hand der Freimaurer, ließ am 11. März 1812, also beim Beginn der Freiheitskriege, durch ein Edikt Juden für Deutsche erklären. Die goldene Internationale des Weltkapitalismus war das Instrument der überstaatlichen Freimaurerei. Und nach der

Judenemanzipation im Jahre 1812 durften, nur zwei Jahre später, auch die Jesuiten wieder nach Preußen zurückkehren. Von neuem zerstörten der politische Katholizismus und die Freimaurerei jene völkischen Bindungen, wie sie als ordnendes und gestaltendes Prinzip aus den Schlachten der Freiheitskriege hervorgingen.

Raum ein halbes Jahrhundert später führte Bismarck die deutschen Stämme nach Versailles. Das war im Januar 1871. Die politische katholische Kirche aber hat das Einigungswerk Bismarcks mit dem Dogma der „Unfehlbarkeit des Papstes“ beantwortet. Damit war die vorübergehende Mattsetzung des politischen Katholizismus aus der Epoche Napoleons überwunden. Bereits in der „Heiligen Allianz“ ordnete die politische Romkirche mit Hilfe der Freimaurerei die Kräfte für den Angriff, und als Bismarck im Jahre 1875 den Jesuitenorden im ganzen Reiche verbieten mußte, da sprang das Zentrum in die Bresche. Zusammen mit dem Marxismus wurde jene Stoßtruppe des politischen Katholizismus zum Totengräber des Volkes. Der Marxist Hermann Müller und der Zentrumsmann Dr. Bell unterschrieben 1919 den verflavenden Vertrag in Versailles, wo Bismarck ein halbes Jahrhundert zuvor die deutschen Stämme im zweiten Reiche einigte.

Die politische Romkirche denkt immer in großen Zeiträumen. Als Pippin dem Papst das Exarchat Ravenna schenkte, das war in der Mitte des 8. Jahrhunderts, wurde der politische Katholizismus in der gleichen Weise wirksam, wie schon einige Jahrhunderte zuvor, als Geiserich, der Arianer, mit der Hinterlassenschaft Augustins zu ringen hatte. Die „Pseudoisidorischen Dekretalen“ wurden die Waffe der politischen Kirche gegen das mittelalterliche Kaisertum. Um das von Kolonisten geprägte Preußen kristallisierte sich die Front des Aufstandes gegen Rom. Aber als die schwarze, die rote und die goldene Internationale nach dem großen Kriege unumschränkt über Deutschland herrschten, als sich der politische Klerus, die Juden, die Freimaurer und die Marxisten brüderlich die Hände reichten, da sollte unser Volk ans Kreuz

geschlagen werden. Der nationale Sozialismus, der in den Augusttagen 1914 geboren und in den Eisenhageln der Materialschlachten des großen Krieges gehärtet wurde, segte in der Nationalsozialistischen Revolution den satanischen Spuk der überstaatlichen Mächte weg.

Stationen. — Über die leuchtenden Gipfel der deutschen Geschichte führt eine gerade Brücke des Erkennens zum 30. Januar 1933. Durch die dunklen Täler aber soll das Erkennen uns Wegweiser sein, denn es wäre falsch, zu glauben, der politische Katholizismus habe für immer die Segel gestrichen. Er wird heute wieder aktiv wirksam in der Katholischen Aktion und er versucht nach seinen bewährten jesuitischen Methoden Spaltpilze zu züchten in unserem völkischen Gebäude, wie es der Nationalsozialismus errichtet hat. Aus dem geschichtlichen Erkennen erwächst die Wachsamkeit als völkische Verpflichtung.

— Ende —



Hermann Hirsch
Der weiße Mantel fällt

Aus den Schicksalsjahren des Deutschen Ritterordens

87 Seiten. Gebunden RM 2.—, Leinen RM 2.70

Der Kampf zwischen Polen, Litauen und dem Deutschen Ritterorden, die Spannung zwischen dogmatischer Ordensregel und blutvollem Leben ist der Inhalt dieser Erzählung.

„Ein Stück deutsches Schicksal und deutscher Tragik! Aus der unerhört fesselnden Rückschau erkennen wir die Berechtigung und Notwendigkeit unseres Kampfes in der Gegenwart.“
Westdeutscher Beobachter, Köln

„Wieder ist man fasziniert von der klaren Sprache, von dem umfassenden Blick, mit dem Hermann Hirsch die inneren Zusammenhänge aufdeckt und klarlegt . . . So ist auch dieses Buch, in der Zeit für die Zeit geschrieben, ein politisches Buch und ein Stück deutscher Geschichte zugleich.“
Württembergische Landeszeitung, Stuttgart

Rainer Volk

Die katholische Aktion — in deutscher Sicht

3., erweiterte Auflage, etwa 300 Seiten, kart. RM 3.20,
Leinen RM 4.80

„Die wertvolle Schrift, die immer wieder auf die Quellen zurückgeht, kann nicht genug empfohlen werden.“

NS.-Briefe, Schulungsblätter der NSDAP.
im Rhein-Main-Gebiet

„Es ist eine Hauptaufgabe der nationalsozialistischen Aufklärungsarbeit, das Dunkel über diesen Gegner, die katholische Aktion, vor den Augen des Volkes aufzuhellen und seine geheimen Fäden und die Ziele seines Wirkens aufzuzeigen. Da ist dieses ohne jede Effekthascherei arbeitende Buch von Rainer Volk das einzige, das wirklich zeitlich, organisatorisch, politisch und weltanschaulich völlige Klarheit schafft. Es ist den Schulungsleitern dringend zur Anschaffung zu empfehlen.“

„Der politische Brief“, Gau Südhannover-Braunschweig

Georg Trübenmüller Verlag Stuttgart, Berlin

Kurt Eggers
Rom gegen Reich

Ein Kapitel deutscher Geschichte um Bismarck

3. Auflage, 62 Seiten, kartoniert RM 1.20

„Wer den politischen Katholizismus noch nicht sieht, dem gebe man diese Schrift in die Hand.“

Wille und Macht,

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

„Im Rahmen der Literatur über das Streben der katholischen Kirche, die einstige Machtstellung im politischen Leben wieder zu erringen, nimmt dieses Buch einen besonderen Platz ein. Seine Kenntnis gibt viel Klarheit über die heutigen Schwierigkeiten, die von dieser Seite gegen das neue Reich geführt werden.“

Aufklärungs- u. Redner-Informationsmaterial d. NSDAP.

Gustav Frenssen
Der Glaube der Nordmark

35. Auflage, 211.—215. Tausend. Kartoniert RM 2.40

Leinen RM 3.90, Ganzleder RM 8.50

Feldaussgabe RM 1.50, verpackt RM 1.60

„Wer wäre berufener, seine Auffassung zu solchen heiklen Fragen zum Ausdruck zu bringen, als ein Mann, der beide Seiten kennt, der die Vergangenheit bewußt miterlebt hat und trotzdem sein Herz der Zukunft nicht verschloß. Gustav Frenssen, der bekannte niederdeutsche Schriftsteller, ist ein solcher Mann, dem man wohl das Recht zusprechen darf, seine Meinung offen zu äußern. — Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die dichterische Kraft des 73jährigen oder die Klarheit, menschliche Beweggründe zu kennzeichnen, die entscheidend sind im Zusammenhang mit der religiösen Frage.“

Das Schwarze Korps

Ueber die Feldaussgabe: „Das Büchlein ist jetzt auch als Feldaussgabe erschienen, geschmackvoll und handlich, und wird sicher der treue Begleiter vieler Soldaten werden. Frenssens tiefe Frömmigkeit, sein klarer Blick und sein gerechtes, gütiges Urteil, das überall zuerst auch das Gute sieht, und seine schöne reife Sprache werden gerade dem Soldaten viel zu sagen haben.“

Schwarzwaldzeitung, Freudenstadt

Georg Trunkenmüller Verlag Stuttgart, Berlin

BIBLIOTEKA
UNIwersYTECKA
GDAŃSK

II 411976

Nie wypożycza się do domu

erausgabe für den Dienst-
uch der Hitler-Jugend.

Unverkäuflich!